Meyer's
Geschichts-Bibliothek
für
allgemeine Kunde
des
Kultur- und Völkerlebens.

Mit Illustrationen.

Vierter Band. Erster Theil.

Mit einer Ansicht der Thermopylen.

Hildburghausen.
Druck des Bibliographischen Instituts.

New-York:
Paul Bernhard.

Bayerische Staatsbibliothek München
A/49/242

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Das Leben eines Staatsmanns.

Wilhelm Pitt, Graf von Chatham,

geschildert von Macaulay.

Pitt's Familie war wohlhabend und achtbar. Sein Großvater war Statthalter von Madras und brachte aus Indien jenen berühmten Edelstein mit, den der Herzog von Orleans während der Regentschaft auf den Rath Saint-Simons für mehr als zwei Millionen Livres kaufte, und der noch jetzt für den kostbarsten der französischen Krondiamanten gilt. Der Statthalter Pitt kaufte Landgüter und Wahlflecken, und saß im Hause der Gemeinen als Mitglied für Old Sarum. Sein Sohn Robert wurde einmal in Old Sarum und ein zweites Mal in Oakhampton gewählt. Robert hatte zwei Söhne. Thomas, der älteste, erbte die Landgüter und die parlamentarischen Beziehungen des Vaters. Der zweite war der berühmte Wilhelm Pitt.

Er wurde im November des Jahres 1708 geboren. Ueber die früheste Zeit seines Lebens wissen wir wenig mehr, als daß er in Eton erzogen wurde und mit siebenzehn Jahren in das Dreieinigkeits-Kollegium von Oxford eintrat. Während des zweiten Jahres seines Aufenthalts auf jener Hochschule starb König Georg I., und dieses Ereigniß wurde von den Studenten nach der Weise jener Zeit in einer großen Menge mittelmäßiger Verse besungen. Bei dieser Gelegenheit schrieb Pitt einige lateinische Zeilen. Die Mu-

sen werden dringend aufgefordert, über Cäsars Urne zu weinen, denn Cäsar, sagt der Dichter, liebte die Musen — Cäsar, der nie eine Zeile von Pope las und nichts liebte, als Punsch und fette Weiber!

Pitt war von seiner Schulzeit an von der Gicht grausam gequält worden und erhielt endlich den Rath, um seiner Gesundheit willen zu reisen. Er verließ daher Oxford, ehe er noch einen Grad erlangt hatte, und besuchte Frankreich und Italien. Er kehrte übrigens von seinem Ausfluge zurück, ohne viel Linderung gefunden zu haben, und sein organisches Leiden peinigte ihn bis zu seinem Lebensende auf's Schrecklichste.

Sein Vater war jetzt todt. Er hatte den jüngeren Kindern höchst wenig hinterlassen. Wilhelm mußte nothwendig einen Beruf wählen. Er entschied sich für das Heer, und man kaufte ihm eine Fähnrichsstelle.

Wenn sein Vermögen auch klein war, so hatte doch seine Familie sowohl die Macht als den Willen, ihm zu helfen. Bei den allgemeinen Wahlen von 1734 erhielt sein ältester Bruder Thomas die Stimmen von zwei Ortschaften, von Old Sarum und von Oakhampton. Als das Parlament 1735 einberufen wurde, trat er für Oakhampton ein und ließ Wilhelm in Old Sarum wählen.

Minister Walpole stand jetzt seit vierzehn Jahren an der Spitze der Geschäfte. Er war unter den günstigsten Umständen zur Gewalt gelangt. Die gesammte Whigpartei, also die Partei, welche den Grundsätzen der Revolution besonders huldigte und ausschließlich das Vertrauen des regierenden Hauses besaß, hatte sich zur Unterstützung seiner Verwaltung zusammengeschaart. Zum Glück für ihn war er in der Zeit, als das Südsee-Schwindel-Gesetz durchging, nicht im Amte gewesen. Als die Südsee-Gesellschaft 50 Procent Dividende gab, als ihre Aktien von 100 Pfund jede auf 1100 Pfund stiegen, als die Threadneedle-Straße täglich mit Kutschen von Herzögen und Prälaten vollgepfropft war, als Geistliche und Philosophen zu Spielern wurden,

als täglich tausend ähnliche Seifenblasen in die Luft geblasen wurden, zum Beispiel die Perrücken-Gesellschaft, die Kompagnie für Einfuhr spanischer Maulesel, der Verein für Verdichtung des Quecksilbers, wurde Walpole durch seinen gesunden Verstand vor der allgemeinen Bethörung bewahrt. Oeffentlich sprach er gegen den herrschenden Wahnsinn und insgeheim gewann er durch Benutzung der Narrheit eine beträchtliche Summe. Als der Einsturz kam, als in einem einzigen Tage tausend Familien an den Bettelstab gebracht wurden, als das Volk in toller Wuth und Verzweiflung nicht bloß gegen die untergeordneten Handlanger des Schwindels, sondern auch gegen die hannöverischen Günstlinge, gegen die englischen Minister, gegen den König selbst ein Rachegeschrei erhob, als das Parlament, nach Vermögenseinziehungen und Blut verlangend, sich versammelte, als Mitglieder des Hauses der Gemeinen beantragten, daß die Direktoren der Schwindelei so wie im alten Rom die Vatermörder behandelt, also in Säcke gesteckt und in die Themse gestürzt werden sollten, da war Walpole der Mann, auf den alle Parteien ihre Blicke richteten. Walpole, das Haupt der Whigs, kam an die Spitze der Regierung.

Aber gleich bei der Bildung seines Ministeriums verwandelte er einen seiner tüchtigsten und eifrigsten Anhänger in einen Todfeind. Pulteney konnte vermöge seiner öffentlichen Haltung wie wegen seiner Stellung im Privatleben in der neuen Verwaltung einen hohen Platz beanspruchen. Er besaß ein unermeßliches Vermögen, sein Privatcharakter war höchst achtbar. Er war bereits ein ausgezeichneter Redner und hatte in einem wichtigen Posten Geschäftserfahrung erlangt. Er hatte sich durch keinen Glückswechsel in seiner Beständigkeit irren lassen. Als sich die Whigpartei in zwei Fraktionen spaltete, hatte Pulteney ein einträgliches Amt aufgegeben, um dem Glücksstern Walpole's zu folgen. Und doch erhielt er, als Walpole zur Gewalt zurückkehrte, keine Einladung, eine Stelle zu

übernehmen. Zwischen den Freunden kam es zu einer hitzigen Unterredung. Der Gekränkte schloß sich der Minderheit an und wurde der größte Leiter der Opposition, den das Haus der Gemeinen jemals gesehen hat.

Von allen Ministern war Carteret der beredteste und gebildetste. Seine Talente für die Debatte gehörten der ersten Rangordnung an, in seiner Kenntniß der auswärtigen Angelegenheiten war er jedem lebenden Staatsmanne überlegen, seine Anhänglichkeit an die protestantische Thronfolge ließ sich nicht bezweifeln. Aber es war in einer Regierung für ihn und Walpole kein Raum. Carteret zog sich zurück und gehörte von dieser Zeit an zu den hartnäckigsten und furchtbarsten Feinden seines alten Amtsgenossen.

Wenn es einen Mann gab, von dem sich erwarten ließ, daß Walpole ihm gern einen Antheil an der Gewalt einräumen werde, so war dies Lord Townshend. Sie waren von Geburt entfernte Verwandte, und hatten sich durch Heirath einander nahe verschwägert. Sie waren von Kindheit an Freunde und in Eton Schulgenossen gewesen. Ihre Landsitze in Norfolk grenzten an einander. Sie waren unter Godolphin zusammen im Amte gewesen und, als Harley zur Gewalt gelangte, Arm in Arm zur Opposition übergegangen. Dasselbe Haus der Gemeinen hatte beide verfolgt, und nach dem Tode Anna's waren sie vereint in's Ministerium zurückgekehrt. Dann hatte Sunderland die treuen Genossen abermals vertrieben, und der eine wie der andere war an die alte Stelle gerückt, sobald Sunderland's Einfluß zu seinem Ende neigte. Ihre Ansichten über öffentliche Angelegenheiten fielen fast durchweg zusammen. Sie waren beide Männer von offenem, edlem und warmem Gemüth. Lange Jahre war ihr Verkehr ein freundlicher und herzlicher gewesen. Aber die Bande des Blutes, der Schwägerschaft und der Freundschaft, die Erinnerung an gegenseitige Dienste, gemeinschaftliche Siege und Niederlagen waren nicht stark genug, jenen Ehrgeiz zu zügeln, welcher

alle Tugenden und Fehler Walpole's überragte. Er hatte beschlossen, wie sein eigener Ausdruck war, daß die Firma des Hauses nicht Townshend und Walpole, sondern Walpole und Townshend seyn solle. Zuletzt geriethen die Nebenbuhler in einer großen Gesellschaft in einen persönlichen Streit, faßten einander beim Kragen und griffen zu den Degen. Die Damen kreischten auf, die Herren trennten die Streitenden. Durch freundliche Vermittelung wurde das Aergerniß eines Zweikampfes zwischen Vettern, Schwägern, alten Freunden und Amtsgenossen vermieden. Aber die Gegner konnten nun nicht länger zusammengehen. Townshend zog sich zurück und weigerte sich mit seltener Mäßigung und Vaterlandsliebe, ferner an der Politik Antheil zu nehmen. Er kam nach seinem Rücktritt nie wieder nach London und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in würdiger Muße unter den Bäumen und Gemälden von Rainham.

Darauf ging Chesterfield. Auch er war ein Whig und ein Freund der protestantischen Erbfolge. Er war ein Redner, ein Höfling, ein Witzbold und ein Gelehrter. Er gab den Ton an in Tagen, da man, um im Reiche der Mode zu herrschen, nicht bloß albern und anmaßend zu seyn brauchte. Er ließ hervortreten, daß er sich dem Uebergewicht Walpole's mit Unwillen füge. Er murrte gegen das Steuergesetz, und seine Brüder stimmten im Hause der Gemeinen dagegen. Der Minister zeigte nun die beiden Eigenschaften, die ihm, jede an ihrem Ort, eigenthümlich waren: Vorsicht in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, Energie, wo seine Macht auf dem Spiele stand. Er nahm sein Gesetz zurück und trieb alle seine feindlichen oder schwankenden Amtsgenossen aus dem Ministerium. Chesterfield wurde an der großen Treppe von St. James angehalten und aufgefordert, den Stab zu überantworten, den er als königlicher Oberhofmeister trug. Eine Menge edler und mächtiger Würdenträger, die Herzöge von Montrose und Bolton, Lord Burlington, Lord Stair, Lord

Cobham, Lord Marchmont, Lord Clinton, wurden gleichzeitig aus dem Dienste der Krone entlassen.

Nicht lange nach diesen Ereignissen erhielt die Opposition eine neue Verstärkung, indem der Herzog von Argyle, ein zwar ruhmrediger und wankelmüthiger, zugleich aber tapferer, beredter und volksbeliebter Mann, zu ihr übertrat. Seinen Bemühungen dankte man es hauptsächlich, daß das Haus Braunschweig sofort nach Anna's Tode in England friedlich zur Regierung gelangte, und daß der jakobitische Aufstand, der im folgenden Jahre in Schottland ausbrach, unterdrückt worden war. Er führte der Minderheit das moralische Gewicht seines Namens zu, seine Talente und seinen bestimmenden Einfluß auf sein Geburtsland.

Betrachtet man diese Fälle einzeln, so läßt sich von einem geschickten Vertheidiger bei jedem für Walpole eine Entschuldigung auffinden. Wenn wir aber sehen, daß in einem langjährigen Zeitraume alle seine Fußtapfen auf denselben Weg hindeuten, daß die hervorragendsten der öffentlichen Charaktere, welche mit dem Minister in ihren allgemeinen Ansichten über Politik übereinstimmten, ihn einer nach dem anderen verließen, sich mit Bitterkeit und Zorn von ihm abwendeten, so müssen wir nothwendig glauben, daß die richtige Erklärung dieser Erscheinung in den Worten seines Sohnes liege: „Sir Robert Walpole liebte die Macht so sehr, daß er keinen Nebenbuhler zu dulden vermochte".

Der Opposition, oder den Patrioten, wie man sie damals nannte, schlossen sich die ausgezeichnetsten der jungen Männer an, welche in dieser Zeit in das öffentliche Leben eintraten. Diese unerfahrenen Politiker empfanden die ganze Begeisterung, die der Name der Freiheit in jugendlichen und glühenden Seelen naturgemäß erweckt. Sie waren sich bewußt, daß die Theorie der Tory-Opposition und die Praxis der walpole'schen Regierung den Grundsätzen der Freiheit gleichmäßig widerstreite. Demnach schaarten sie sich um das Banner, das Pulteney aufgepflanzt hatte. Unter den jun-

gen Männern, welche sich diesem Theil der Opposition anschlossen, zeichneten sich Lyttelton und Pitt am meisten aus.

Als Pitt in das Parlament eintrat, beobachtete die gesammte politische Welt aufmerksam die Entwickelung eines Ereignisses, das der Opposition und namentlich dem Theile derselben, dem sich der junge Staatsmann angereiht hatte, in Bälde eine große Machtvermehrung zuführte. Der Prinz von Wales hatte sich seinem Vater und den Ministern mehr und mehr entfremdet und sich immer enger an die Patrioten angeschlossen.

Es kann nichts natürlicher seyn, als daß in einer Monarchie, wo es eine konstitutionelle Opposition gibt, der Thronerbe an die Spitze derselben trete. Jede Regung von Ehrgeiz und Eitelkeit treibt ihn zu diesem Verfahren hin. In der Schätzung der Partei, welche im Amte ist, kann er nur den zweiten Platz einnehmen. Bei der Partei, welche außen steht, ist er der ersten Stelle sicher. Die größte Gunst, welche die bestehende Verwaltung von ihm zu erwarten hat, besteht darin, nicht abgesetzt zu werden. Wenn er sich aber der Opposition anschließt, so hoffen alle seine Bundesgenossen von ihm befördert zu werden. Nun sind aber die Gefühle, welche die Menschen für Jemand hegen, von dem sie große Vortheile, die sie noch nicht besitzen, erwarten dürfen, viel wärmer als die Empfindungen, mit denen sie auf einen Mann blicken, der sie glücklichsten Falls im Genusse Dessen läßt, was sie bereits haben. Will daher ein vermuthlicher Thronerbe des Vergnügens, das sich aus Schmeichelreden und Ehrenbezeugungen schöpfen läßt, im höchsten Grade froh werden, so muß er sich stets mit Denen verbinden, deren Bestreben dahin geht, sich zur Macht aufzuschwingen. Dies ist nach unserer Meinung die richtige Erklärung einer Thatsache, die Lord Grenville einer gewissen angeborenen Eigenthümlichkeit des erlauchten Hauses Braunschweig zuschrieb. „Diese Familie“, sagte er im Rath, nachdem er wahrscheinlich seine täglichen zwei Flaschen Burgunder getrunken hatte, hat stets

gezankt und wird dies von Geschlecht zu Geschlecht fortsetzen". Er konnte von der Sache etwas wissen, denn er war durch drei Geschlechtsfolgen ein Günstling des königlichen Hauses gewesen. Wir können diese Erklärung nicht zulassen, aber die Thatsache läßt sich nicht bezweifeln. Seit der Thronbesteigung Georg's I. hat es vier Prinzen von Wales gegeben, und alle vier sind fast beständig in Opposition gewesen.

Welche Motive es auch gewesen seyn mögen, die den Prinzen Friedrich bestimmten, sich mit den Gegnern Sir Robert Walpole's zu vereinigen, so flößte seine Unterstützung vielen Mitgliedern jener Partei einen Muth und eine Energie ein, deren sie höchlich bedurften. Die Leiter der Opposition durften sich nun rühmen, daß ihr Verfahren von einer Person gebilligt werde, die an der Aufrechterhaltung der Thronfolgeordnung so nahe als der König selbst betheiligt sey, und daß sie nicht etwa den Tories dienten, sondern diese Partei im Gegentheil auf die Seite der Whigs herübergezogen hätten. Man muß in der That zugeben, daß die königliche Familie durch das Zerwürfniß ihrer beiden hervorragendsten Mitglieder eher gestärkt als geschwächt wurde, obgleich sowohl der König wie der Prinz in einer Weise auftraten, die ihnen wenig zur Ehre gereichte, obgleich sich der Vater barsch, der Sohn unehrerbietig, und der eine wie der andere kindisch benahm. Eine zahlreiche Klasse von Politikern, die sich zur fortwährenden Ausschließung von allen Aemtern verurtheilt geglaubt hatte und in ihrer Verzweiflung dem Entschlusse nahe gekommen war, zu einer Gegenrevolution, als dem einzigen Mittel, das den Bann lösen könne, mitzuwirken, sah jetzt mit Befriedigung einen bequemeren und mehr sicheren Weg zur Gewalt sich öffnen, und hielt es für viel gerathener, so lange zu warten, bis die Krone im natürlichen Laufe der Dinge an den Erben des Hauses Braunschweig gelange, als Besitzthum und Hals an einen Aufstand für das Haus Stuart zu wagen. Die Stellung des königlichen Hauses glich der Lage jener schottischen Familien, in denen Vater und Sohn während der Re-

bellion entgegengesetzte Seiten wählten, damit das Erbgut nicht verwirkt werde, wie es auch kommen möge.

Im April des Jahres 1736 verheirathete sich Friedrich mit der Prinzessin von Sachsen-Gotha, mit der er späterhin ganz ähnlich lebte, wie sein Vater mit der Königin Karoline. Der Prinz betete seine Gemahlin an und sah in ihr an Geist wie an Körperschönheit das bezauberndste Wesen ihres Geschlechts. Er war aber der Meinung, daß eheliche Treue eine unfürstliche Tugend sey, und wollte Heinrich IV. und dem verworfenen Regenten Orleans gleichen, so daß er eine Ausgelassenheit affektirte, die seinem Geschmack nicht entsprach, und die einzige Frau, welche er liebte, um häßliche und widerwärtige Maitressen häufig verließ.

Die Adresse, die das Haus der Gemeinen dem Könige bei der Verheirathung des Prinzen überreichte, wurde nicht von den Ministern beantragt, sondern von Pulteney, dem Leiter der Whigs in der Opposition. Bei diesem Antrage sprach Pitt, der während der ganzen Sitzung, in der er in das Haus getreten war, geschwiegen hatte, zum ersten Male. Er wurde von dem Tage seines ersten Auftretens an stets gern gehört, und die Uebung entwickelte bald die großen Anlagen, die er besaß.

In unserer Zeit ist die Zuhörerschaft eines Parlamentsmitgliedes die Nation. Die drei- bis vierhundert Personen, welche anwesend seyn mögen, wenn eine Rede gehalten wird, finden vielleicht an der Stimme und dem Auftreten eines Redners Gefallen oder Mißfallen, aber in den Berichten, die am nächsten Tage von Hunderttausenden gelesen werden, geht der Unterschied zwischen der edelsten und gemeinsten Gestalt, zwischen den vollsten und dünnsten Tönen, zwischen der anmuthigsten und plumpesten Haltung vollständig verloren. Vor hundert Jahren ließ man kaum jemals einen Bericht über die Vorgänge innerhalb der Mauern des Unterhauses nach Außen dringen. In jenen Zeiten kam daher Alles auf den Eindruck an, den ein Redner auf die Personen machte, welche ihn thatsächlich hörten. Sein Ruf

außerhalb des Hauses hing ganz von den Urtheilen ab, welche die persönlich Anwesenden fällten. In dem Parlamente jener Tage waren daher, wie in den alten Republiken, diejenigen Eigenschaften, welche die unmittelbare Wirkung des Wortes verstärken, einem Redner viel unentbehrlicher als gegenwärtig. Alle diese Gaben besaß Pitt im höchsten Grade. Er würde auf der Bühne der schönste Brutus oder Coriolan gewesen seyn, den man nur hätte sehen können. In der Zeit seines Verfalles, als seine Gesundheit zerrüttet, sein Geist herabgestimmt war, als er nicht mehr zu der stürmischen Versammlung sprach, deren wechselnde Stimmungen er genau kannte, und über die er einen unbegrenzten Einfluß ausübte, sondern zu einem kleinen, trägen und unfreundlichen Kreise, da war sein Sprechen ein leises, eintöniges Gemurmel, das nur Die verstanden, welche ganz in seiner Nähe saßen. In heftiger Aufregung erhob er seine Stimme auf einige Minuten, sank aber dann gleich wieder zu seinem unverständlichen Murmeln herab. So war der Graf von Chatham, allein so war nicht Wilhelm Pitt. Als er zum ersten Male im Parlamente erschien, besaß er eine auffallend anmuthige und gebietende Gestalt, hohe und edle Züge, ein feuriges Auge. Seine Stimme wurde selbst dann, wenn sie zu einem Geflüster herabsank, auf den entferntesten Bänken gehört; ließ er sie aber zu ihrer vollen Stärke anschwellen, so war ihr Klang wie das Tönen der Orgel eines großen Doms, erschütterte das Haus mit seinen Schwingungen und wurde über Vorzimmer und Treppen hinaus gehört. Er pflegte alle diese außerordentlichen Vorzüge mit der unabläſſigsten Sorgfalt. Von seiner Aktion sagt ein höchst übelwollender Beurtheiler, daß Pitt darin Garrick erreicht habe. Sein Mienenspiel war bewunderungswürdig; er brachte häufig einen Redner der Gegenpartei durch einen einzigen unwilligen oder höhnischen Blick außer Fassung. Ihm stand jeder Ton zur Verfügung, von dem leidenschaftlichen Schrei bis zu dem leicht hingeworfenen Worte. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Mühe, die er sich

gab, seine großen persönlichen Vortheile noch zu vermehren, in gewisser Beziehung schadete und in ihm jene Vorliebe für Theateraffekte nährte, die, wie wir bereits bemerkt haben, eine der am stärksten hervortretenden Schwächen seines Charakters war.

Pitt verdankte jedoch den ungemeinen Einfluß, den er fast dreißig Jahre lang auf das Haus der Gemeinen ausübte, nicht etwa allein oder auch nur vorwiegend seinen äußeren Vorzügen. Er war ohne allen Zweifel ein großer Redner, und die Beschreibungen seiner Zeitgenossen wie die Fragmente seiner Reden, die sich erhalten haben, machen es uns möglich, die Natur und Ausdehnung seiner oratorischen Mittel zu erkennen.

Durchdachte Reden waren aber seine Sache nicht. „Es gab nie einen Mann", sagt ein Kritiker, der ihn oft hörte, „der so wenig vorher wußte, was er sprechen werde".

Er war aber doch in der Debatte nicht groß. Daß er dies in der ersten Zeit seines Eintrittes in das Haus der Gemeinen nicht seyn konnte, ist natürlich. Schwerlich wird irgend Jemand dieses Ziel ohne lange Uebung und viele Fehlgriffe erreicht haben. Nur in langsamem Aufsteigen, wie Burke sagt, wurde Fox der Jüngere der glänzendste und kräftigste Kampfredner, den es je gegeben hat. Fox schreibt seine Versuche selbst dem Entschlusse zu, den er noch als ganz junger Mensch gefaßt hatte, in jeder Nacht mindestens einmal zu reden, gut oder schlecht, wie es eben komme. „Während der Dauer von fünf ganzen Jahressitzungen", pflegte er zu sagen, „erhob ich mich in jeder Nacht, eine ausgenommen, und ich kann bloß bedauern, daß ich nicht auch in jener Nacht sprach".

Wenn diese Kunst aber eine solche ist, die selbst die begabtesten Männer selten ohne lange Uebung bemeistern, so gehört sie auch zu denen, welche von wirklich talentvollen, mit Fleiß und Beharrlichkeit arbeitenden Rednern fast unfehlbar erlangt werden. Es ist auffallend, daß Pitt in dieser Kunst nicht zu hoher Auszeichnung durchdrang, er, der

doch große Talente, die fließendste Sprache und viel Muth besaß, sein ganzes Leben in parlamentarischen Kämpfen verbrachte und verschiedene Jahre im Hause der Gemeinen als leitender Minister der Krone auftrat. Er sprach ohne Vorbereitung, aber seine Rede folgte dem Gange seiner eigenen Gedanken und nicht den Wendungen der vorangegangenen Debatte. In seinen Reden wimmelte es von stattlichen Vergleichen, treffenden Denksprüchen, gut erzählten Anekdoten, glücklichen Anspielungen, leidenschaftlichen Anklagen. In Angriffen und Sarkasmen war er schrecklich. Vielleicht wurde nie ein englischer Redner so wie er gefürchtet.

Was seinem Vortrage am meisten Eindruck verschaffte, war das aufrichtige, gefühlvolle und sittlich erhabene Wesen, das in Allem lag, was er sprach. Die Begeisterung des Redners verbreitete sich über das ganze Haus; seine Gluth und edle Haltung erwärmten den kältesten Verstand und verliehen der knabenhaftesten Anspielung Würde.

Seine Gaben begannen der Regierung bald unbequem zu werden, und Walpole beschloß, an dem patriotischen Fähnrich ein Beispiel zu geben. Pitt wurde demnach aus dem Dienste entlassen.

Pitt verlor durch seine Absetzung nicht. Er wurde zum Kammerherrn des Prinzen von Wales ernannt und fuhr fort, gegen die Minister mit unverminderter Heftigkeit und zunehmendem Talente zu eifern. Die seerechtliche Frage, welche damals zwischen Spanien und England verhandelt wurde, rief alle seine Geisteskräfte hervor. Er forderte den Krieg.

Die Wahlen von 1741 waren Walpole ungünstig, und nach einem langen, hartnäckigen Kampfe fand er es nöthig, vom Amte zurückzutreten.

Durch die Neubildung der Verwaltung wurde fast jedes Mitglied der Opposition getäuscht, und Niemand mehr als Pitt. Man gab ihm keine Stelle, und er steifte sich darum fest auf sein altes Geschäft als Patriot. Es war für ihn ein Glück, daß er dies that. Hätte er in dieser Zeit eine

Stelle erhalten, so würde aller Wahrscheinlichkeit nach von der Unbeliebtheit Pulteney's, Sandy's und Carteret's ein reichlicher Antheil auf ihn gekommen seyn. Er war jetzt der Unbändigste und Unversöhnlichste von Allen, welche nach Rache gegen Walpole riefen. Er sprach mit großer Energie und Gewandtheit für die ungerechtesten und gehässigsten Anträge, welche die Feinde des gefallenen Ministers nur ersinnen konnten. Er drängte das Haus der Gemeinen, ein heimliches Gericht niederzusetzen, das den Auftrag erhalte, das Betragen des ehemaligen ersten Lords des Schatzamtes zu untersuchen. Dies geschah. Die große Mehrzahl der Inquisitoren war gegen den angeklagten Staatsmann notorisch feindlich. Und doch mußten die Richter gestehen, daß sie keinen Makel an ihm finden könnten. Sie forderten daher neue Vollmachten und ein Gesetz über Schadloshaltung der Zeugen, oder, mit klaren Worten zu sprechen, die Bestimmung, daß Alle belohnt werden sollten, die gegen den Grafen von Orford wahre oder falsche Aussagen machten.

Die Lords verwarfen das Entschädigungs-Gesetz. Walpole entzog sich in Ruhe der öffentlichen Aufmerksamkeit, und bald füllte Carteret den breiten Platz, den er leer gelassen hatte. Pitt begann nun gegen Carteret mit demselben Eifer zu donnern, den er gegen Sir Robert an den Tag gelegt hatte. Er übertrug auf Carteret die meisten der starken Bezeichnungen, die seiner Beredtsamkeit geläufig waren, wie alleiniger Minister, trauriger Minister, gehässiger Minister, abscheulicher Minister. Der Lieblingsgegenstand von Pitt's Angriffen war die Gunst, die den deutschen Besitzungen des Hauses Braunschweig bewiesen werde. Den Gebrauch, hannoversche Truppen mit englischem Gelde zu bezahlen, griff er mit großer Heftigkeit an und mit einer Gewandtheit, die ihn unter den parlamentarischen Rednern auf den ersten Rang erhob. Das Haus der Gemeinen hatte neuerdings mehrere seiner ausgezeichnetsten Zierden verloren. Walpole und Pulteney hatten Peersplätze angenommen, Sir William Wyndham war gestorben, und unter dem

neu aufkeimenden Geschlechte befand sich Keiner, der sich im Ganzen mit Pitt hätte messen können.

Während der Parlamentsferien von 1744 starb die alte Herzogin von Marlborough. Sie hinterließ Pitt ein Legat von 10,000 Pfund, in Anbetracht „des Edelmuthes, womit er die Gesetze Englands vertheidigt und den Untergang seines Vaterlandes verhütet habe".

Das Testament wurde im August gemacht. Im Oktober starb die Herzogin. Im November war Pitt ein Hofmann. Die Pelhams hatten den König gezwungen, sich sehr gegen seinen Willen mit Lord Carteret, der jetzt Graf Granville geworden war, zu einigen. Nach ihrem Siege schritten sie dazu, die Regierung auf der Basis zu bilden, der man den Spottnamen der „breiten Grundlage" gegeben hat. Lyttelton erhielt einen Platz im Schatzamte, und auch für verschiedene andere Freunde Pitt's wurde gesorgt. Pitt selbst mußte sich aber zur Zeit noch mit Versprechungen begnügen. Der König grollte ihm auf das Stärkste wegen einiger Ausdrücke, die der leidenschaftliche Redner bei der Debatte über die hannoverschen Truppen gebraucht hatte. Newcastle und Pelham sprachen indessen ihre feste Zuversicht aus, daß die Zeit und ihre Bemühungen den königlichen Unwillen besänftigen würden.

Pitt seinerseits versäumte nichts, was seine Zulassung zum Amt erleichtern konnte. Er entsagte seiner Stelle im Hofhalt des Prinzen Friedrich und strengte, als das Parlament wieder eröffnet wurde, seine Beredtsamkeit zur Unterstützung der Regierung an. Die Pelhams waren in ihren Bemühungen, die starken Vorurtheile zu zerstören, die im Herzen des Königs Wurzel geschlagen hatten, vollkommen aufrichtig. Sie wußten, daß Pitt kein Mann war, der sich leicht betrügen, oder ungestraft beleidigen ließ. Sie fürchteten, es werde ihnen nicht lange gelingen, ihn mit Versprechungen hinzuhalten. Es lag auch nicht in ihrem Interesse, mit ihm bloß zu spielen.

Die Minister waren gegen den König so freundlich,

wenigstens ein Zugeständniß zu machen. Sie willigten ein, daß Pitt nicht an einen Platz gestellt werde, der ihn zu häufigen Unterredungen mit dem Könige nöthigt. Anstatt also ihren neuen Verbündeten zum Kriegssekretär zu machen, wie ursprünglich ihre Absicht gewesen war, ernannten sie ihn zum Viceschatzmeister von Irland und beförderten ihn nach wenigen Monaten zu dem Amte eines Zahlmeisters der Armee.

Dies war zu jener Zeit eine der einträglichsten Regierungsstellen. Die Besoldung war der kleinste Theil der Einkünfte, welche der Zahlmeister aus seinen Geschäften ableitete. Man gestattete ihm, eine große Summe, die selbst in Friedenszeiten selten unter 100,000 Pfund betrug, fortwährend in den Händen zu behalten und die Interessen dieser Summe zu seinem Nutzen zu verwenden. Dieser Gebrauch wurde nicht geheim gehalten; er galt keineswegs für unehrenhaft. Männer von unzweifelhafter Redlichkeit befolgten ihn vor und nach Pitt's Zeit. Er weigerte sich übrigens, einen Heller mehr anzunehmen, als der mit seiner Stelle gesetzlich verbundene Gehalt betrug. Es war üblich gewesen, daß die fremden Fürsten, welche von England Sold empfingen, dem Zahlmeister der Armee von ihren Subsidien einen geringen Procentsatz gewährten. Diesen schimpflichen Vortheil lehnte Pitt ab.

Eine Uneigennützigkeit dieser Art war in jener Zeit höchst selten. Sein Benehmen überraschte und belustigte die Politiker. In der ganzen Masse des Volkes erweckte es die lebhafteste Bewunderung. Trotz der Widersprüche, die sich Pitt hatte zu Schulden kommen lassen, trotz des auffallenden Kontrastes zwischen seiner Heftigkeit in der Opposition und seiner Zahmheit im Amt besaß er das öffentliche Vertrauen noch in einem hohen Grade. Pitt galt für einen Mann, der über jede gemeine Versuchung erhaben sey. Wenn er unrecht handelte, so mochte dies aus einer irrigen Ansicht, aus Groll, vielleicht auch aus Ehrgeiz hervorgehen.

Aber so arm er war, gegen jeden Argwohn, daß er habsüchtig sey, hatte er sich gesichert.

Acht ruhige Jahre folgten, 8 Jahre, in deren Verlauf die Minderheit, die seit dem Sturz Lord Grenville's stets schwach gewesen war, immer mehr dahin schwand, bis sie zuletzt fast unsichtbar wurde. Im Jahr 1748 wurde mit Frankreich und Spanien Friede geschlossen. 1751 starb Prinz Friedrich und mit ihm der letzte Schimmer von Opposition. Alle ausgezeichneten Mitglieder der Partei, welche Walpole unterstützt hatte, und der Fraktion, die ihm entgegen gewesen war, vereinigten sich unter seinem Nachfolger.

In der ersten Zeit des Jahres 1754 erfolgte, Jedermann unerwartet, der Tod des Premiers, Heinrich Pelham's. „Jetzt werde ich keine Ruhe mehr finden", rief der alte König aus, als er mit dem Ereigniß bekannt gemacht wurde. Er sprach die Wahrheit. Es war Pelham gelungen, sämmtliche Talente des Königreichs zu vereinigen und zusammenzuhalten. Durch seinen Tod erledigte sich der höchste Posten, zu dem ein englischer Unterthan aufsteigen kann, und in demselben Augenblicke verschwand auch der Einfluß, der so viele unruhige und ehrgeizige Köpfe neben einander gestellt und gezügelt hatte.

Eine Woche nach Pelham's Tode wurde der Beschluß gefaßt, den Herzog von Newcastle an die Spitze des Schatzamtes zu stellen.

Pitt lag in Bath krank, aber wäre er auch gesund und in London gewesen, so würde doch weder Newcastle noch der König die Neigung gehabt haben, ihm Eröffnungen zu machen. Robinson, ein Mann von mittelmäßigem Talente, wurde Staatssekretär, ihm vertraute man die Leitung des Unterhauses an.

Als Pitt von Bath zurückkehrte, stellte er sich höchst gleichgültig, obgleich sein stolzes Herz von Groll überkochte. Er beklagte sich nicht, daß man ihn übergangen habe, sondern erklärte öffentlich, daß nach seiner Meinung der geniale Fox am geeignetsten sey, das Haus der Gemeinen zu leiten.

Da die Nebenbuhler ein gemeinschaftliches Interesse und dieselben Feindschaften hatten, so versöhnten sie sich und entwarfen mit einander einen Feldzugsplan für die nächste Sitzung. „Sir Thomas Robinson leitet uns also!" sagte Pitt zu Fox. „Der Herzog könnte eben so gut seinen Stiefel in's Parlament schicken".

Die Wahlen von 1754 waren der Regierung günstig. Aber die auswärtigen Angelegenheiten gewannen ein drohendes Ansehen. In Indien hatten die Engländer auch noch nach dem aachener Frieden weiter nichts gethan, als sich gegenseitig die Kehlen abzuschneiden. In Amerika hatten sie neuerdings dieselbe Gewohnheit angenommen. Es ließ sich voraussehen, daß böse Tage im Anzuge seyen, Zeiten, die ganz andere Männer fordern würden, als einen Newcastle und Robinson.

Im November versammelte sich das Parlament, und noch vor dem Ende des Monats war der neue Staatssekretär von dem Kriegszahlmeister und dem Kriegssekretär so unbarmherzig gequält worden, daß er sich aus seiner Stellung herzlich wegsehnte. Fox griff ihn mit großer Kraft und Schärfe an. Pitt affektirte für Sir Thomas eine gewisse mitleidige Rücksicht und richtete seine Waffen hauptsächlich gegen Newcastle. Bei einer Gelegenheit fragte er mit einer Donnerstimme, ob das Parlament bloß dazu da sey, die Befehle eines zu mächtigen Unterthans zu registriren? Der Herzog wußte sich nicht mehr zu helfen. Er trug Bedenken, die Meuterer zu entlassen, wollte sie auch nicht befördern, und mußte sich doch nothwendig für etwas bestimmen. Fox, als der am wenigsten Stolze und Unlenkbare des aufrührerischen Paars, erhielt den Vorzug. Es wurde ihm ein Platz im Kabinet angetragen, unter der Bedingung, daß er dem Ministerium im Parlament eine ausreichende Unterstützung gewähre. In einer bösen Stunde für seinen Ruf und sein Glück nahm er das Anerbieten an und trennte sich von Pitt, der ihm diesen Abfall nie verzieh.

Mit Fox' Hülfe gelang es Sir Thomas, die Geschäfte des Jahres ohne besondere Schwierigkeiten zu erledigen. Pitt wartete seine Zeit ab. Die zwischen Frankreich und England schwebenden Unterhandlungen gewannen mit jedem Tage ein unerfreulicheres Ansehen. Gegen das Ende der Sitzung benachrichtigte der König das Haus der Gemeinen in einer Botschaft, daß er es nöthig gefunden habe, Vorbereitungen für den Krieg zu treffen. Das Haus antwortete mit einer Dankadresse und einer Kreditbewilligung. Während der Parlamentsferien wurde der alte Haß der beiden Völker durch mehrere unheilvolle Ereignisse entzündet. In Amerika wurde eine englische Truppenabtheilung vernichtet, und in den westindischen Meeren nahmen englische Kreuzer verschiedene französische Kauffahrer weg. Es war offenbar, daß eine Berufung an die Waffen nahe bevorstehe.

Das erste Augenmerk des Königs war darauf gerichtet, Hannover zu sichern, und Newcastle hatte den besten Willen, den Wunsch seines Herrn zu erfüllen. Nach der Sitte der Zeit schloß man Verträge mit mehreren kleinen deutschen Fürsten, die sich verpflichteten, für englisches Geld Truppen zu stellen. Da man den Argwohn hegte, daß Friedrich II. nach den kurfürstlichen Staaten seines Oheims lüstern sey, so gab man Rußland Subsidien, damit diese Macht Preußen in Schach halten möge.

Als der Inhalt dieser Verträge bekannt wurde, entstand im ganzen Königreiche ein Murren, aus dem ein scharfblikkender Beobachter ohne Mühe schließen konnte, daß ein Sturm im Anzuge sey. Newcastle stieß auf eine starke Opposition, der sich selbst solche anschlossen, welche er stets als seine Werkzeuge betrachtet hatte. Legge, der Kanzler des Schatzes, weigerte sich, die Anweisungen auf die Staatskasse zu unterzeichnen, deren man bedurfte, um die Verträge in Wirksamkeit zu setzen. Die Personen, welche der allgemeinen Meinung nach im Vertrauen des jungen Prinzen von Wales und seiner Mutter waren, führten eine wahrhaft drohende Sprache. In dieser Noth ließ Newcastle Pitt

zu sich kommen, empfing ihn mit Händedruck und Umarmung und lispelte ihm, indem er bald das gewinnendste Lächeln annahm, bald Thränen vergoß, die schmeichelhaftesten Lobsprüche und die glänzendsten Versprechungen in's Ohr. Von dem König, der bis dahin gegen Pitt so finster als möglich gewesen war, sagte er, daß er Pitt beim Lever auf's Freundlichste empfangen werde; Pitt solle in's Kabinet gerufen und bei jedem Geschäft zu Rathe gezogen werden, wenn er nur so gut seyn wolle, im Hause der Gemeinen für die hessische Subsidie zu sprechen. Pitt lehnte die angebotene Ministerstelle mit kühlen Worten ab, betheuerte seine Liebe und Ehrfurcht für den König und sagte, daß er, wenn Se. Majestät bei dem Vertrage mit Hessen ein starkes persönliches Interesse habe, von der Richtschnur, die er sich gezogen habe, in soweit abweichen werde, daß er jenen Traktat zu unterstützen verspreche. „Schön, aber die russische Subsidie?" fragte Newcastle. „Nein", antwortete Pitt, „kein System von Subsidien". Der Herzog rief Lord Hardwicke zu Hülfe, aber Pitt blieb unbeugsam. Murray wollte, Robinson konnte nichts thun. Man mußte zu Fox seine Zuflucht nehmen. Er wurde Staatssekretär und Leiter im Unterhause mit voller Autorität; Sir Thomas erhielt aus den irischen Staatseinkünften einen Ruhegehalt angewiesen.

Im November des Jahres 1755 versammelte sich das Parlament. Die Spannung der Nation erreichte ihren höchsten Gipfel. Nach zehn stillen Jahren sollte es wieder eine Opposition geben, die der muthmaßliche Thronerbe begünstigte und der glänzendste Redner der Zeit führte. Die Adreßdebatte stand lange als einer der größten parlamentarischen Kämpfe jener Generation im Andenken. Sie begann um drei Uhr Nachmittags und dauerte bis zur fünften Morgenstunde. In dieser Nacht hielt Gerard Hamilton jene einzige Rede seines Lebens, von der er seinen Spottnamen erhielt. Seine Beredtsamkeit stellte jeden Redner in den Schatten, nur Pitt nicht, der anderthalb Stunden lang mit außerordentlicher Energie und Wirkung gegen die Sub=

sidien sprach. Seine Macht der Rede, die bereits früher der Schrecken der Majorität Walpole's und Carteret's gewesen war, entfaltete sich jetzt in ihrer höchsten Vollendung vor einem Zuhörerkreise, der seit langer Zeit solche Leistungen nicht kannte. Ein Fragment dieser berühmten Rede ist in einem ziemlich wohl erhaltenen Zustande auf uns gekommen. Pitt vergleicht darin die Koalition zwischen Fox und Newcastle mit der Vereinigung der Rhone und Saone. „In Lyon", sagte Pitt, „führte man mich zu der Stelle, wo die beiden Ströme sich verbinden, der sanfte, schwache und trotz seines langsamen Laufes nicht tiefe Fluß mit dem lärmenden und ungestümen Gefährten. Aber so verschieden sie auch sind, sie vereinigen sich trotzdem". Das von der Opposition gestellte Amendement fiel gegen eine bedeutende Majorität und Pitt und Legge wurden auf der Stelle von ihren Aemtern enthoben.

Mehrere Monate war der Kampf im Unterhause ein außerordentlich scharfer. Ueber das Budget wurde warm debattirt und noch heftiger über die Subsidienverträge. Die Regierung siegte bei jeder Abstimmung, aber der Ruf von Pitt's Beredtsamkeit und der Einfluß seines stolzen, entschiedenen Charakters blieben während der ganzen Sitzung im Steigen, und die Ereignisse, welche der Vertagung folgten, machten es jedem anderen Staatsmanne unmöglich, mit dem Parlament des Landes auszukommen.

In jedem Welttheile begann der Krieg mit Ereignissen, welche für England unglücklich und mehr noch beschämend waren. Der demüthigendste dieser Vorfälle war der Verlust von Minorca. Der Herzog von Richelieu, ein alter Geck, der sich sein Leben lang, vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre, damit beschäftigt hatte, Weiber zu verführen, für die er nicht einen Strohhalm gab, landete auf jener Insel und unterwarf sie. Admiral Byng lief von Gibraltar aus, um Port Mahon Hülfe zu bringen, wagte aber keinen Angriff auf das französische Geschwader und segelte zurück, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Das Volk wurde

vor Wuth wahnsinnig. Es brach ein Sturm aus, der selbst Die erschreckte, welche sich an die Tage der Accise und des Südsee-Fiebers erinnerten. Die Buchläden füllten sich mit Schmähschriften und Zerrbildern, die Mauern waren mit Anschlägen bedeckt. Die londoner Altstadt forderte Rache, und dieser Ruf schallte aus jedem Winkel des Königreichs zurück. Dorsetshire, Huntingdonshire, Bedfordshire, Bukkinghamshire, Somersetshire, Lancashire, Suffolk, Shropshire, Surrey übersandten dem König starke Adressen und beauftragten ihre Abgeordneten, für eine strenge Untersuchung der Ursachen der jüngsten Unglücksfälle zu stimmen. In den großen Städten äußerte sich die Entrüstung nicht minder heftig als in den Grafschaften. In einigen Instruktionen wurde den Abgeordneten sogar anempfohlen, die Abgaben zu verweigern.

Die Nation befand sich in einem Zustande von Zorn und finsterer Niedergeschlagenheit, der in der Geschichte fast ohne Beispiel ist. Zu allen Zeiten haben die Völker die Gewohnheit gehabt, von der guten alten Zeit ihrer Ahnen und der Entartung des lebenden Geschlechts zu reden. Dies ist im Allgemeinen nichts als Geschwätz, allein im Jahre 1756 war es etwas mehr. In dieser Zeit erschien Browns „Würdigung“, ein Buch, das wir gegenwärtig nur noch aus den Anspielungen in Cowper's „Tischgesprächen“ und aus Burke's „Briefen über einen königsmörderischen Frieden“ kennen. Das Buch wurde allgemein gelesen, bewundert und für wahr gehalten. Der Verfasser überzeugte seine Leser vollständig, daß sie ein Geschlecht von Feiglingen und Schurken seyen, daß nichts sie zu retten vermöge, daß sie im Begriff ständen, von ihren Feinden zu Sklaven gemacht zu werden, und daß sie dieses Schicksal reichlich verdienten. Solche Behauptungen wurden bereitwillig geglaubt, und doch begann eben der glorreichste Krieg, den England jemals geführt hatte.

Newcastle zitterte jetzt für seine Stellung und für das einzige, was ihm noch theurer war als sein Amt — für

seinen Hals. Das Volk war nicht in der Stimmung, mit sich scherzen zu lassen. Es rief nach Blut. Für dieses Mal begnügte es sich vielleicht mit der Hinrichtung Byng's. Wie aber, wenn neue Niederlagen eintraten, ein dem Minister ungnädiger König den Thron bestieg, ein feindlich gesinntes Unterhaus gewählt wurde?

Im Oktober kam es endlich zu einer entscheidenden Krise. Der neue Staatssekretär war des Leichtsinns und der Treulosigkeit des ersten Lords vom Schatzamte längst überdrüssig gewesen, und begann zu fürchten, daß der alte Ränkeschmied, der trotz aller scheinbaren Einfalt stets große Gewandtheit zeigte, wenn eine Gefahr vermieden werden mußte, ihn zum Sündenbock machen werde. Fox legte seine Stelle nieder. Newcastle nahm seine Zuflucht zu Murray, aber dieser sah jetzt den Lieblingsgegenstand seines Ehrgeizes in seinem Bereiche. Das Amt eines Oberrichters der Kings-Bench war erledigt, und der Kronanwalt hatte den festen Entschluß, entweder diese Stelle zu erlangen, oder zu der Opposition überzugehen. Newcastle bot ihm jede Entschädigung, die er verlange: das Herzogthum Lancaster auf Lebenszeit, ein Zahlmeisteramt in der Schatzkammer, einen Jahresgehalt vom höchsten Betrage, zweitausend, sechstausend Pfund. Als die Minister sahen, daß Murray's Entschluß feststehe, baten sie ihn, wenigstens nicht gleich sich zu entscheiden, noch eine Parlamentssitzung, einen Monat, eine Woche, einen Tag zu warten. Er möge nur noch einmal in's Unterhaus kommen, eine einzige Rede für die Adresse halten. Er war unerbittlich und erklärte: möge man ihm nun die Oberrichterstelle geben oder verweigern, Kronanwalt bliebe er auf keinen Fall länger.

Newcastle versuchte jetzt die Vorurtheile des Königs zu überwinden und brachte es dahin, daß Pitt durch Lord Hardwicke Eröffnungen gemacht wurden. Pitt kannte seine Macht und gab den Beweis davon. Er verlangte als unumgängliche Bedingung, daß Newcastle von dem neuen Ministerium gänzlich ausgeschlossen werde.

Der Herzog gerieth in einen Zustand komischer Verzweiflung. Er lief klagend und weinend umher, fragte Jeden um Rath und hörte auf Niemand. In der Zwischenzeit kam die Parlamentssitzung heran. Die Volksaufregung dauerte unvermindert fort. Es war Niemand zu finden, der Pitt und Fox im Unterhause entgegen zu treten vermocht hätte. Newcastle entsank der Muth, und er reichte seine Entlassung ein.

Der König ließ Fox zu sich kommen und befahl ihm, in Verein mit Pitt den Plan zu einer Neubildung der Verwaltung zu entwerfen. Aber Pitt hatte alte Beleidigungen noch nicht vergessen. Er weigerte sich entschieden, mit Fox zusammenzugehen.

Der König wendete sich jetzt an den Herzog von Devonshire, und diesem Vermittler gelang es, ein Ministerium zu bilden. Er selbst übernahm das Schatzamt, Pitt wurde Staatssekretär und ministerieller Leiter des Unterhauses. Das große Siegel wurde im Auftrage verwaltet, Legge kehrte zur Schatzkanzlei zurück, und Lord Temple, mit dessen Schwester Pitt vor Kurzem sich verheirathet hatte, trat an die Spitze der Admiralität.

Es war von vorn herein gewiß, daß sich diese Verwaltung nur kurze Zeit werde halten können. Sie behauptete sich nicht ganz fünf Monate, und während dieser Zeit wurden Pitt und Temple vom König unfreundlich behandelt, im Unterhause aber nur schwach unterstützt.

Das wichtigste Ereigniß dieser kurzen Verwaltung war Byng's Prozeß. Noch jetzt urtheilt man über diese Angelegenheit verschieden. Wir sind der Meinung, daß die Bestrafung des Admirals sowohl ungerecht als widersinnig war. Verrätherei, Feigheit und eine Unwissenheit der Art, welche die Rechtsgelehrten als crassa ignorantia bezeichnen, müssen schwer bestraft werden. Byng machte sich aber weder einer Untreue, noch einer Muthlosigkeit, noch einer groben Unkenntniß seiner Berufsgeschäfte schuldig. Er starb, weil er etwas gethan hatte, was der treueste Unterhan, der

unerschrockenste Krieger, der erfahrenste Seemann gethan haben könnte. Er erlitt den Tod wegen eines Fehlers im Urtheile, wegen eines Irrthumes, wie ihn die größten Feldherren, ein Friedrich, Napoleon, Wellington, oft begangen und eingestanden haben. Solche Irrthümer dürfen nicht bestraft werden, und zwar deshalb nicht, weil die gerichtliche Ahndung sie für die Zukunft nicht verhindert, sondern im Gegentheil begünstigt. Die Furcht vor einem schimpflichen Tode kann einen trägen Menschen zu Anstrengungen zwingen, einen Verräther bei der Fahne halten, einen Feigling vom Davonlaufen abbringen, aber sie ist nicht im Stande, die Fähigkeiten zu erzeugen, welche den Menschen befähigen, in großen dringenden Fällen eine rasche und richtige Entscheidung zu treffen. Der beste Schütze wird wahrscheinlich fehlen, wenn der Apfel, der sein Ziel ist, auf dem Haupte seines Kindes liegt. Wir vermögen uns nicht zu denken, was einen Offizier seiner Selbstbeherrschung in dem Augenblicke, wo er ihrer am dringendsten bedarf, mehr berauben könnte, als das Bewußtseyn, daß er einen schimpflichen Tod erleiden wird, wenn das Urtheil seiner Oberen mit dem seinigen nicht übereinstimmt. Es ist eine alte Bemerkung, daß Königinnen im Wochenbett größeren Gefahren ausgesetzt sind als gewöhnliche Frauen, und zwar bloß deshalb, weil der Geburtshelfer ängstlicher ist. Der Arzt, der Marie Louise beistand, war in Folge seiner Aufregung ganz und gar muthlos geworden. „Seyen Sie ruhig", sagte Napoleon, „und bilden Sie sich ein, daß Sie eine arme Frau aus der Antonsvorstadt entbänden". Dies war gewiß ein weiseres Verfahren, als das Gebahren jenes morgenländischen Königs in Tausend und einer Nacht, welcher ausrufen ließ, daß allen Aerzten, denen die Heilung seiner Tochter mißlänge, der Kopf abgeschlagen werden solle. Napoleon kannte die Menschen und handelte gegen seine Offiziere eben so wie gegen jenen Geburtshelfer. Niemals war ein Herrscher gegen bloße Urtheilsfehler milder, und nicht minder gewiß ist das zweite, daß es nie einen Monar-

chen gab, der so viele zu den höchsten Kommando's befähigte Feldherren in seinen Diensten hatte.

Pitt handelte bei dieser Gelegenheit als muthiger und ehrlicher Mann. Er setzte seine Macht wie seine Volksbeliebtheit auf's Spiel und sprach mannhaft für Byng, sowohl im Parlament als vor dem König. Aber der König war unerbittlich. „Sire", sagte Pitt, „das Haus der Gemeinen scheint eine Begnadigung zu wünschen". „Mein Herr", antwortete der König, „Sie selbst haben mich gelehrt, die Gesinnung des Landes anderswo zu suchen als im Hause der Gemeinen". Diese Antwort ist spitzer als die meisten der Aussprüche, die sich von Georg II. erhalten haben, und enthält, obgleich sie sarkastisch gemeint war, für Pitt einen hohen und verdienten Lobspruch.

Der König empfand gegen Pitt Abneigung, aber gegen Temple entschiedenen Haß.

Dieser Zustand der Dinge konnte nicht fortdauern. In den ersten Tagen des April schied Pitt mit allen seinen Freunden aus, und nun wurde Newcastle nach St. James berufen. Aber die Unzufriedenheit des Volks war noch nicht erloschen. Sie hatte nachgelassen, als Pitt an das Ruder gekommen war, doch sie glimmte noch unter der Asche und brach jetzt plötzlich in einer hellen Flamme hervor. Die Staatspapiere fielen. Der Gemeinderath von London trat zusammen und votirte Pitt das Bürgerrecht der Altstadt. Die Körperschaften aller großen Städte folgten dem Beispiel. „Einige Wochen lang", sagt Walpole, „regnete es goldene Kapseln".

Dies war der Wendepunkt in Pitt's Leben. Man durfte erwarten, daß ein Mann von einem so stolzen und heftigen Charakter, den der Hof so unfreundlich behandelte und das Volk so begeistert unterstützte, die erste Gelegenheit, wo er seine Macht zeigen und seinen Groll befriedigen könne, eifrig benutzen würde. Eine solche Gelegenheit ließ nicht auf sich warten. Die Abgeordneten vieler Grafschaften und großer Städte hatten von ihren Wählern die Weisung er-

halten, für eine Untersuchung der Umstände zu stimmen, welche die Fehlgriffe des letzten Jahres verursacht hätten. Im Hause der Gemeinen war der Antrag auf eine solche Erörterung gestellt worden, ohne daß eine Opposition Statt gefunden hatte, und wenige Tage nach Pitt's Entlassung nahm die Verhandlung ihren Anfang. Newcastle und seine Amtsgenossen wurden freigesprochen, aber die Minderheit war eine so starke, daß die Minister nicht wagen durften, eine Billigung ihres Benehmens zu beantragen, wie Anfangs ihre Absicht gewesen war, und mehrere genaue Beobachter urtheilten, daß, wenn Pitt seine ganze Kraft aufgeboten hätte, eine Rüge, wenn nicht gar eine Anklage das Resultat gewesen seyn würde.

Pitt bewies bei dieser Gelegenheit eine Mäßigung und Selbstbeherrschung, die ihm sonst nicht eigen waren.

Pitt wollte Macht erlangen, und dieser Wunsch wurde ihm, wie wir fest glauben, von hohen und edlen Motiven eingegeben. Er war ein Patriot im strengsten Sinne des Worts. Er besaß nichts von jener Philantropie, welche die großen französischen Schriftsteller seiner Zeit allen Nationen Europa's predigten. Er liebte England, wie ein Athenienser an der Stadt der Veilchenkrone, oder ein Römer an der Stadt der sieben Hügel hing. Er sah, daß sein Vaterland beleidigt und geschädigt wurde, der Volksgeist im Sinken begriffen war. Er wußte aber auch, was sich mit den Hülfsquellen des Reiches, wenn sie nur kräftig benutzt würden, ausrichten lasse, und fühlte sich als den Mann, diesen Aufschwung eintreten zu lassen. „Mylord", sagte er zum Herzog v. Devonshire, „ich bin überzeugt, daß ich dieses Land retten kann, und daß dies kein Anderer vermag".

Da er also in's Ministerium zu kommen wünschte und doch fühlte, daß seine Fähigkeiten und das öffentliche Vertrauen allein nicht ausreichten, ihn gegen den Willen des Hofes und der Aristokratie am Ruder zu erhalten, so begann er an ein Bündniß mit Newcastle zu denken.

Elf Wochen lang blieb England ohne Ministerium, und

inzwischen war das Parlament versammelt und es wüthete ein Krieg. Die Vorurtheile des Königs, der Hochmuth Pitt's, endlich die Eifersucht, Leichtfertigkeit und Treulosigkeit Newcastle's verzögerten die Entscheidung. Pitt kannte den Herzog zu gut, um ihm zu trauen, wenn er nicht eine Garantie bekam. Der Herzog liebte die Macht zu sehr, um diese Garantie zu geben. Während sie mit einander feilschten, machte der König erfolglose Versuche, einen entscheidenden Bruch zwischen ihnen hervorzurufen, oder ohne sie ein Ministerium zu bilden. Einmal berief er Lord Waldegrave, einen redlichen und verständigen Mann, der jedoch keine Geschäftserfahrung besaß. Lord Waldegrave hatte den Muth, das Schatzamt anzunehmen, machte jedoch bald die Entdeckung, daß eine von ihm gebildete Verwaltung nicht die leiseste Hoffnung habe, sich nur eine Woche zu halten.

Endlich wich die Hartnäckigkeit des Königs der Noth des Augenblicks. Se. Majestät gab nach unter bitteren und nicht ungerechten Klagen gegen die Whigs, die sich schämen müßten, von Freiheit zu reden und sich gleichzeitig zu Lakaien des Herzogs von Newcastle zu machen. Der Einfluß von Leicester House bestimmte Pitt, von seinen hohen Forderungen etwas, jedoch nur ein klein wenig, nachzulassen, und plötzlich ging aus dem Chaos, in dem die Parteien seit einiger Zeit stiegen, fielen, sich suchten und abstießen, eine Regierung hervor, die im Innern so stark als Pelham's Verwaltung, und auswärts so glücklich als Godolphin's Ministerium war.

Newcastle übernahm das Schatzamt, Pitt wurde Staatssekretär, erhielt die Leitung im Unterhause und übernahm den Krieg wie alle auswärtigen Geschäfte. Fox, der einzige Mann, welcher der neuen Regierung Verlegenheiten bereiten konnte, wurde dadurch zum Schweigen gebracht, daß man ihn zum Zahlmeister machte, ihm also das Amt gab, das während des Krieges wahrscheinlich die einträglichste

aller Regierungsstellen war. Er hatte kein Vermögen, und die Versuchung war eine große; er unterlag ihr.

Die ersten Maßregeln der neuen Verwaltung zeichneten sich mehr durch Kraft als durch Verständigkeit aus. Man machte mit geringem Erfolg auf verschiedene Punkte der französischen Küste Angriffe, nahm die kleine Insel Aix, bedrohte Rochefort, verbrannte im Hafen von St. Malo einige Schiffe und führte ein paar Kanonen und Mörser aus den Werken von Cherbourg als Trophäen nach England. Bald aber erfüllten Eroberungen von ganz anderer Bedeutung das Königreich mit Stolz und Freude. Eine Reihenfolge von Siegen, die nicht bloß glänzend, sondern auch, wie man wenigstens meinte, nicht unfruchtbar waren, erhob den Ruf des Ministers, dem die Leitung des Kriegs anvertraut war, auf den höchsten Gipfel. Im Juli des Jahres 1758 fiel Louisburg. Die ganze Insel Kap Breton wurde unterworfen. Die Flotte, welcher der Hof von Versailles die Vertheidigung des französischen Amerika's übertragen hatte, wurde vernichtet. Die eroberten Fahnen und Flaggen wurden im Triumph vom Kensington-Palast nach der Altstadt getragen und unter Kanonendonner, Paukenschlägen und dem Zuruf einer unermeßlichen Menschenmenge in der Paulskirche aufgehängt. Aus allen großen Städten Englands kamen beglückwünschende Adressen. Das Parlament versammelte sich bloß zu dem Zwecke, seinen Dank auszusprechen, Monumente zu dekretiren und bereitwillig Gelder zu verwilligen, welche den doppelten Betrag der während des Krieges des Großen Bundes gegebenen Summen erreichten.

Das Jahr 1759 begann mit der Eroberung von Gorea. Zunächst fiel Guadeloupe, dann Ticonderoga, darauf Niagara. Das Geschwader von Toulon wurde von Boscawen auf der Höhe von Kap Lagos vernichtet. Die größte That des Jahres war aber der Sieg, den W o l f e auf den Abrahams-Höhen erfocht. Die Kunde von seinem glorreichen Tode und von Quebec's Fall erreichte London in derselben

Woche, als die Häuser zusammentraten. Alles war Freude und Triumph, selbst der Neid und die Parteiung mußten mit dem allgemeinen Beifall Chor machen. Whigs und Tories wetteiferten miteinander, wer das Genie und die Energie Pitt's am lautesten preisen könne. Von seinen Amtsgenossen war nie die Rede, man dachte nicht einmal an sie. Das Haus der Gemeinen, die Nation, die Kolonien, unsere Verbündeten, unsere Feinde hatten ihre Augen einzig auf ihn gerichtet.

Das Parlament hatte kaum ein Denkmal für Wolfe votirt, als ein zweites großes Ereigniß neue Freude hervorrief. Die Flotte von Brest, die unter Conflans stand, war in See gegangen. Ein englisches Geschwader unter Hawke überholte sie. Conflans suchte unter der französischen Küste Schutz. Das Ufer starrte von Felsen, die Nacht war finster, es wehte ein heftiger Wind, und die Wellen der Bai von Biscaya gingen hoch. Aber Pitt hatte jedem Dienstzweige einen Geist eingeflößt, der lange unbekannt gewesen war. Kein britischer Seemann war gewillt, so wie Byng zu fehlen. Der Lootse sagte Hawke, daß ein Angriff mit der höchsten Gefahr verbunden seyn werde. „Sie haben mit dieser Bemerkung Ihre Pflicht erfüllt", antwortete Hawke, „ich stehe für Alles ein. Ich befehle Ihnen, mein Schiff Seite an Seite mit dem französischen Admiral zu legen". Zwei französische Linienschiffe strichen die Flagge, vier wurden in den Grund geschossen, die übrigen retteten sich in die Flußmündungen der Bretagne.

Das Jahr 1760 kam, und noch immer folgte Triumph auf Triumph. Montreal wurde genommen, ganz Kanada gerieth unter englische Botmäßigkeit, die französischen Flotten erlitten in den europäischen und amerikanischen Meeren eine Reihe von Niederlagen.

In derselben Zeit hatte man im Orient Erwerbungen gemacht, welche die Eroberungen eines Cortez und Pizarro in blitzschnellem Erfolge erreichten und an Größe übertrafen. In dem Zeitraume von drei Jahren hatten die

Engländer ein mächtiges Reich gegründet. Die Franzosen waren in jedem Theile Indiens besiegt worden. Schandernagor hatte sich Clive und Pondichery Coote ergeben müssen. Im Karnatik, in Bengalen, Bahar und Orissa übte die englisch-ostindische Gesellschaft eine Macht aus, wie sie Akbar oder Aurengzeb so unbeschränkt nicht besessen hatten.

Auf dem europäischen Festlande war die Ueberzahl gegen England. Wir hatten nicht mehr als einen Verbündeten von Bedeutung, den König von Preußen, und dieser wurde nicht bloß von Frankreich, sondern auch von Oesterreich und Rußland angegriffen. Allein selbst auf dem Festlande bewältigte Pitt's Thatkraft alle Schwierigkeiten. Früher hatte er den Gebrauch, fremden Fürsten Subsidien zu zahlen, auf's Heftigste verdammt, und jetzt ging er in diesem System noch weiter, als selbst Carteret gewagt haben würde. Der geniale und energische König von Preußen empfing eine solche Unterstützung an Geld, daß er seinen mächtigen Feinden das Gleichgewicht halten konnte. Ueber keinen Gegenstand hatte Pitt mit so viel Gluth und Heftigkeit gesprochen, als über die Nachtheile der Verbindung Englands mit Hannover. Jetzt erklärte er mit einem gewissen Schein von Wahrheit, das englische Volk würde sich seiner unwürdig zeigen, wenn es duldete, daß sein König in einem Streite, der England angehe, seiner hannöverschen Besitzungen beraubt würde. Er gab seinen Landsleuten die Zusicherung, daß sie nichts verlieren könnten, da er in Deutschland Amerika erobern werde. Indem er sich für diese Politik entschied, versöhnte er den König und verlor von seinem Einfluß auf die Nation nicht das Mindeste. Im Parlamente hatten seine Beredtsamkeit, seine Erfolge, seine hohe Stellung, sein Stolz und seine Unerschrockenheit ihm ein solches Uebergewicht verschafft, daß er sich gegen das Haus Freiheiten erlauben durfte, von denen man noch kein Beispiel gesehen hatte und die seitdem nie wieder nachgeahmt worden sind. Hier durfte kein Redner wagen, ihm

Unbeständigkeit vorzuwerfen. Ein unglücklicher Abgeordneter machte den Versuch, wurde aber durch die höhnische Haltung des Ministers dergestalt aus der Fassung gebracht, daß er stotterte, stockte und sich wieder auf seinen Platz setzte. Selbst die alten Landedelleute von der Tory-Partei, denen der bloße Name Hannover verhaßt war, stimmten herzhaft für Subsidie auf Subsidie. In einer heftigen Satyre aus jener Zeit, die sich mehr durch Kraft als durch Zartheit auszeichnet, wird diese merkwürdige Bekehrung nicht unglücklich geschildert:

Fort, hessische Sättel und Monturen,
Fort auch, Ihr deutschen Konjunkturen!
Es ist jetzt aus mit dem alten Brei,
Mit dem dummen Verschwendungs-Geschrei.
Gebt zehn Millionen, dazu Kredit!
So recht, wir singen das Liedchen mit.

Die Kontinental-Politik Pitt's hatte den Erfolg, der sich von den kräftigen Maßregeln des Ministers erwarten ließ. Als er zur Gewalt gelangte, befand sich Hannover in dringender Gefahr, und drei Monate später war das ganze Kurfürstenthum in französischen Händen. Doch dieser Zustand der Dinge änderte sich schnell. Die Feinde wurden aus dem Lande getrieben. Der Prinz Ferdinand von Braunschweig übernahm den Oberbefehl über ein Heer, das theils aus Engländern und Hannoveranern, theils aus Truppen bestand, welche die kleinen deutschen Fürsten stellten. Im Jahre 1758 wurden die Franzosen bei Krefeld geschlagen, und im nächsten Jahre erlitten sie bei Minden eine noch vollständigere und schimpflichere Niederlage.

Inzwischen verrieth sich der Wohlstand und das Gedeihen des Volkes in tausend Zeichen. Die Kaufleute von London hatten noch nie so gute Geschäfte gemacht. Aus dieser Periode datirt die Bedeutung verschiedener großer Handelsstädte und Fabrikorte, insbesondere Glasgows. Die schöne Inschrift auf dem Denkmal Lord Chatham's in Guildhall

erinnert an die Meinung, welche damals unter den Bürgern Londons allgemein sich dahin aussprach, daß unter seiner Verwaltung „der Handel trotz des Krieges und wegen des Krieges geblüht habe".

Wir geben zu, daß diese Anzeichen von Wohlstand in gewissem Grade trügerisch waren, daß mehrere unserer Eroberungen mehr glänzten als wirklichen Nutzen hatten, endlich daß Pitt auf die Kriegskosten niemals Rücksicht nahm. Vielleicht würden wir uns sogar noch richtiger ausdrücken, wenn wir sagten, daß die Kosten seiner Siege die Freude erhöhten, womit er auf diese Erfolge blickte. Hierin anderen Männern, die sich in derselben Stellung befinden, unähnlich, liebte er die Summen zu übertreiben, welche die Nation unter seiner Leitung ausgab. Er war stolz auf die Anstrengungen und Opfer, zu denen er seine Landsleute durch seine Beredtsamkeit und seine Erfolge bewog. Allein das Volk hatte noch lange und schwer an dem Gelde zu tragen, mit dem er treue Dienste und vollständige Siege erkaufte, wenn gleich diese Summen viel geringer waren als die, mit denen sein Sohn, der verschwenderischste und unfähigste aller Kriegsminister, Verrath, Niederlagen und Schande bezahlte.

In einer Beziehung verdiente Pitt alles Lob, das man ihm jemals gezollt hat. Der Erfolg unserer Waffen entsprang vielleicht weniger aus seinen Anordnungen, als aus den Hülfsquellen und dem Geist der Nation. Aber daß der Volksgeist sich zu der Höhe der Ereignisse erhob, daß die Kräfte der Nation mit beispielloser Willigkeit dargeboten wurden, das war ohne Zweifel sein Werk. Die Gluth seiner Seele hatte dem gesammten Königreich ihr Feuer mitgetheilt. Sie entzündete jene Soldaten, welche die Geschütze auf die Höhen von Quebec zogen, sie flammte in jenen Matrosen, welche die französischen Schiffe mitten unter den Felsen der Bretagne enterten. Der Minister war noch nicht lange im Amt, als er den Befehlshabern, die er verwendete, bereits seinen ungestümen, abenteuerlichen und jeder Gefahr trotzenden Geist eingeflößt hatte. Alle hatten gleich ihm die

Stimmung, Alles zu wagen, bis zum letzten Augenblick doppelt oder nichts zu spielen, nichts gethan zu haben zu glauben, so lange noch irgend etwas zu vollführen war, und lieber zu scheitern als müßig zu bleiben. Irrthümer, die aus raschem Handeln entspringen, finden Verzeihung, während für unmännliche Vorsicht keine Gnade existirt. In anderen Zeiten und gegen andere Feinde würde diese Art von Kriegsführung vielleicht fehlgeschlagen seyn. Aber der Zustand der französischen Regierung und des französischen Volkes verschaffte Pitt Vortheile aller Art. Die Laffen und Ränkeschmiede von Versailles wurden durch seine Kraft in Verwirrung und Schrecken versetzt. Eine panische Furcht verbreitete sich durch alle Klassen der Gesellschaft. Unsere Feinde nahmen es bald als eine ausgemachte Sache hin, daß sie immer geschlagen werden müßten. Der Sieg erzeugte den Sieg, bis zuletzt die Streitkräfte der beiden Völker nicht zusammentreffen konnten, ohne daß auf der einen Seite ein verachtendes Selbstvertrauen und in den Reihen gegenüber eine feige Furcht sich verrieth.

Die Stellung, welche Pitt gegen den Schluß der Regierung Georg's II. einnahm, war die beneidenswertheste, in der sich je ein Staatsmann befunden hat. Er hatte den König mit sich versöhnt; er beherrschte das Haus der Gemeinen, wurde vom Volke angebetet und von ganz Europa bewundert. Er war der erste Engländer der Zeit und hatte England zum ersten Reiche der Welt gemacht. Der Große Bürger, wie man ihn oft nannte, konnte auf Grafenkrone und Ordensbänder mit Verachtung herabblicken. Die Nation war von Stolz und Freude trunken. Das Parlament war so gefügig, wie es unter Pelham sich gezeigt hatte. Die alten Parteiunterschiede waren beinahe verwischt, und die neuen wichtigeren politischen Gruppen hatten sich noch nicht gebildet. Es war ein neues Geschlecht von Landedelleuten und Landgeistlichen herangewachsen, das von den Stuarts nichts wußte. Die Dissenters wurden geduldet, die Katholiken nicht grausam verfolgt. Die Kirche war

duldsam, schläfrig, und der große bürgerliche und religiöse Streit, der mit der Reformation begonnen hatte, schien in einer allgemeinen Ruhe sein Ende gefunden zu haben. Whigs und Tories, Anglikaner und Puritaner sprachen mit gleicher Achtung von der Verfassung und mit nicht minderer Begeisterung von den Talenten, Tugenden und Diensten des Ministers.

Wir sahen Pitt im Zenith seines Glückes und Ruhmes, als den Abgott von England, den Schrecken Frankreichs, die Bewunderung der ganzen gesitteten Welt. Aus welcher Himmelsgegend der Wind wehen mochte, immer brachte er nach England die Kunde von gewonnenen Schlachten, von eroberten Festungen und von Provinzen, die dem Reiche zugewachsen waren. Im Inneren waren die Parteien in einen Todesschlaf gesunken, wie man sich seiner nicht erinnerte, seitdem der große Glaubenszwiespalt des sechszehnten Jahrhunderts den Volksgeist aus seiner Ruhe aufgescheucht hatte.

Dante erzählt uns, daß er in Malebolge einen sonderbaren Kampf zwischen einer menschlichen Gestalt und einer Schlange sah. Nachdem die Feinde sich furchtbare Wunden zugefügt hatten, ruhten sie einige Zeit und starrten einander an. Ein großer Nebel stieg um sie auf, und nun vollzog sich eine wunderbare Verwandlung. Jedes der beiden Geschöpfe wurde in die Gestalt seines Gegners umgebildet. Der Schweif der Schlange spaltete sich in zwei Beine, die Beine des Menschen verschlangen sich zu einem Schweife. Der Leib der Schlange trieb Arme hervor, die Arme des Menschen schrumpften in den Körper ein. Zuletzt stand die Schlange als Mensch aufrecht da und sprach, aber der Mensch sank als Schlange auf den Boden und glitt zischend hinweg. Etwas Aehnliches wie diese Verwandlung ging während der Regierung Georg's I. mit den beiden englischen Parteien vor. Jede nahm allmählig Farbe und Gestalt ihrer Gegnerin an, bis zuletzt der Tory als Freiheitseiferer sich hoch

aufrichtete, und der Whig zu den Füßen der Gewalt im Staube kroch.

Pitt's Volksbeliebtheit entsprang vielleicht eben so sehr seiner Redlichkeit, als seiner Beredtsamkeit, oder seinen Talenten für die Leitung des Kriegs. Ueberall sagte man mit Bewunderung und Entzücken: der Große Bürger habe, ohne von Vortheilen der Geburt und des Reichthums unterstützt zu seyn, trotz des Widerwillens des Hofs und der Aristokratie, sich selbst zum ersten Manne in England und England zum ersten Lande der Welt gemacht; sein Name werde in jedem Palaste von Lissabon bis Moskau mit Scheu genannt; jeder der vier Welttheile habe Trophäen von ihm aufzuweisen, und doch heiße er noch immer einfach Wilhelm Pitt, habe weder Titel noch Ordensband, weder Gnadengehalt noch Sinekure. Wenn er zurücktrete, nachdem er den Staat gerettet habe, müsse er seine Wagenpferde und seine silbernen Armleuchter verkaufen. Seine Hände waren rein, eine so weite Ausdehnung der Schmutzflecken der Bestechung auch gewonnen hatte. Er hatte den Preis der Ehrlosigkeit nie gegeben, nie empfangen. Auf diese Weise erhielt das Bündniß der Minister durch die höchsten wie durch die niedrigsten Eigenschaften der menschlichen Natur Unterstützung und vereinigte die Kraft, welche die Tugend und der Mammon geben.

Pitt und Newcastle standen als Chefminister in gleicher Stellung neben einander. Die untergeordneten Stellen hatte man nach dem Grundsatze besetzt, daß jede Partei und Parteischattirung, mit alleiniger Ausnahme der entschiedenen Jakobiten, ihre Vertretung finde, ja daß jeder Staatsmann angestellt werde, der vermöge seiner Fähigkeiten oder Verbindungen der Regierung Nutzen bringen, oder in der Opposition sich furchtbar machen könne.

Auf diese Weise gab es durchaus keine Opposition, ja es ließ sich nicht einmal aus irgend einem Zeichen errathen, in welcher Himmelsgegend künftig einmal eine Gewitterwolke aufsteigen könnte. Es verflossen mehrere Jahre, in

denen das Parlament seinen Hauptgeschäften entsagt zu haben schien. Vier Sitzungen hindurch findet sich im Tagebuche des Unterhauses keine Spur von einer Abstimmung über eine Parteifrage. Die Steuern, eine so beispiellose Höhe sie erreichten, wurden ohne Erörterung bewilligt. Die lebhaftesten Debatten dieser Periode kamen bei Gesetzen vor, welche Landstraßen und Einzäunungen zum Gegenstande hatten.

Der alte König war zufrieden, aber selbst wenn er mißvergnügt gewesen wäre, würde dies wenig zu bedeuten gehabt haben. Es wäre ihm selbst bei dem besten Willen unmöglich gewesen, sich von einem so mächtigen Ministerium unabhängig zu machen. Er hatte jedoch eine solche Absicht nicht. Allerdings hatte er früher gegen Pitt starke Vorurtheile gehegt und war von Newcastle zu wiederholten Malen übel behandelt worden, aber die Kraft und das Glück, womit der Krieg in Deutschland geführt wurde, und die glatte Erledigung aller Geschäfte hatten in dem Geiste des Königs eine vortheilhafte Veränderung hervorgebracht.

So war der Stand der Angelegenheiten, als Georg II. am 25. Oktober 1760 plötzlich starb, und Georg III., damals zweiundzwanzig Jahre alt, König wurde. Georg III. befand sich in einer ganz anderen Lage als sein Großvater und sein Urgroßvater. Seit langen Jahren war kein König von England für irgend einen Theil des Volkes ein Gegenstand der Liebe gewesen. Die beiden ersten Könige aus dem Hause Hannover besaßen weder jene Erbrechte, welche so oft die Stelle von Verdiensten ersetzen müssen, noch jene persönlichen Eigenschaften, welche häufig den Mangel eines Rechtsanspruchs ausgleichen. Ohne große Tugenden oder Fähigkeiten zu besitzen, kann ein Fürst doch volksbeliebt werden, wenn er kraft eines Geburtsrechts regiert, das eine lange Reihe erlauchter Vorfahren auf ihn vererbt hat. Ein Usurpator kann die allgemeine Liebe gewinnen, wenn er die Nation, welche er regiert, durch sein Genie gerettet oder groß gemacht hat. Vielleicht haben in unserer Zeit keine Herr=

scher einen stärkeren Rückhalt in der Liebe ihrer Unterthanen gehabt, als der Kaiser Franz und dessen Schwiegersohn, der Kaiser Napoleon. Nun denke man sich einen Herrscher mit keinem besseren Recht als Napoleon und mit nicht mehr Verstand als Franz! Ein solcher Regent war Richard Cromwell, und sobald sich der erste Arm gegen ihn erhob, fiel er ohne Kampf und unter dem allgemeinen Gelächter. Georg I. und Georg II. befanden sich in einer Lage, welche mit jener Richard Cromwell's einige Aehnlichkeit hatte. Daß sie das Schicksal dieses Mannes nicht theilten, verdankten sie den kräftigen und verständigen Bemühungen der Whigpartei und der allgemeinen Ueberzeugung, daß die Nation nur zwischen dem Hause Braunschweig und dem Papstthum die Wahl habe. Aber von keiner Klasse wurden die Welfen mit der hingebenden Liebe betrachtet, von der Karl I., Karl II. und Jakob II. trotz ihrer großen Fehler und noch im tiefsten Unglück unzählige Beweise erhielten. Die Whigs, welche der neuen Dynastie mit Börse und Schwert so mannhaft beistanden, handelten dabei nach Grundsätzen, welche mit einer ergebenen Unterthanentreue nichts zu thun hatte und sogar mit diesem Gefühl sich kaum vereinigen ließen. Die gemäßigten Tories betrachteten das fremde Herrschergeschlecht als ein großes Uebel, das man aber ertragen müsse, um Schlimmeres zu vermeiden. In den Augen der Hochtories war der Kurfürst der gehässigste aller Räuber und Tyrannen. Auf seinem Haupte ruhte die Krone eines Anderen, an seinen Händen klebte das Blut der Tapferen und Getreuen. Auf diese Weise waren die Könige von England viele Jahre hindurch für eine Menge ihrer Unterthanen Gegenstände von starker persönlicher Abneigung, und wurden von Niemand heiß geliebt. Allerdings wurde ihnen die kräftigste und herzlichste Unterstützung gegen den Kronprätendenten zu Theil, allein sie erhielten diese Hülfe nicht um ihretwillen, sondern wegen des religiösen und politischen Systems, das durch ihren Sturz in Gefahr gerathen seyn würde. Außer-

dem mußten sie diesen Beistand dadurch erkaufen, daß sie der Partei, welche sie auf den Thron gesetzt hatte und darauf erhielt, fortwährend ihre Privatneigungen opferten.

Als die Regierung Georg's II. ihr Ende erreichte, war die Abneigung erstorben, womit die Hälfte der Nation das Haus Braunschweig beurtheilt hatte, aber darum war noch keine Liebe zu dieser Königsfamilie entstanden. In der That gab es in der Persönlichkeit des alten Königs nicht viel, was Achtung oder Zuneigung einzuflößen vermochte. Er war kein Engländer und hatte unseren Boden erst dann betreten, als er bereits über dreißig Jahre alt war. Schon seine Sprache verrieth, daß er im Auslande geboren und erzogen war. Seine Liebe zu seinem Geburtslande, die noch der schönste Zug seines Charakters war, empfahl ihn gleichwohl seinen brittischen Unterthanen wenig. Er fühlte sich nie glücklicher, als wenn er St. James mit Herrenhausen vertauschen konnte. Jahr auf Jahr wurden unsere Flotten dazu verwendet, ihn nach dem Festlande zu führen, und die Interessen seines Königreichs galten ihm im Vergleich zu den Anliegen seines Kurfürstenthums nichts. Im Uebrigen besaß er weder solche Eigenschaften, welche die Schwerfälligkeit achtungswerth machen, noch solche Vorzüge, um deren Liebenswürdigkeit willen die Sittenlosigkeit Verzeihung findet. Er war ein schlechter Sohn und ein noch schlimmerer Vater, ein ungetreuer Ehemann und ein roher Liebhaber gewesen. Man kann nicht eine einzige hochherzige oder menschenfreundliche Handlung von ihm anführen, dagegen manche Beispiele von Gemeinheit und von einer Härte, die das Elend seines Volkes geworden seyn würde, wenn ihn die Verfassung nicht so streng im Zügel gehalten hätte.

Er starb, und plötzlich eröffnete sich eine neue Welt. Der junge König war ein Engländer. Alle seine Gewohnheiten und Neigungen, die guten wie die schlechten, waren englisch. Kein Theil seiner Unterthanen konnte ihm einen Vorwurf machen, ja selbst die letzten Anhänger des Hauses Stuart durften ihn kaum einen Usurpator nennen. Er war

weder für die Revolution, noch für das Thronfolge-Gesetz, noch für die Unterdrückung der Aufstände von 1715 und 1745 verantwortlich. An dem Blute von Derwentwater und Kilmarnock, von Balmerino und Cameron war er unschuldig. Da er fünfzig Jahre nach der Vertreibung des früheren Königshauses geboren, in der Geschlechtsfolge der vierte und auf dem Throne der dritte Fürst der hannöverischen Dynastie war, so konnte er ein gewisses Erbrecht geltend machen. Seine Jugend, sein Aeußeres und Alles, was man von seinem Charakter wußte, erwarben ihm die Liebe des Volkes. Er stand in der Blüthe seiner Jahre, seine Persönlichkeit und sein Benehmen waren gefällig. Die Verleumdung konnte ihm kein Laster vorwerfen, und die Schmeichelei durfte ihm ohne grobe Uebertreibung manche fürstliche Tugend zuschreiben.

Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß die Loyalität, die in der letzten Zeit eben so aus der Mode gekommen zu seyn schien, wie der Glaube an Hexen und der Gebrauch der Wallfahrten, von dem Tage seiner Thronbesteigung an wieder aufzuleben anfing. Was insbesondere die Tories betrifft, die stets das Bedürfniß, einen König zu verehren, empfunden und seit längerer Zeit den Mangel eines Abgotts, vor dem sie sich zur Erde beugen könnten, schmerzlich gefühlt hatten, so waren sie so freudig, wie die Apispriester, wenn sie nach einem großen Zwischenraume endlich ein Kalb fanden, das sich anbeten ließ. Es wurde bald offenbar, daß Georg III. von einem Theile der Nation mit ganz anderen Empfindungen, als seine beiden Vorgänger eingeflößt hatten, betrachtet werde. Diese waren nichts als erste Beamte, Dogen, Statthalter gewesen, er war der wahre König, der Gesalbte des Herrn, der Athem in der Brust seines Volkes. Für die Tory-Partei waren nun die Jahre der Wittwenschaft und der Trauer vorbei. Dido hatte jetzt der kalten Asche ihres ersten Gatten die Treue lange genug bewahrt; es zeigte sich endlich ein Tröster, und die Wittwe fühlte, wie die alte Flamme neu aufloderte. Nun

kehrten die goldenen Tage Harley's zurück. Die Somersets, Lee's und Wyndhams konnten den Thron wieder umringen. Die freidenkenden Prälaten, die sich nicht geschämt hatten, mit Doddrigde Briefe zu wechseln und Whiston die Hand zu drücken, wurden jetzt wahrscheinlich durch Geistliche von dem Schlage der South und Atterbury ersetzt. Auf das Haus Braunschweig wurde jetzt die ganze Treue übertragen, die sich bisher mit solcher Aufopferung dem Hause Stuart zugewendet hatte, die gegen Niederlagen, Vermögenseinziehungen und Verbannungen probehaltig geblieben war, durch keine Unterdrückung, Treulosigkeit und Undankbarkeit hatte überwunden werden können. Wenn Georg III. die Huldigung der Kavaliere und der Männer der Hochkirche annahm, so wurde er für sie ganz dasselbe, was ihnen Karl I. und Karl II. gewesen waren.

Der Fürst, dessen Thronbesteigung eine große, seinem Hause lange entfremdet gewesene Partei auf diese Weise begrüßte, hatte von der Natur einen starken Willen, eine Charakterfestigkeit, der man vielleicht einen härteren Namen geben könnte, und einen Verstand erhalten, der freilich weder scharf noch umfassend, aber doch so war, wie ein tüchtiger Geschäftsmann ihn braucht. Sein Charakter hatte sich aber noch nicht vollständig entwickelt. Er war in strenger Abgeschiedenheit erzogen worden. Die Verkleinerer der verwittweten Prinzessin von Wales behaupteten, daß die Mutter ihre Kinder darum von der Gesellschaft fern gehalten habe, um eine ungetheilte Herrschaft über deren Geist ausüben zu können. Sie selbst erklärte ihr Verfahren ganz anders. Sie würde ihre Söhne und Töchter gern in der Welt erscheinen sehen, sagte sie, wenn dies geschehen könnte, ohne die Sittlichkeit ihrer Kinder zu gefährden. Aber die lockeren Sitten der Vornehmen müßten sie beunruhigen; die jungen Männer wären sämmtlich Wüstlinge, und die jungen Damen machten den Hof, statt zu warten, bis man sich ihnen nähere. Sie dürfe nicht wagen, die Wesen, welche ihr die theuersten

auf der Welt seyen, dem befleckenden Einflusse einer solchen Gesellschaft auszusetzen. Ob das Erziehungssystem, das den Herzog von York, den Herzog von Cumberland und die Königin von Dänemark bildete, große sittliche Vortheile darbot, möchte sich vielleicht bezweifeln lassen. Ein Wüstling war Georg III. allerdings nicht, aber er brachte einen nur halb erschlossenen Geist auf den Thron mit und stand eine Zeit lang ganz unter dem Einflusse seiner Mutter und seines Oberkammerherrn Johann Stuart, Grafen von Bute.

An demselben Tage, an dem der König den Thron bestieg, traten verschiedene Anzeichen hervor, welche das Nahen einer großen Veränderung verkündeten. Die Rede, die er in seinem Geheimenrathe hielt, wurde dem Kabinet nicht mitgetheilt. Bute hatte sie entworfen und einige Stellen darin aufgenommen, welche als Betrachtungen über die Leitung der Geschäfte unter der vorigen Regierung gedeutet werden konnten. Pitt machte Vorstellungen dagegen und stellte die Bitte, daß diese Ausdrücke vor dem Druck der Rede gemildert werden möchten, aber Bute gab erst nach einem mehrstündigen Streite nach, und der König widerstand noch länger, bis zum Nachmittag des nächsten Tages. An demselben Morgen, an dem dieser auffallende Streit Statt fand, wurde Bute nicht nur als Geheimerath beeidigt, sondern auch in's Kabinet eingeführt.

Bald darauf gab Lord Holdernesse, einer der Staatssekretäre, in Gemäßheit eines mit dem Hofe verabredeten Planes die Staatssiegel zurück. Augenblicklich wurde Bute in die offene Stelle eingeschoben. In der nächsten Zeit erfolgten die allgemeinen Wahlen, und der neue Staatssekretär betrat das Parlament auf dem einzigen Wege, der ihm offen stand, nämlich als einer von den sechszehn schottischen Wahlpeers.*)

---

*) Unter der Regierung Anna's hatte das Oberhaus im 23. Artikel der Union die Verfügung getroffen, daß kein schottischer Peer

Wenn die Minister fest zusammengehalten hätten, so würde es ihnen höchst wahrscheinlich gelungen seyn, dem Hofe die Spitze zu bieten. Der parlamentarische Einfluß der Whigs würde im Verein mit dem Genie, der Tugend und dem Rufe Pitt's unwiderstehlich gewesen seyn. Aber in dem Kabinete Georg's II. hatten versteckte Eifersüchteleien und Feindschaften gewaltet, die jetzt zum Ausbruch kamen. Pitt war seinem alten Verbündeten Legge, dem Kanzler der Schatzkammer entfremdet worden. Mehrere der Minister waren auf Pitt's Volksbeliebtheit neidisch, andere nahmen nicht ohne Grund an seinem gebieterischen und hochmüthigen Auftreten Anstoß, noch andere waren ehrliche Gegner gewisser Theile seiner Politik. Sie gaben zu, daß er sein Vaterland in der Tiefe der Erniedrigung gefunden und auf die Höhen des Ruhmes gehoben, daß er den Krieg mit Kraft, Gewandtheit und glänzendem Erfolge geführt habe. Sie begannen aber anzudeuten, daß er die Hülfsquellen des Staats beispiellos benutze und die öffentliche Schuld mit einer Schnelligkeit, die einen Montague oder Godolphin mit Entsetzen erfüllt haben würde, vermehrt habe. Daß mehrere der Erwerbungen, die wir unseren Heeren und Flotten verdankten, nützlich und ehrenvoll seyen, mußten diese Gegner zugestehen; da jetzt aber Georg II. todt war, durfte ein Hofmann wohl die Frage aufwerfen, was England bestimmen könne, an einem Zwiste zwischen zwei deutschen Mächten Antheil zu nehmen. Was ging es uns an, ob das Haus Habsburg oder das Haus Brandenburg in Schlesien herrschte? Weshalb sollten die besten englischen Regimenter am Main fechten, weshalb die preußischen Bataillone mit englischem Gelde bezahlt werden? Der große Minister schien es unter seiner Würde zu halten, die Kosten des Sieges zu berechnen. So lange im Tower die Kanonen gelöst und die Straßen festlich beleuchtet wurden, so lange man

---

zum Peer von Großbritannien ernannt werden dürfe. Dieser Beschluß wurde erst im Jahre 1782 beseitigt.

französische Fahnen im Triumph durch London trug, blieb es ihm gleichgültig, bis zu welcher Ausdehnung die öffentlichen Lasten vermehrt würden. Ja, er schien seinen Ruhm in der Größe der Opfer zu suchen, die das Volk, von seiner Beredtsamkeit und seinen Erfolgen geblendet, nur zu bereitwillig brachte, um sie später lange und schmerzlich zu bereuen. Verschwendungen und Veruntreuungen wurden keine Schranken gesetzt. Die Heerbeamten, die aus dem Lager des Prinzen Ferdinand zurückkehrten, kauften sich die Stimmen von Wahlflecken, erbauten Paläste und wetteiferten mit der alten Aristokratie des Reiches an Glanz. Wir hatten in vier Kriegsjahren bereits mehr aufgeborgt, als die geschickteste und sparsamste Regierung in vierzig Jahren zurückzuzahlen vermochte. Aber man durfte noch lange nicht an Frieden denken. Es ließ sich nicht bezweifeln, daß Frankreich nach so vielen Leiden und Niederlagen die besten Friedensbedingungen bewilligen werde, doch davon wollte Pitt nichts wissen. Der Krieg hatte ihn mächtig und volksbeliebt gemacht, mit dem Kriege verbanden sich die schönsten Augenblicke seines Lebens, für den Krieg eigneten sich seine Talente am besten. Er war zuletzt dahin gekommen, den Krieg um seiner selbst willen zu lieben, und neigte sich eher dahin, mit Neutralen anzubinden, als mit Feinden Frieden zu schließen.

Das Ministerium wurde uneinig und mit einem uneinigen Ministerium konnte Bute ohne Mühe fertig werden. Legge fiel zuerst. Er hatte den jungen König unter der früheren Regierung dadurch beleidigt, daß er sich weigerte, eines von Bute's Geschöpfen bei einer Wahl in Hampshire zu unterstützen. Er wurde jetzt nicht bloß entfernt, sondern auch im Kabinet, als er seine Amtssiegel übergab, mit großer Unhöflichkeit behandelt.

Pitt liebte Legge nicht und sah diesem Ereigniß gleichgültig zu. Allein die Gefahr kam ihm selbst rasch näher. Karl III. von Spanien hatte schon in früher Jugend einen tödtlichen Haß gegen England eingesogen. Vor zwanzig

Jahren, als er noch König beider Sicilien war, wollte er sich dem Bunde gegen Maria Theresia anschließen. Plötzlich erschien aber eine englische Flotte in der Bai von Neapel. Ein englischer Kapitän stieg an's Land, begab sich in den Palast, legte eine Uhr auf den Tisch und benachrichtigte Se. Majestät, daß binnen einer Stunde ein Neutralitätsvertrag unterzeichnet seyn müsse, widrigenfalls ein Bombardement beginnen werde. Der Vertrag wurde unterzeichnet, vierundzwanzig Stunden nach seinem Einlaufen segelte das Geschwader wieder aus der Bai, und von diesem Tage an war Haß gegen England die herrschende Leidenschaft des gedemüthigten Fürsten. Er befand sich jetzt endlich in einer Lage, die ihm Hoffnung auf die Befriedigung dieses Gefühls gab. Er war vor Kurzem König von Spanien und beiden Indien geworden. Er sah die Triumphe unserer Flotten und das rasche Anwachsen unseres Kolonialreichs mit Neid und Furcht. Er war ein Bourbon und hatte Mitgefühl mit dem Unglück des Hauses, dem er entstammte. Er war ein Spanier, und keiner dieses Volks konnte den Anblick ertragen, Gibraltar und Minorca im Besitz einer fremden Macht zu sehen. Von diesen Gefühlen vorwärts getrieben, schloß Karl mit Frankreich ein geheimes Uebereinkommen. In dieser Verabredung, die unter dem Namen des Familien-Vertrages bekannt ist, verpflichteten sich die beiden Mächte, wenn auch nicht in ausdrücklichen Worten, doch dem unzweideutigsten Sinne nach, England gemeinschaftlich zu bekriegen. Spanien verschob die Kriegserklärung auf so lange, bis seine Flotte, die mit den Schätzen Amerika's beladen war, den Hafen erreicht habe.

Das Vorhandenseyn des Vertrags konnte vor Pitt nicht geheim gehalten werden. Er handelte, wie sich von einem Manne mit seinen Fähigkeiten und seiner Energie erwarten ließ. Er machte sogleich den Vorschlag, Spanien den Krieg zu erklären und die amerikanische Flotte aufzufangen. Sein Entschluß sey gefaßt, sagte er, und gehe auf unverzügliche Angriffe gegen Havanna und die Philippinen.

Sein weiser und entschlossener Rath wurde verworfen. Bute stand in der Opposition voran und erhielt fast durch das ganze Kabinet Unterstützung. Mehrere der Minister äußerten im Ernst oder zum Schein Zweifel, ob Pitt auch richtig unterrichtet sey; einige schreckten vor der Verantwortlichkeit zurück, ein so kühnes und entscheidendes Verfahren anzurathen; andere waren seines Uebergewichts überdrüssig und benutzten gern jeden Vorwand, um sich von ihm zu befreien. Bloß einer seiner Amtsgenossen stimmte mit ihm überein, und dies war sein Schwager, Graf Temple.

Pitt und Temple legten ihre Stellen nieder. Gegen Pitt benahm sich der junge König beim Abschiede auf die freundlichste Weise. Der große Minister, der, so stolz und herrisch er an anderen Orten auftrat, im Zimmer des Königs doch allezeit schwach war, war zu Thränen gerührt. Der König und der Günstling drängten ihn, irgend ein materielles Zeichen der königlichen Dankbarkeit anzunehmen. Ob er zum Statthalter von Kanada ernannt werden wollte? Dann solle er eine jährliche Besoldung von fünftausend Pfund erhalten und nicht verbunden seyn, in jener Provinz zu wohnen. Es war richtig, daß ein Statthalter von Kanada nach den damaligen Gesetzen nicht Mitglied des Unterhauses seyn konnte. Man wollte aber ein Gesetz einbringen, welches Pitt ermächtigte, seine Statthalterei und seinen Sitz im Parlamente zusammen zu behalten, und in der Einleitung sollten seine Ansprüche auf die Dankbarkeit des Landes hervorgehoben werden. Pitt antwortete mit der möglichsten Zartheit, daß er mehr um Weib und Kind als um sich selbst Sorge trage, und daß ihm nichts wünschenswerther sey, als ein solcher Beweis der Güte seines Königs, der den Wesen Vortheil bringe, die seinem Herzen am nächsten ständen. Der Wink ging nicht verloren. Dieselbe Zeitungsnummer, welche den Rücktritt des Staatssekretärs meldete, verkündete auch, daß seine Gattin, in Anbetracht seiner großen Verdienste um den Staat, zur Peereß kraft eigenen Rechts erhoben und ihm selbst ein Gna-

dengehalt von dreitausend Pfund jährlich, auf zwei Geschlechtsfolgen vererblich, verliehen worden sey. Man glaubte ohne Zweifel, daß die dem großen Minister verliehenen Ehren und Belohnungen auf die öffentliche Stimmung eine versöhnende Wirkung äußern würden. Vielleicht dachte die fürstliche Intrike auch, daß Pitt's Volksbeliebtheit, die zum Theil aus seiner Uneigennützigkeit und der Verachtung entstanden war, welche er stets gegen das Geld gezeigt hatte, durch ein Gnadengehalt beeinträchtigt werden würde, und in der That erschien sofort ein Haufen von Schmähschriften, die ihn anklagten, daß Pitt sein Vaterland verkauft habe! Viele seiner wahren Freunde hegten die Ansicht, daß er die Würde seines Charakters am besten berathen haben würde, wenn er jede Belohnung des Hofes ausgeschlagen habe. Nichtsdestoweniger blieb die öffentliche Meinung von seinen Talenten, Tugenden und Diensten unverändert dieselbe. Von verschiedenen großen Städten wurden ihm Adressen überreicht. London zeigte seine Liebe und Bewunderung auf eine noch stärker hervortretende Weise. Bald nach seinem Rücktritt kam der Lordmayors-Tag. Der König und die königliche Familie speisten auf dem Rathhause zu Mittag, und unter den Gästen war auch Pitt. Der junge Herrscher, der in seinem Staatswagen neben seiner Braut saß, empfing eine bemerkenswerthe Lehre. Man achtete kaum auf ihn. Aller Augen richteten sich auf den gefallenen Minister, alle Zurufe galten diesem allein. Die Straßen, Balkons und Dächer, stumm, als der königliche Prunkwagen vorüberfuhr, brachen in das lauteste Entzücken aus, als Pitt's Wagen erschien. Die Damen wehten mit ihren Taschentüchern aus den Fenstern, die gewöhnlichen Leute hingen sich an die Räder, drückten den Dienern die Hände und küßten sogar die Pferde. Das Geschrei: „Fort mit Bute!" und: „Weg mit dem Lachs von Newcastle!" vermischte sich mit dem Rufe: „Pitt für immer!" Als Pitt das Rathhaus betrat, wurde er mit lautem Huzzah und Händeklatschen begrüßt, worin selbst die städtischen Beamten einstimmten. Unterdessen hatte sich

Lord Bute in ganz Cheapside mit Schreien und Toben empfangen gesehen und würde sogar, wie man annahm, in persönliche Gefahr gerathen seyn, wenn er nicht die Vorsicht gebraucht hätte, seinen Wagen mit einer starken Leibwache von Boxern zu umgeben. Viele Personen tadelten Pitts stolzes Benehmen bei dieser Gelegenheit als unehrerbietig gegen den König. Pitt war der wahre König des Festes; der König fühlte, daß er bloß ein Zuschauer desselben war.

Die Ereignisse, welche auf Pitt's Rücktritt unmittelbar folgten, steigerten seinen Ruf noch mehr. Seine Vorhersagung, daß ein Krieg mit Spanien nicht zu vermeiden sey, bewahrheitete sich. Aus Westindien kam die Kunde, daß Martinique durch eine Flotte, die er ausgeschickt hatte, genommen worden sey. Havanna fiel, und es wurde bekannt, daß er einen Angriff auf diese Stadt beabsichtigt habe. Manilla ergab sich, und sogleich entstand der Glaube, daß von ihm ein Schlag gegen den Ort erwogen worden sey. Die amerikanische Flotte, die er hatte auffangen wollen, war mit einer unermeßlichen Ladung von Silberbarren in den Hafen von Cadix eingelaufen, ehe Bute sich hatte überzeugen lassen, daß der Hof von Madrid wirklich feindliche Absichten hege.

Die Parlamentssitzung, welche auf Pitt's Entlassung folgte, ging jedoch ohne einen heftigen Sturm vorüber. Lord Bute nahm die Hauptrolle im Oberhause auf sich. Er war Staatssekretär und thatsächlich erster Minister geworden, ohne daß er jemals bei einer öffentlichen Gelegenheit, ausgenommen von der Bühne herab, seine Lippen geöffnet hatte. Man war daher nicht wenig neugierig, zu sehen, wie er sich seiner Aufgabe entledigen werde. Die Mitglieder des Unterhauses drängten sich an der Schranke der Lords und bedeckten die Stufen des Throns. Man hatte allgemein erwartet, daß der Redner stecken bleiben würde, aber seine feindseligsten Zuhörer mußten gestehen, daß er eine bessere Rolle spiele

als sie geglaubt hatten. Man machte zwar seine Geberdensprache als theatralisch, seine Sprache als schwülstig lächerlich, und spottete insbesondere über die langen Pausen, die er nicht aus Verlegenheit, sondern aus Ziererei nach jeder großen Redensart machte, so daß Karl Townshend ausrief: „In jeder Minute ein Kanonenschuß!“ Die allgemeine Stimme sprach sich aber doch so aus, daß aus Bute ein eindrucksvoller Redner geworden seyn würde, wenn er sich frühzeitig geübt hätte.

Die Leitung des Unterhauses hatte Georg Grenville übernommen. Die Aufgabe war damals noch keine sehr schwierige, denn Pitt dachte noch nicht daran, die Fahne der Opposition zu erheben. Er mied in seinen Reden jeden anmaßenden oder verletzenden Ausdruck auf das Sorgfältigste, und diese Selbstbeherrschung machte ihm um so größere Ehre, als seine Stimmung nie eine sanfte genannt werden konnte und jetzt durch Gicht und Verleumdungen heftig gereizt war. Denn die Hofpartei — die die Niedertracht der Gesinnung nie und nirgends verleugnet — hatte eine Angriffsart gewählt, welche bald mit furchtbarer Wirkung gegen sie selbst umschlug. Die Hälfte aller Insassen der Dachstuben der Grub-Straße — wo die feilen Federn des hungrigen Literatenthums zu kaufen sind — bezahlten durch Schmähschriften auf Pitt ihre Milchrechnungen und lösten mit dem Ertrage ihrer Spottgedichte ihre Hemden vom Pfandverleiher ein. Sein Krieg in Deutschland, seine Subsidien, sein Gnadengehalt, die Peereßwürde seiner Gattin trugen den verhungernden Dichterlingen vom Wasseranger Lendenstücke, Wachholderbranntwein und Anweisungen auf Kohlenabfall ein. Selbst im Unterhause wurde er während dieser Sitzung einmal mit einer Unverschämtheit und Bosheit angegriffen, die bei Männern von allen Parteien Unwillen erregten. Pitt ertrug den Schimpf aber mit majestätischer Geduld. In seinen jüngeren Jahren war er nur zu bereit gewesen, an seinen Gegnern Vergeltung zu üben, jetzt ließ er sich im Gefühl seiner großen Verdienste

und des Platzes eingedenk, den er in der Achtung der Menschen einnahm, auf persönliches Gezänk nicht ein. „Dies ist keine Zeit für Streit und Anschuldigungen", sagte er bei der Debatte über den spanischen Krieg. „Es ist ein Tag gekommen, an dem jeder Engländer für sein Vaterland einstehen muß. Gebt Jedem Waffen, seyd ein Volk, vergeßt Alles, nur die öffentliche Sache nicht. Ich gebe Euch das Beispiel dazu. Von Verleumdern gehetzt, unter Schmerz und Körperleiden zu Boden sinkend, vergesse ich um des allgemeinen Wohls willen Beleidigungen und Krankheit". Wenn man sein ganzes Leben überblickt, so möchte man urtheilen, daß sein Genie und seine Tugend nie in einem reineren Glanze strahlten, als während der Sitzung von 1762.

Die Parlamentszeit eilte bereits zum Schlusse, als des Königs Günstling, Bute, durch die Duldung beider Häuser ermuthigt, einen zweiten großen Schlag zu führen und dem Namen wie dem Wesen nach erster Minister zu werden beschloß. Jener Bund, welcher noch vor wenigen Monaten allmächtig zu seyn schien, hatte sich jetzt aufgelöst. Durch Pitt's Rücktritt war die Regierung um ihre Volksbeliebtheit gekommen. Newcastle hatte über den Sturz des Nebenbuhlers, den er beneidete und fürchtete, gejauchzt und nicht geahnt, daß sein eigener Fall nahe bevorstehe. Noch schmeichelte er sich mit dem Glauben, an der Spitze der Regierung zu stehen, doch Kränkungen auf Kränkungen enttäuschten ihn endlich. Stellen, die er immer als von seiner Verfügung abhängig betrachtet hatte, wurden vergeben, ohne daß man auf ihn Rücksicht nahm. Auf seine Vorstellungen antwortete man bloß mit verständlichen Winken, daß es Zeit für ihn sey, sich zurückzuziehen. Eines Tages stellte er Bute die Ansprüche vor, die ein Whig-Prälat auf das Erzbisthum York habe. „Wenn Ew. Durchlaucht von diesem Manne eine so hohe Meinung haben", antwortete Bute, „so wundere ich mich nur, daß Sie ihn nicht beförderten, als Sie noch die Macht dazu besaßen". Der alte Mann klammerte sich noch immer voll Verzweiflung an das Wrack. In der

That dürfte es schwer halten, eine christliche Milde und Demuth zu finden, die sich mit der Schwäche und Unterwürfigkeit seines eben so geduldigen als würdelosen Ehrgeizes vergleichen ließe. Zuletzt sah er sich gezwungen, zu gestehen, daß Alles vorüber sey. Er verließ den Hof, an dem er fünfundzwanzig Jahre lang in hohen Aemtern gestanden hatte, und verbarg seine Beschämung und seinen Kummer unter den Cedern von Claremont. Bute wurde Erster Lord des Schatzamtes.

Der Günstling hatte unstreitig einen großen Fehler begangen. Es ließ sich unmöglich ein besseres Werkzeug für seine Zwecke denken, als dieses, welches er eben von sich geschleudert, oder vielmehr seinen Feinden in die Hand gegeben hatte. Wenn Newcastle die Rolle des ersten Ministers fortspielen durfte, so konnte Bute des wirklichen Besitzes der Gewalt in Ruhe und Sicherheit genießen. Blieb das Haupt des großen Whigbundes scheinbar an der Spitze der Geschäfte, so ließ sich die Einführung der Tories in alle Dienstzweige der Regierung nach und nach bewirken, ohne daß darüber ein lautes Geschrei entstand. Dies wurde Bute nachdrücklich vorgestellt, und zwar von Lord Mansfield, den man mit Recht als den Vater des modernen Toryismus betrachten kann, jenes Toryismus, der sich einem Zustande der Dinge angepaßt hat, in dem das Unterhaus als die mächtigste Körperschaft des Staates auftritt. Die Theorien, von denen sich Bute hatte blenden lassen, konnten den sehr verständigen Mansfield nicht irre leiten. Die Verwegenheit Bute's, die Feindseligkeit mächtiger und tiefwurzelnder Interessen herauszufordern, sagte der kalten und schüchternen Natur Mansfields nicht zu. Alle Vorstellungen blieben indessen vergeblich. Bute hörte nicht gern auf Rath, war siegestrunken und wollte sowohl dem Schein als dem Wesen nach das Haupt der Regierung seyn. Er hatte sich auf ein Unternehmen eingelassen, wobei ein Schirm für seinen Erfolg und sogar für seine Sicherheit unumgänglich erfordert wurde. Er fand eine vorzügliche Schutzwand ge=

nau an dem Platze, wo sie ihm am meisten nöthig war, und stieß sie mit roher Hand hinweg.

Jetzt gelangte das neue Regierungssystem zur vollen Wirkung. Zum ersten Male seit der Thronbesteigung des Hauses Hannover war das Glück der Tories im Wachsen. Der erste Minister gehörte selbst zu dieser Partei. Lord Egremont, der Pitt als Staatssekretär abgelöst hatte, war ein Tory und der Sohn eines solchen. Sir Francis Dashwood, ein Mann von geringer Befähigung und wenig Erfahrung, der noch dazu als unsittlicher Charakter allgemein bekannt war, wurde zum Kanzler des Schatzamtes gemacht, wofür sich kein anderer Grund angeben ließ, als daß er ein Tory war und früher zu den Jakobiten gehört hatte. Der königliche Hofstaat füllte sich mit Männern, die noch vor wenigen Jahren auf die Gesundheit des Königs jenseits des Wassers (des Prätendenten Stuart) mit besonderer Vorliebe getrunken hatten. Die beiden großen Nationalsitze der Gelehrsamkeit bekamen plötzlich eine umgekehrte Stellung zu einander. Die Hochschule Oxford hatte lange Zeit für den Hauptherd der Unzufriedenheit gegolten. In unruhigen Zeiten war die Hohe Straße von Bajonetten eingefaßt gewesen, und in den Kollegien hatten die Boten des Königs Haussuchung gehalten. Ernste Doktoren hatten damals die Gewohnheit, im Theater in den reinsten ciceronianischen Wendungen hochverrätherische Reden zu führen, und die Gelehrten der niederen Grade leerten volle Humpen auf jakobitische Gesundheiten und sangen jakobitische Lieder. Von vier aufeinander folgenden Kanzlern der Universität hatte einer bekannter Weise im Dienst des Prätendenten gestanden, und von den drei anderen glaubte Jedermann, daß sie mit der verbannten Familie einen geheimen Briefwechsel unterhielten. Cambridge war deshalb von den Fürsten des Hauses Hannover besonders begünstigt worden. Georg I. hatte die Bibliothek der Universität bereichert, Georg II. zu dem Gebäude des Senats freigebig beigesteuert. Auf ihre Söhne fiel ein Regen von

Bischofssitzen und Dekanstellen. Newcastle, das Haupt der Whig-Aristokratie, war ihr Kanzler, und Hardwicke, der vornehmste Rechtsgelehrte der Whigs, fungirte als ihr Oberhofmeister. Ihre beiden Abgeordneten hatten unter dem Whigministerium Aemter bekleidet. Jetzt änderten sich die Zeiten. Die Universität Cambridge wurde zu St. James mit verhältnißmäßiger Kühle aufgenommen, und Oxford erhielt auf seine Adressen lauter freundliche und warme Antworten.

Die Stichworte der neuen Regierung waren Kronrecht und Unterthanentreue. Der Herrscher sollte nicht länger in den Händen eines Unterthans oder eines Vereins von Unterthanen ein Spielzeug seyn. Georg III. wollte sich nicht zwingen lassen, Minister zu ernennen, die ihm nicht gefielen, so etwa wie man seinem Großvater Pitt aufgenöthigt hatte. Von Georg III. sollte es nicht heißen, daß er sich aus Zwang von einem Liebling getrennt habe, in der Art, wie sein Großvater von Carteret hatte scheiden müssen. Zu gleicher Zeit sollte das Land von seinen Verwickelungen auf dem Festlande gelöst werden; und man wollte den eben so blutigen als kostspieligen Krieg mit Frankreich und Spanien zu Ende bringen. Das waren die großen Aufgaben, welche Bute zu lösen versprach.

Einige dieser Zwecke erreichte er wirklich. England machte sich auf Kosten seiner Ehre von seinem Bündnisse in Deutschland frei. Der Krieg mit Frankreich und Spanien endete mit einem Frieden, der allerdings für unser Vaterland ehrenvoll und vortheilhaft war, jedoch in beiden Beziehungen nicht Das uns gab, was wir nach einer langen und fast ununterbrochenen Reihe von Siegen, die wir in jedem Welttheile, auf dem Lande und zur See erfochten hatten, erwarten konnten. Mit seiner inneren Verwaltung erreichte Bute aber weiter nichts, als daß er die Parteiung gehässiger und die Bestechlichkeit verworfener denn je machte.

Die gegenseitige Erbitterung der Tories und Whigs war nach Walpole's Sturz allmählig geringer geworden

und schien bei dem Schluß der Regierung Georg's II. fast ganz entschlummert zu seyn. Jetzt erwachte sie in ihrer ganzen Kraft.

Dies war noch nicht Alles. Nachdem eine unkluge Herausforderung den Parteigeist aus seinem langen Schlummer erweckt hatte, rief dieser seinerseits eine noch schrecklichere und boshaftere Furie, den Dämon des Nationalhasses, in's Leben. Zu dem Groll der Whigs gegen die Tories gesellte sich die Abneigung der Engländer gegen die Schotten. Die beiden Abtheilungen des großen englischen Volkes hatten sich noch nicht unauflöslich mit einander verbunden. Von den Ereignissen der Jahre 1715 und 1745 waren schmerzliche und schwer zu verwischende Spuren zurückgeblieben. Damals hatten die Kaufleute von Cornhill in der Furcht geschwebt, daß die barbeinigen Hochländer aus den Grampian-Gebirgen ihre Kassen und Waarenlager plündern würden. Sie erinnerten sich noch immer des Schwarzen Freitags, an dem die Nachricht kam, daß die Rebellen in Derby ständen, worauf alle Läden in der Altstadt geschlossen wurden und die Bank von England in Sixpences auszuzahlen begann. Auf der anderen Seite gedachten die Schotten mit einer sehr erklärlichen Erbitterung der Strenge, die bei der Bestrafung der Insurgenten gewaltet hatte, der Beleidigungen der Soldaten, der demüthigenden Gesetze, der Köpfe, die in Temple Bar aufgepflanzt worden waren, und des scheußlichen Henkerapparats von Kennington Common. Der Günstling ließ die Engländer nie vergessen, aus welchem Theile der Insel er stamme. Der ganze südliche Landestheil klagte laut, daß man in den öffentlichen Aemtern, im Heer und in der Marine nichts als breitwangige Drummond's und Erskine's, Macdonald's und Macgillivray's sähe, die keine christliche Sprache verständen und erst seit Kurzem angefangen hätten, christliche Beinkleider zu tragen. Die sämmtlichen alten Witze von Bergen ohne Bäume und Mädchen ohne Strümpfe, von Männern, die Pferdefleisch äßen und ihr Getränk in Eimern

zum vierzehnten Stockwerk heraufwänden, kamen gegen die glücklichen Abenteurer in Anwendung. Wir müssen zur Ehre der Schotten bemerken, daß ihre Klugheit und ihr Stolz sie abhielten, Vergeltung zu üben. Wie die Prinzessin des arabischen Mährchens verstopften sie sich dicht die Ohren und schritten geraden Weges auf den goldenen Springbrunnen zu, ohne um sich zu blicken, oder auf das lauteste Gespött zu achten.

So kam es, daß der Erste Lord des Schatzamts von Vielen als Tory, von einer großen Zahl als Günstling und von noch Anderen als Schotte verabscheut wurde. Der ganze Haß, der aus diesen verschiedenen Quellen entsprang, vereinigte sich bald und ergoß sich in einem wahren Strome von Schmähreden gegen den Friedensvertrag. Der Herzog von Bedford, der bei dem Vertrage als Unterhändler gedient hatte, wurde in den Straßen ausgezischt. Bute wurde in seiner Sänfte angegriffen und konnte kaum von einer Abtheilung Garde gerettet werden. Er durfte es nicht wagen, sich auf den Straßen ohne Verkleidung sehen zu lassen. Ein vor nicht langer Zeit verstorbener Herr erzählte oft, daß er den Günstling einst auf dem Platz von Covent Garden, in einen weiten Ueberwurf gehüllt, Hut und Perrücke tief in die Stirn gedrückt, erkannt habe. Der Pöbel pflegte Se. Lordschaft unter dem Bilde eines Kurierstiefels darzustellen, womit nicht eben geschmackvoll auf den christlichen Namen und Titel des Grafen angespielt wurde. Häufig schlug man einen Kurierstifel, gemeiniglich im Geleit eines Unterrocks, an den Galgen, oder überlieferte ihn den Flammen. Täglich erschienen Schmähschriften in Versen und Prosa, die an Keckheit und Bissigkeit Alles übertrafen, was in diesem Fach seit Jahren geleistet worden war.

Man glaubte annehmen zu dürfen, daß Lord Temple die witzigsten Feinde der Regierung insgeheim ermuntere. Pitt aber hielt sich von diesen unsauberen Verrichtungen der Opposition mit derselben Verachtung abseits, womit er sich von den häßlichen Funktionen der Regierung abgewen=

det hatte. Er war hochherzig genug, aller Orten zu erklären, wie sehr ihm die Angriffe seiner Anhänger auf die schottische Nation zuwider seyen, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo er die Treue und Tapferkeit preisen konnte, welche die hochländischen Regimenter während des ganzen Krieges bewiesen hatten. Wenn er aber gleich nur ehrenvolle und gesetzliche Waffen führte, so wußte doch Jedermann, daß seine ehrlichen Hiebe weit mehr zu fürchten seyen, als die heimlichen Stöße, die sein Schwager mit seinem Dolche versetzte.

Bute begann der Muth zu sinken. Der Zusammentritt des Parlaments stand nahe bevor, und der Friedensvertrag kam gewiß sogleich zur Erörterung. Es ließ sich annehmen, daß Pitt, der große Whigbund und die Menge sämmtlich auf derselben Seite stehen würden.

Es gab einen Mann, dessen schneidende und kräftige Logik der erhabenen und leidenschaftlichen Rhetorik Pitt's oft die Spitze geboten hatte, der für das Maklerhandwerk dieselben Talente wie für den Redekampf besaß, der jeder Schwierigkeit oder Gefahr furchtlos in's Auge blickte und so wenig von Gewissenszweifeln als von Aengstlichkeit behelligt wurde. Heinrich Fox oder Keiner konnte den ausbrechenden Sturm beschwören. Er war indessen eine Persönlichkeit, zu der der Hof selbst in dieser Noth nicht gern seine Zuflucht nahm. Fox schien von allen Staatsmännern des Zeitalters der letzte zu seyn, mit dem der Tory, der Schotte, der Günstling der Prinzessin-Mutter Bute unter welchen Umständen immer zusammengehen konnte. Und doch war es Fox, den Bute jetzt zu Hülfe rufen mußte.

Fox besaß manche edle und liebenswürdige Eigenschaften, die im Privatleben in ihrem vollsten Glanze hervortraten und ihn seinen Kindern, seinen Freunden und Unterbeamten theuer machten, doch als öffentlicher Charakter konnte er nicht auf Achtung Anspruch machen. In ihm traten die Fehler, die sich bei der gesammten Schule Walpole's nachweisen lassen, vielleicht nicht in ihrer schlimmsten, aber

gewiß in ihrer auffallendsten Form hervor, denn seine parlamentarischen und Geschäftstalente machten diese Mängel um so augenfälliger. Sein Muth, seine leidenschaftliche Stimmung, seine Verachtung des Scheins verleiteten ihn, Manches bloßzulegen, was Andere, die ebenso gewissenlos waren, mit dem Schleier des Anstandes bedeckten. Er war der unbeliebteste aller Staatsmänner seiner Zeit; nicht daß er mehr als Andere gesündigt hätte, sondern weil er sich weniger hinter Redensarten versteckte.

Er fühlte seine Unbeliebtheit, jedoch nicht anders, als starke Geister eine solche Kränkung zu empfinden pflegen. Er wurde nicht etwa vorsichtig, nein, im Gegentheil rücksichtslos und erwiderte die Wuth eines ganzen Volkes mit dem höhnischen Lächeln des unbeugsamsten Trotzes. Von Natur war er sanft und hochherzig, aber man hatte ihn in eine Grobheit hineingehetzt und hineingeärgert, die ihm nicht angeboren war und seine besten Bekannten überraschte und verletzte. So war der Mann beschaffen, den Bute in seiner höchsten Noth um Unterstützung anging.

Das Bündniß war bald geschlossen. Fox bekam die Zusicherung, daß er die Peerswürde, nach der er seit Langem strebte, erhalten werde, wenn er die Regierung aus ihrer üblen Stellung hinaussteuere. Er seinerseits übernahm die Verpflichtung, durch gute oder schlechte Mittel ein günstiges Votum für den Frieden zu Stande zu bringen. In Gemäßheit dieser Vereinbarung wurde er Leiter des Unterhauses, und Grenville ließ sich diese Veränderung mürrisch gefallen, indem er seinen Aerger, so gut es gehen wollte, verschluckte.

Fox hatte erwartet, daß sein Einfluß dem Hofe die herzliche Unterstützung mehrerer hervorragenden Whigs, deren persönlicher Freund er war, namentlich des Herzogs von Cumberland und des Herzogs von Devonshire, verschaffen werde. Hierin täuschte er sich und mußte bald erfahren, daß er zu allen anderen Schwierigkeiten seiner Lage

auch noch die Opposition des befähigtsten Prinzen von Geblüt und des großen Hauses Cavendish rechnen müsse.

Doch er hatte sich anheischig gemacht, die Schlacht zu gewinnen, und war nicht der Mann, der zurücktrat. Bedenklichkeiten waren jetzt nicht an der Zeit. Bute wurde zu verstehen gegeben, daß das Ministerium nicht anders gerettet werden könne, als wenn man die Taktik Walpole's in einer Ausdehnung durchführe, vor der ihr eigener Erfinder zurückgeschreckt seyn würde. Das Zahlmeisteramt wurde in einen Verkaufsladen für Stimmen verwandelt. Hier schlossen sich Hunderte von Mitgliedern mit Fox ein und nahmen, wie sich leider nicht bezweifeln läßt, den Sold ihrer Schande mit sich fort. Man weiß, daß auf diese Weise an einem einzigen Morgen hundertundzwanzigtausend Pfund ausgegeben worden seyen. Die geringste Bestechung, welche vorkam, soll in einer Banknote von zweihundert Pfund bestanden haben.

Mit der Bestechung verband man Einschüchterung. Alle Rangklassen, von der höchsten bis zur niedrigsten, sollten erfahren, daß der König Georg III. Gehorsam fordere. Die Lordlieutenants verschiedener Grafschaften erhielten ihre Entlassung. Der Herzog von Devonshire wurde geflissentlich dazu erkoren, das Opfer zu seyn, dessen Schicksal den englischen Großen zur Warnung diene. Sein Reichthum, Rang und Einfluß, sein fleckenloses Privatleben und seine beständige Anhänglichkeit an das Haus Hannover vermochten ihn gegen eine grobe persönliche Beleidigung nicht zu schützen. Es war bekannt geworden, daß er das von der Regierung beliebte Verfahren getadelt habe, und es wurde demnach beschlossen, den Prinzen der Whigs, wie die Prinzessin-Mutter ihn spottweise nannte, zu demüthigen. Als er sich im Palaste zeigte, um seine Pflicht zu erfüllen, rief der König barsch einem Pagen zu: „Sag' ihm, daß ich ihn nicht sehen will". Der Page zauderte. „Geh' zu ihm", fuhr der König fort, „und sage ihm genau meine Worte". Die Botschaft wurde überbracht. Der Herzog

gab seinen goldenen Schlüssel ab und verließ vor Wuth schäumend den Hof. Seine Verwandten legten sofort die Aemter nieder, welche sie bekleideten. Einige Tage später ließ sich der König die Liste der Geheimenräthe geben und strich den Namen des Herzogs eigenhändig durch.

In diesem Schritte lag wenigstens Muth; von Weisheit und Güte ist keine Rede. Doch wie der Rache des Hofes nichts zu hoch stand, so lag ihr auch nichts zu tief. In jedem Zweige des öffentlichen Dienstes wüthete eine Verfolgung, wie man sie weder vorher noch nachher jemals gekannt hat. Einer großen Anzahl demüthiger und fleißiger Schreiber wurde ihr Brod genommen, und diese Armen hatten keine Pflicht verletzt, nie gegen das Ministerium thätig Partei genommen, nein, ihr ganzes Verbrechen bestand darin, daß sie ihre Stellen einem Adeligen oder vornehmen Bürgerlichen verdankten, der den Frieden mißbilligte. Die Aechtung erstreckte sich bis auf Zollwächter, Visitatoren und Thürsteher abwärts. Ein armer Mann, der wegen seiner in einem Gefecht gegen Schwärzer bewiesenen Tapferkeit ein Gnadengehalt bekommen hatte, wurde desselben beraubt, weil er ein Schützling des Herzogs von Grafton gewesen war. Eine bejahrte Wittwe, die vor langen Jahren in Anerkennung der von ihrem Mann auf der Flotte geleisteten Dienste zur Schließerin bei einer öffentlichen Behörde ernannt worden war, verlor diese Stelle, weil man sich einbildete, daß sie mit der Familie Cavendish in einem sehr entfernten Grade verwandt sey. Das Volksgeschrei wurde mit jedem Tage lauter. Aber je lärmender es wurde, um so entschlossener setzte Fox das angefangene Werk fort. Seine alten Freunde begriffen nicht, welcher Geist über ihn gekommen sey. „Seine politischen Seitensprünge könnte ich Fox vergeben“, sagte der Herzog von Cumberland, „was ich aber durchaus nicht verstehe, das ist seine Unmenschlichkeit. Früher war er stets der gutmüthigste Mann“.

Zuletzt ging Fox so weit, ein Rechtsgutachten über die Frage einzuholen, ob die von Georg II. bewilligten Pa=

tente für Georg III. bindend seyen. Man will wissen, daß er, wenn seine Amtsgenossen nicht zurückgewichen wären, die Zahlmeister des Schatzes und die den Quartalgerichtssitzungen präsidirenden Richter mit einem Schlage abgesetzt haben würde.

Inzwischen versammelte sich das Parlament. Obgleich die Minister vom Volke mehr als je gehaßt wurden, so hatten sie doch die Mehrheit sicher; denn sie hatten sie — erkauft. Sie konnten um so eher hoffen, sowohl bei den Debatten wie bei den Abstimmungen im Vortheile zu seyn, als Pitt von einem ernstlichen Gichtanfalle an sein Zimmer gefesselt wurde. Seine Freunde beantragten, daß die Berathung über den Friedensvertrag bis zu seinem Wiedererscheinen verschoben werde, drangen aber nicht durch. Der große Tag erschien. Die Verhandlung hatte bereits einige Zeit gedauert, als in dem Hofe des Palastes ein lautes Huzzah sich erhob. Der Lärm kam näher und näher, die Treppen hinauf, in die Vorhalle. Die Thür öffnete sich, und mitten unter der rufenden Menge erblickte man Pitt, von seinen Dienern auf den Armen getragen. Sein Gesicht war spitz und bleich, seine Beine hatten Hüllen von Flanell, in der Hand trug er seine Krücke. Die Träger ließen ihn jenseits der Schranke nieder, auf der Stelle umgaben ihn seine Freunde, und mit ihrer Hülfe schwankte er zu seinem Sitze in der Nähe des Tisches. Todtkrank, von den wüthendsten Schmerzen zerrissen, sprach der Held drei und eine halbe Stunde lang gegen den abgeschlossenen Frieden. Während dieser Zeit war er mehrmals gezwungen, sich niederzusetzen und Stärkungsmittel zu nehmen. Wir dürfen wohl voraussetzen, daß er mit schwacher Stimme, mit matten Geberden sprach, und daß seine Rede, wenngleich gelegentlich glänzend und nachdrucksvoll, doch im Vergleich zu seinen besten oratorischen Leistungen schwach war. Aber Alle, welche sich seiner Thaten erinnerten, Alle, welche ihn leiden sahen, hörten ihm mit Empfindungen zu, wie sie bloße Beredtsamkeit so stark nicht hervorzurufen ver-

mag. Seine letzte Körperkraft schien erschöpft; stöhnend ward er aus dem Hause getragen. Als er den Saal verließ, erhob sich dasselbe laute Beifallsgeschrei, das seine Ankunft begrüßt hatte.

Aber die von dem Hofe so schändlich erkaufte Majorität sprach sich für den abgeschlossenen Frieden aus. Das Frohlocken des Hofes war ein grenzenloses. „Jetzt ist mein Sohn wirklich König", rief die Prinzessin-Mutter aus. Der junge Herrscher sagte von sich, daß er aus der Leibeigenschaft befreit worden sey, in der man seinen Großvater gehalten habe. In Beziehung auf einen Punkt, vermaß sich Georg III. zu äußern, sey sein Wille ein unabänderlicher. Wie auch die Umstände sich ändern möchten, die Whig-Großen, die seine Vorgänger unterjocht und ihn selbst hätten zum Sklaven machen wollen, dürften nie wieder zur Gewalt gelangen.

Voreilige, lächerliche Ruhmredigkeit eines Königs! Die Hofpartei steckte gleich wieder in Verlegenheiten. Ein Bestandtheil des Einnahme-Budgets war eine Auflage auf Aepfelwein. Johann Philips, der Sänger der englischen Obstlese, rühmte nichts lauter, als daß das Ciderland dem Throne stets Treue bewiesen und alle Gartenmesser seiner tausend Obstgärten in Schwerter für die unglücklichen Stuarts verwandelt habe. Die nächste Wirkung von Bute's Finanzplan war die, daß Adel und Freisassen des Ciderlandes mit den Whigs der Hauptstadt ein Bündniß schlossen. Herfordshire und Worcestershire stand in hellen Flammen. Die londone Altstadt, die kein so direktes Interesse hatte, war dennoch wo möglich noch aufgeregter. Die Parlamentsverhandlungen über diese Frage fügten der Regierung einen unwiderbringlichen Schaden zu. Dashwood gab so verwirrte und unglaublich widersinnige finanzielle Nachweise, daß das Haus in ein schallendes Gelächter ausbrach. Er besaß Verstand, um selbst zu fühlen, wie wenig er sich für seine hohe Stellung eigne, und rief in komischer Verzweiflung aus: „Was soll ich thun? Die Jungens in den Straßen werden mit Fin-

gern auf mich zeigen und rufen: „Dort geht der traurigste Kanzler des Schatzamtes, den es je gegeben hat".

Das Ministerium sah sich aber noch weit ernsteren Angriffen ausgesetzt. Die Tories und die Schotten waren in ihrem Haß gegen Fox unversöhnlich. Sie hatten in einem Augenblicke äußerster Gefahr eingewilligt, sich unter seine Leitung zu stellen, aber sowie die Krise vorüber zu seyn schien, brach ihre Abneigung auf's Neue hervor. Einige von ihnen feindeten ihn wegen der Rechnungen des Zahlmeisteramtes an, Andere unterbrachen ihn, wenn er sprach, mit Gelächter und spöttischem Beifallsruf. Natürlich suchte er aus einer so unangenehmen Stellung hinaus zu kommen und forderte die Peerswürde, die ihm als Belohnung für seine Dienste versprochen worden war.

Es wurde klar, daß in der Zusammensetzung des Ministeriums eine Aenderung vorgenommen werden müsse. Wozu es aber wirklich kam, das ahnten selbst die nicht, welche ihrer Stellung nach alle Geheimnisse der Regierung kennen konnten. Zum größten Erstaunen des Parlamentes und der Nation wurde plötzlich verkündet, daß Bute zurückgetreten sey. —

Welche Motive Bute auch gehabt haben mag, sein Rücktritt war eine Thatsache. Fox suchte im Oberhause eine Zuflucht, und Georg Grenville wurde Erster Lord und Kanzler des Schatzamtes.

Wir möchten behaupten, daß England seit der Revolution keine schlechtere Verwaltung gehabt hat, als die von Georg Grenville. Seine Amtshandlungen können unter zwei Rubriken gebracht werden: Eingriffe in die Freiheit des Volkes und Beleidigungen gegen die Würde der Krone.

Er begann damit, der Presse den Krieg zu erklären. Johann Wilkes, der für Aylesbury im Parlament saß, war das erkorene Opfer der Verfolgung. Wilkes war bis auf die letzte Zeit hauptsächlich als einer der gottlosesten, ausschweifendsten und liebenswürdigsten Wüstlinge der Hauptstadt bekannt gewesen. Er besaß Geschmack,

war sehr belesen und hatte ein gewinnendes Benehmen. Seine geistsprühende Unterhaltung war das Entzücken aller Kaffeehäuser und Kneipen, und selbst ernstere Zuhörer konnten daran Gefallen finden, wenn Wilkes sich soweit zügelte, nicht in die Einzelnheiten seiner Liebschaften einzugehen und keine Witze über das Neue Testament zu machen. Seine kostspieligen Vergnügungen zwangen ihn, seine Zuflucht zu den Juden zu nehmen. Nun war er bald zu Grunde gerichtet und faßte den Entschluß, als politischer Abenteurer sein Glück zu versuchen. Im Parlamente hatte er keinen Erfolg. Er sprach lebhaft, aber schwach, und zog seine Zuhörer durchaus nicht so stark an, daß sie sein Gesicht vergessen hätten, dessen Häßlichkeit sogar die Karrikaturenzeichner sehr gegen deren Willen zwang, ihm zu schmeicheln. Als Schriftsteller war er mehr an seinem Platze. Er gab eine Wochenzeitung heraus, die „Der Nordbritte" hieß. Dieses Blatt, das mit vieler Laune und großer Keckheit und Unverschämtheit geschrieben wurde, hatte eine beträchtliche Anzahl von Lesern. Als Bute zurücktrat, waren vierundvierzig Nummern erschienen, und obgleich fast jedes Blatt die gröbsten Schmähungen enthielt, so hatte doch nie eine gerichtliche Verfolgung Statt gefunden. Die fünfundvierzigste Nummer konnte im Vergleich mit den früher erschienenen unschuldig genannt werden, und enthielt in der That keine stärkere Sachen, als man gegenwärtig in den Leitartikeln der Times und des Morning Chronicle täglich lesen kann. Jetzt stand aber Grenville an der Spitze der Geschäfte und hatte der Verwaltung einen neuen Geist eingeflößt. Die Autorität sollte aufrecht erhalten und nicht länger geduldet werden, daß Jemand der Regierung trotze. Wilkes wurde ohne Angabe der Ursache verhaftet, in den Tower geführt und hier mit ungewöhnlicher Strenge bewacht. Seine Papiere wurden weggenommen und dem Staatssekretär übergeben. Diese eben so harten als ungerechten Maßregeln riefen einen heftigen Ausbruch der Volkswuth hervor, der sich bald in Freude und Entzücken verwandelte. Das Obertribunal, in dem der Oberrichter

Pratt den Vorsitz führte, erklärte die Verhaftung für ungesetzlich, und der Gefangene mußte entlassen werden. Dieser Sieg über die Regierung wurde sowohl in London als in den Grafschaften mit Begeisterung gefeiert.

Während die Minister der Nation täglich gehässiger wurden, thaten sie ihr Möglichstes, auch den Abscheu des Hofes auf sich zu ziehen. Sie gaben dem König deutlich zu verstehen, daß sie keine Lust hätten, Lord Bute's, des Premiers hinter den Coulissen, Handlanger zu seyn, und forderten von ihm das Versprechen, daß er keinem geheimen Rathgeber Gehör schenken wollte. Als sie bald darauf Grund zu dem Argwohn bekamen, daß dies Versprechen nicht gehalten worden sey, machten sie ihrem Herrn in minder ehrfurchtsvollen Ausdrücken, als er zu hören gewohnt war, Vorstellungen. Sie gaben ihm eine vierzehntägige Frist, zwischen seinem Günstling und seinem Kabinet zu wählen.

Georg III. befand sich in Verlegenheit. Vor wenigen Wochen hatte er noch gejubelt, daß er von dem Joche des großen Whigbundes befreit sey. Er hatte sogar erklärt, seine Ehre gestatte ihm nicht, die Mitglieder dieses Bundes wieder in seinen Dienst zu rufen. Jetzt zeigte sich, daß er weiter nichts erreicht habe, als statt seiner alten Herren neue zu bekommen, die noch strenger und gebieterischer waren. In seinem Kummer dachte er an Pitt. Von diesem erhielt er möglicher Weise bessere Bedingungen, als von Grenville, oder von der Partei, deren Haupt der Herzog von Newcastle war.

Grenville kam eben von einem Ausfluge auf das Land zurück und wollte sich wieder bei Hofe zeigen. Zu seinem größten Erstaunen erblickte er im Vorzimmer einen Stuhl, dessen Form ihm wie ganz London wohl bekannt war. Dieser Stuhl war durch einen großen Stiefel kenntlich, der die Bestimmung hatte, dem gichtkranken Beine des großen Bürgers eine bequemere Lage zu verschaffen. Grenville errieth Alles: Der König hatte sich mit seinem Schwager

eingeschlossen. Bute, der ein Recht zu haben glaubte, über ein unfreundliches und undankbares Benehmen seiner Nachfolger klagen zu dürfen, hatte selbst den Vorschlag gemacht, Pitt in den Palast zu bescheiden.

Pitt wurde zweimal, an zwei Tagen hinter einander, vom König empfangen. Die Vorgänge bei der ersten Zusammenkunft ließen ihn erwarten, daß die Verhandlung rasch zu einem befriedigenden Ende gelangen werde, doch am nächsten Morgen fand er den König minder willfährig. Pitt verlangte den Wiedereintritt der Whigs in's Ministerium. Doch Se. Majestät konnte den Gedanken nicht ertragen, sich jetzt in die Hände derselben Männer geben zu sollen, die noch vor Kurzem mit den stärksten Beweisen von Ungnade vom Hofe vertrieben worden waren. „Es thut mir leid, Herr Pitt", antwortete der König, „aber ich sehe, es geht nicht, meine Ehre steht auf dem Spiel, und diese muß ich aufrecht erhalten". Wir werden bald sehen, auf welche Weise es Sr. Majestät gelang, seine Ehre aufrecht zu erhalten.

Pitt zog sich zurück, und dem König blieb keine andere Wahl, als die Minister, die er zu entfernen im Begriff gewesen war, im Amt zu lassen. Während der beiden nächsten Jahre spielte Grenville, der jetzt mit den Bedford's in engem Bunde war, bei Hofe den Meister, und zwar einen strengen Meister. Er wußte, daß man ihn nur deshalb beibehalten habe, weil entweder für ihn oder für die Whigs zu entscheiden gewesen sey. Daß die Whigs selbst unter den dringendsten Umständen Verzeihung erlangen könnten, hielt er für unmöglich. Der neuliche Versuch, sich seiner zu entledigen, hatte seinen Groll erweckt, und seit dem Fehlschlagen des Experiments kannte er keine Furcht mehr. Er war nie sehr höflich gewesen, jetzt begann er aber eine Sprache zu führen, die seit den Tagen des Fähnrichs Joyce und des Präsidenten Bradshaw kein englischer König zu hören gezwungen worden war.

Die Abneigung der Majestät gegen die Minister nahm mit jedem Tage zu. Grenville ging mit den öffentlichen

Geldern so sparsam wie mit seinen eigenen um und schlug unter Anderem dem König die Bitte ab, ein paar tausend Pfund zu verausgaben, um gewisse offene Felder anzukaufen, welche westlich an die Gärten von Buckingham-House angrenzten. Diese Weigerung hatte die Folgen, daß die Felder bald mit Gebäuden bedeckt wurden, so daß der König und die Königin bei ihren vertraulichsten Spaziergängen aus den oberen Fenstern von hundert Häusern beobachtet werden konnten. Dies war noch nicht das Schlimmste. Grenville war eben so freigebig mit Worten, als er mit Guineen geizte. Statt in der klaren, bündigen und kräftigen Weise zu reden, welche einzig und allein im Stande ist, die Aufmerksamkeit eines jungen, mit den Geschäften noch nicht vertrauten Geistes zu fesseln, sprach er im königlichen Kabinet ganz eben so wie im Hause der Gemeinen. Wenn er zwei Stunden perorirt hatte, sah er nach seiner Uhr — im Unterhause war es die dem Stuhle des Sprechers gegenüber stehende Uhr, nach der er blickte — entschuldigte sich, daß er so lange gesprochen habe, und fuhr dann noch eine Stunde lang fort. Die Mitglieder des Hauses der Gemeinen können einen Redner durch Husten aus dem Felde schlagen oder selbst die Flucht ergreifen, und so oft Grenville auf den Beinen war, kamen diese Vorrechte äußerst häufig zur Anwendnng. Aber der König mußte sich diese ganze Beredtsamkeit mit melancholischer Höflichkeit gefallen lassen. Noch am Ende seines Lebens sprach er von Grenville's Vorträgen mit Schaudern.

Etwa um diese Zeit trat eins der merkwürdigsten Ereignisse von Pitt's Leben ein. Es lebte damals ein gewisser Sir William Pynsent, ein Baronet aus Somersetshire von der Whigpartei, der in den Tagen der Königin Anna Mitglied des Unterhauses gewesen, jedoch in seine ländliche Einsamkeit zurückgegangen war, so wie die Tories gegen das Ende jener Regierung das Uebergewicht im Rath erlangt hatten. Er war überspannt und gegen seine Sittlichkeit erhoben sich die schimpflichsten Anklagen. Dagegen

war die Treue, mit der er seiner politischen Ueberzeugung anhing, untadelhaft. Die ganzen fünfzig Jahre, die er in der Einsamkeit verlebte, brütete er über den Umständen, die ihn aus dem öffentlichen Leben vertrieben hatten, und dachte an nichts, als die Entlassung der Whigs, den Frieden von Utrecht, das Aufgeben unserer Verbündeten. Jetzt glaubte er zu entdecken, daß zwischen den Ereignissen seiner Jugend, die ihm so lebendig vor der Seele standen, und den Vorfällen, von denen er im höchsten Alter Zeuge seyn mußte, die engste Verwandtschaft bestehe: dort Marlborough und hier Pitt in Ungnade, früher Harley und nun Bute als Nachfolger, der alte Friede von St. John, der neue von Bedford vermittelt, im Jahre 1712 die Klagen des Hauses Habsburg, im Jahre 1762 die Beschwerden des Hauses Brandenburg. Diese Einbildung setzte sich in dem Kopfe des alten Mannes so fest, daß er Pitt sein ganzes Vermögen zu hinterlassen beschloß. Pitt kam auf diese Weise ganz unverhofft in den Besitz eines Einkommens von dreitausend Pfund jährlich, und zwar ohne daß ihm der boshafteste Feind hätte einen Vorwurf machen können. Niemand konnte ihn einen Erbschleicher nennen, oder sagen, daß er etwas annehme, worauf Andere ein besseres Anrecht hätten. Er hatte Sir William nie in seinem Leben gesehen, und der Verstorbene hinterließ keine nahen Verwandten, die sich mit Recht auf sein Vermögen Hoffnung machen durften.

Pitt's Glück schien zu blühen, doch sein körperliches Befinden war schlechter denn je. Er besuchte, so weit wir haben ermitteln können, im Laufe der mit dem Januar 1765 beginnenden Sitzung das Parlament nicht ein einziges Mal. Mehrere Monate verlebte er auf seinem Lieblingslandsitze Hayes in tiefster Zurückgezogenheit, indem er sich kaum eine andere Bewegung machte, als von seinem Bett zu seinem Armsessel und von seinem Armsessel zu seinem Bett, und seiner Gattin selbst seine geheimsten Briefe in die Feder diktirte.

In der Zeit, in der sich Pitt vom Parlament fern hielt, beantragte Grenville eine Maßregel, die dazu be-

stimmt war, eine Umwälzung hervorzurufen, deren Wirkungen das gesammte menschliche Geschlecht lange empfinden wird. Wir sprechen von dem Gesetz, das die Regierung ermächtigte, in den nordamerikanischen Niederlassungen Stempelgebühren zu erheben. Der Plan war für seinen Urheber außerordentlich bezeichnend. Jeder Zug des Vaters fand sich in dem Kinde wieder. Ein schüchterner Staatsmann würde nie an einen Schritt gedacht haben, von dem Walpole in einer Zeit, als die Kolonien noch lange nicht so mächtig waren, gesagt hatte: „Wer diesen Vorschlag macht, der muß ein kühnerer Mann seyn, als ich bin." Grenville war aber keiner Furcht zugänglich. Ein weitblickender Minister hätte sich gesagt, daß man, wenn man in Westminster Steuern für Neuengland und Neuyork ausschreibe, ein Verfahren einschlage, das allerdings weder gegen den Buchstaben des geschriebenen Rechts, noch gegen irgend eine von den Gerichtshöfen gefällte Entscheidung verstoße, aber mit den Grundsätzen einer guten Regierung und mit dem Geist der Verfassung nicht vereinbart werden könne. Ein solcher Staatsmann würde auch gefühlt haben, daß das Zehnfache des Ertrags, der sich von der amerikanischen Stempelsteuer erwarten ließ, zu theuer erkauft sey, wenn zwischen dem Mutterlande und den Niederlassungen auch nur ein vorübergehender Zwist entstehe, Grenville wußte aber nichts von einem Geist der Verfassung, der von dem Buchstaben des Gesetzes verschieden sey, und kannte keine Nationalinteressen als solche, die sich nach Pfunden, Schillingen und Pfennigen berechnen ließen. Daß diese Politik in allen Provinzen von den großen Seen bis zum mexikanischen Meerbusen großes Mißvergnügen erzeugen, daß Frankreich und Spanien die Gelegenheit zur Rache benutzen, daß das Reich zerstückelt werden und die öffentliche Schuld, dieselbe Schuld, deren Höhe er Pitt beständig zum Vorwurf machte, in Folge seiner eigenen Maßnahmen bis zum doppelten Betrage ansteigen könne, das waren Möglichkeiten, die sich seinem kleinlichen und starren Geiste nie aufdrangen.

An das Stempelgesetz wird man so lange denken, als die Welt steht. In jener Zeit erregte diese Verfügung aber weit weniger Aufmerksamkeit, als ein anderes Gesetz, das gegenwärtig vollkommen vergessen ist. Der König verfiel in eine Krankheit, die man für gefährlich hielt. Sein Leiden war vermuthlich dasselbe, das ihn in einer späteren Periode wiederholt unfähig machte, seine königlichen Pflichten zu erfüllen. Der muthmaßliche Thronerbe war erst zwei Jahre alt. Es erschien offenbar als angemessen, für den Fall, daß ein unmündiger König den Thron besteige, Verfügung zu treffen, wie es mit der Regierung gehalten werden solle. Die Erörterungen, zu denen es hierüber kam, riefen in dem Zerwürfniß zwischen dem Hof und den Ministern eine Krise hervor. Der König hegte den Wunsch, daß man ihm die Macht anvertraue, durch letztwillige Bestimmung einen Regenten zu ernennen. Die Minister fürchteten, oder nahmen wenigstens den Schein einer solchen Besorgniß an, daß Georg III., wenn man ihm eine solche Befugniß einräume, die Prinzessin-Mutter, oder wohl gar den Grafen von Bute wählen werde. Sie bestanden daher darauf, daß in das Gesetz Worte aufgenommen würden, welche die Kür des Königs auf die königliche Familie beschränkten. Nachdem sie auf diese Weise Bute ausgeschlossen hatten, drangen sie in den König, daß er ihnen die Erlaubniß gebe, auch die Prinzessin-Mutter auf's Unzweideutigste für unfähig zu erklären.

Der Unwille des Königs gegen seine Minister erreichte nunmehr seinen höchsten Grad. Selbst die Whigs konnten ihn unmöglich schlimmer behandeln, als seine gegenwärtigen Minister gethan hatten. In seiner Noth schüttete er seinem Oheim, dem Herzog von Cumberland, sein ganzes Herz aus.

Der Herzog liebte den König nicht und hatte sein Mißfallen an dem System, das in jüngster Zeit aufgekommen war, deutlich, wenn auch nicht zudringlich, an den Tag gelegt. Er hegte aber eine hohe und fast romantische Mei-

nung von den Pflichten, die er als Prinz von Geblüt dem Haupte seines Hauses schulde. Er beschloß, seinen Neffen aus der Leibeigenschaft zu befreien und zwischen dem Thron und der Whigpartei eine Versöhnung herbeizuführen, deren Bedingungen für beide Theile ehrenvoll seyen.

In dieser Absicht reiste er nach Hayes und erhielt in Pitt's Krankenzimmer Zutritt. Er mußte wohl selbst kommen, denn Pitt wollte weder sein Gemach verlassen, noch mit einem Sendboten von geringerem Range verkehren.

Pitt hörte die Anträge und lehnte sie ab. Als der Herzog von Cumberland bei Pitt keine Nachgiebigkeit fand, gab er dem König den Rath, sich der Nothwendigkeit zu fügen und Grenville mit den Bedford's zu behalten. In der That war die Zeit keine solche, in der man die wichtigsten Aemter ohne Nachtheil unbesetzt lassen konnte. Der ungeordnete Zustand der Regierung hatte in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes eine allgemeine Erschlaffung herbeigeführt. Volksversammlungen, die zu anderen Zeiten völlig harmlos gewesen seyn würden, schlugen jetzt zu Tumulten um und erhielten rasch beinahe die Wichtigkeit von Aufständen. Die beiden Parlamentshäuser wurden von den Webern von Spitalfields belagert. Nach Bedford House, das von wüthenden Volkshaufen auf allen Seiten angegriffen wurde, mußte eine starke Besatzung von Fußvolk und Reiterei verlegt werden. Manche schrieben diese Ruhestörungen den Freunden Bute's zu, Andere wollten darin den Einfluß von Wilkes erkennen. Welche Ursache aber auch zu Grunde liegen mochte, die Wirkung war eine allgemeine Unsicherheit. Unter diesen Umständen blieb dem König keine Wahl. Er benachrichtigte seine Minister mit dem bitteren Gefühl der Beschämung, daß er gesonnen sey, sie in ihren Aemtern zu lassen.

Sie antworteten mit der Forderung, daß er auf sein königliches Wort gelobe, Lord Bute nie wieder zu Rathe zu ziehen.

Das Parlament hatte sich getrennt, und die Minister

feierten einen vollständigen Triumph. Der König war jetzt beinahe ebenso sehr ein Gefangener, wie Karl I. auf der Insel Wight. Das waren die Früchte der Politik, von der der König noch vor wenigen Monaten erwartet hatte, daß sie den Thron gegen die Machtsprüche seiner Unterthanen für immer sicherstellen werde.

Der sehr erklärliche Unwille der Majestät verrieth sich in jedem Blick und Wort. Mit Sehnsucht blickte Georg III. in seiner Noth auf den Whigbund, der einst der Gegenstand seiner Furcht und seines Hasses gewesen war. Der Herzog von Devonshire, den er mit einer so ungerechten Härte behandelt hatte, war jüngst gestorben und von seinem Sohn, der noch in den Knabenjahren stand, beerbt worden. Der König bewies die Herablassung, sein Bedauern über das Vorgefallene auszusprechen und den jungen Herzog an den Hof einzuladen. Der edle Knabe kam im Geleit seiner Oheime und wurde mit ausgezeichneter Huld empfangen.

Dieses und viele andere Symptome derselben Art reizten die Minister. Sie hatten ihrem König noch eine Demüthigung aufbewahrt, die sie seinem Großvater nur auf die Gefahr hin, zur Thüre hinausgeworfen zu werden, hätten zufügen dürfen. Grenville und Bedford erbaten sich Audienz und sie lasen ihm eine seitenlange Vorstellung in's Gesicht, in der sie ihn beschuldigten, daß er sein Wort gebrochen habe und gegen seine Rathgeber so unehrlich als möglich verfahre. Es fielen Winke, daß Bute's Kopf gefordert werden könnte. Dem König wurde geradezu gesagt, er dürfe nicht fortfahren, sowie bisher, zu verstehen zu geben, daß ihm seine Lage nicht gefalle; er müsse vielmehr der Opposition seine Ungnade beweisen, den Ministern aber öffentlich mit Freundlichkeit begegnen. Georg III. benahm sich kläglich. Er unterbrach den Vortrag zu wiederholten Malen, indem er erklärte, daß er jede Verbindung mit Bute abgebrochen habe. Allein die Minister lasen weiter, ohne auf sein Leugnen zu achten, und der König hörte von nun an feige und schweigend zu, aber vor stiller

Wuth fast erstickend. Später gestand er, daß er geglaubt habe, wahnsinnig werden zu müssen.

Bis zur Verzweiflung getrieben, nahm er wieder zu dem Herzog von Cumberland seine Zuflucht, und dieser hielt abermals mit Pitt Berathungen. Pitt hegte wirklich den Wunsch, die Leitung der Geschäfte zu übernehmen, und gestand unter vielen Betheuerungen seines Pflichtgefühls, daß die von dem König gebotenen Bedingungen Alles enthielten, was ein Unterthan erwarten könne. Doch Temple warnte starrsinnig und wies jeden Vorschlag zur Koalition ab. Pitt erklärte mit großem Bedauern, daß er die Verwaltung nicht übernehmen könne, da ihm die Unterstützung seines Schwagers fehle.

Der Herzog sah jetzt nur noch einen Weg offen, wie sich sein Neffe befreien lasse. Die Verwaltung mußte aus den Whigs der Opposition, ohne Pitt's Beihülfe, gebildet werden. Die Schwierigkeiten schienen fast unübersteiglich zu seyn. Tod und Abfall hatten die Reihen der Partei, die noch vor Kurzem allmächtig war, bedeutend gelichtet. Diejenigen, unter denen der Herzog wählen mußte, ließen sich in zwei Klassen eintheilen, in Männer, die für wichtige Aemter zu alt waren, und in Neulinge, die noch nie eine höhere Stelle bekleidet hatten. Das Kabinet mußte aus altersschwachen Invaliden oder aus ungeschulten Rekruten gebildet werden.

Der Herzog von Cumberland machte dem reichen und angesehenen Marquis von Rockingham Anträge. Der Marquis willigte ein, das Schatzamt zu übernehmen. Newcastle war zu lange als Haupt der Whigs anerkannt worden, als daß man ihn vom Ministerium hätte ausschließen können. Er wurde zum Bewahrer des Geheimsiegels ernannt. Ein höchst verständiger und redlicher Landedelmann, Namens Dowdeswell, wurde Kanzler des Schatzes. General Conway, der unter dem Herzog von Cumberland gedient hatte und diesem ergeben war, erhielt das eine Staatssekretariat und die Leitung im Hause der Gemeinen.

Ein vornehmer Adeliger der Whigpartei, der in der Blüthe der männlichen Jahre stand und große Erwartungen erregte, der Herzog August von Grafton, übernahm das andere Staatssekretariat.

Der älteste Mann konnte sich keiner Regierung erinnern, die an Rednertalent und Geschäftserfahrung so arm gewesen wäre. Die allgemeine Meinung war die, daß sich die Minister während der Parlamentsferien behaupten könnten, daß aber der erste Tag der Debatte der letzte Augenblick ihrer Macht seyn müsse. Karl Townshend wurde gefragt, was er von der neuen Verwaltung denke. „Es ist Glanztaffet", antwortete er, „eine Sommertracht, nichts für den Winter".

So standen die Sachen, als Lord Rockingham, der sich als einen guten Menschenkenner bewährte, die Weisheit besaß, sich die Unterstützung eines Verbündeten zu verschaffen, der mit einer Beredtsamkeit, die selbst die Rednergabe eines Pitt übertraf, und mit einem Fleiß, der den geschäftigen Grenville beschämte, eine Fülle von Fassungskraft verband, auf die weder Pitt, noch Grenville Anspruch machen durften. Er berief Edmund Burke, eine neue Kraft und ein frisches Talent, in's Kabinet.

Inzwischen ging in Neu-England die Drachensaat auf. Es brachte jedes amerikanische Postschiff beunruhigende Nachrichten. Die Niederlassungen waren in einem Zustande, der an offene Empörung grenzte. Die Stempel wurden verbrannt, die bei den Bureaux angestellten Beamten getheert und gefedert. Aller Verkehr zwischen den unzufriedenen Provinzen und dem Mutterlande stockte. Die londoner Börse schwebte in Angst, die Hälfte der Handelshäuser von Bristol und Liverpool sah sich von Bankerott bedroht. In Leeds, Manchester und Nottingham gingen von je zehn Fabrikanten drei zu Grunde. Ein Bürgerkrieg schien ganz nahe zu seyn. Es ließ sich nicht bezweifeln, daß, sowie die britische Nation gegen sich selbst wüthe, Frankreich und Spanien in den Streit sich einmischen würden.

Den Ministern standen drei Wege offen. Schlugen sie

den ersten ein, so drangen sie das Stempelgesetz den Amerikanern mit dem Schwerte auf. Dies war das Verfahren, zu dem der König und Grenville, den Georg III. unter allen lebenden Wesen am stärksten haßte, auf gleiche Weise sich hinneigten. Beide waren von Natur Tyrannen. Sie glichen einander zu sehr, um Freunde seyn zu können, aber diese Aehnlichkeit bewirkte wenigstens das, daß sie alle wichtigen praktischen Fragen aus demselben Gesichtspunkte betrachteten. Keiner von Beiden vermochte die Herrschaft des Anderen zu ertragen; hinsichtlich der Regierungsgrundsätze, die am besten zur Unterwerfung des Volkes dienen könnten, stimmten sie indessen völlig überein.

Ein zweites Verfahren wurde von Pitt empfohlen. Er behauptete, daß das britische Parlament verfassungsmäßig nicht befugt sey, ein Gesetz über Besteuerung der Niederlassungen zu erlassen. Mithin betrachtete er das Stempelgesetz als nichtig, als ein Dokument, das nicht mehr Gültigkeit habe, als Karl's Verordnung über das Schiffsgeld oder Jakob's Proklamation beziehentlich der Dispensation von Strafgesetzen.

Zwischen diesen beiden Extremen lag ein dritter Weg. Die verständigsten und gemäßigtesten Staatsmänner jener Zeiten urtheilten, daß die britische Verfassung der gesetzgebenden Gewalt des Königs, der Lords und Gemeinen über das gesammte britische Reich keine Grenzen gesetzt habe. Das Parlament, behaupteten sie, sey gesetzlich eben so kompetent, Amerika zu besteuern, wie es nach den Statuten die Befugniß habe, andere thörichte oder schlechte Handlungen zu begehen, beispielsweise das Eigenthum aller Kaufleute der Lombard-Straße einzuziehen oder einen beliebigen Bewohner des Königreiches, ohne daß ein Zeuge gegen ihn abgehört worden oder er selbst mit seiner Vertheidigung gehört würde, wegen Hochverrathes zu verurtheilen. Die gehässigsten Konfiskationen und gerichtlichen Verfolgungen sind in der That eben so rechtsgültig, wie das Duldungsgesetz und die Habeas-Korpus-Akte. Allein von solchen Maß-

regeln hat sich der Gesetzgeber systematisch fern zu halten, wenn er nicht gegen alle Vorschriften des Sittengesetzes fehlen will. Eben so mußte sich die englische Legislatur der Besteuerung der amerikanischen Niederlassungen enthalten. Das Stempelgesetz ließ sich nicht rechtfertigen, nicht etwa deshalb, weil es über die verfassungsmäßigen Befugnisse des Parlamentes hinausgelegen hätte, sondern weil es ungerecht und unpolitisch war, wenig Einkommen und viel Hader erzeugte. Lord Rockingham und seine Amtsgenossen bekannten sich zu diesen gesunden Grundsätzen, und der große Burke stritt für sie eine geraume Reihe von Jahren hindurch in Reden, von denen einige so lange leben werden, als es die englische Sprache gibt.

Der Winter kam, das Parlament versammelte sich, und der Zustand der Kolonien rief sofort einen heftigen Kampf hervor. Pitt, dessen Gesundheit durch das Wasser von Bath in etwas wieder hergestellt war, erschien wieder im Unterhause, wo er in glühenden und pathetischen Reden nicht bloß das Stempelgesetz verdammte, sondern auch dem Widerstande von Massachusetts und Virginien seinen Beifall spendete und die Behauptung aufstellte, daß die höchste gesetzgebende Gewalt nach der englischen Verfassung keineswegs die Macht einschließe, Steuern aufzulegen, womit er sich freilich, wie wir gestehen müssen, mit aller Vernunft und Autorität in Widerspruch setzte. Auf der anderen Seite äußerte sich Grenville in einer Sprache, wie sie Strafford am Rathstische Karl's I. geführt haben mag, als die Nachricht kam, daß die Liturgie in Edinburg Widerstand finde. Nach ihm waren die Kolonisten Verräther, und wer sie entschuldigte, der verdiente kaum einen besseren Namen. Gegen eine solche Mißstimmung gebe es keine besseren Heilmittel, als Fregatten, Kanonen, Bajonnette und Säbel.

Die Minister nahmen eine mittlere Stellung ein, indem sie empfahlen, zu erklären, daß die gesetzgebende Gewalt des britischen Parlaments über das gesammte Reich in keinem Falle einer Ausnahme unterliege, daran aber zugleich

den Antrag knüpften, das Stempelgesetz zurückzunehmen. Gegen den ersten Beschluß erhob Pitt Einwürfe, doch wurde derselbe gegen kaum eine abweichende Stimme angenommen. Den Widerruf des Stempelgesetzes unterstützte Pitt auf das Kräftigste, hier stellte sich aber der Regierung eine furchtbare Schaar von Widersachern entgegen. Die Hofpartei, Grenville und die Bedford's ꝛc. waren wüthend. Ihr Rückhalt war der König. Feuer und Schwert gegen die Rebellen war ihr Losungswort.

Eine kriechende Gattung von Politikern — jenes Gewürm, das die Reiche zu Grunde richtet, kam in jener Zeit zur eminenten Geltung. Diese Menschen kannten kein politisches Band, das ausgenommen, welches sie an den Thron fesselte. Sie gingen auf das Bereitwilligste mit jeder Partei, verließen jede Partei, unterwühlten jede Partei, griffen jede Partei an, und das Alles im Handumkehren. Alle Regierungen und alle Oppositionsparteien waren ihnen gleich. Sie hatten für Grenville, Bute, Rockingham, Pitt weder Vorliebe noch Abneigung. Sie waren, **par excellence**, die Freunde des Königs. Es verdient bemerkt zu werden, daß diese Freundschaft keine persönliche Vertraulichkeit in sich schloß. Alle diese Leute hatten mit ihrem Herrn nie so gelebt, wie einst Dodington mit dem Vater Georg's **III.** und später Sheridan mit dessen Sohn standen. Weder jagten sie mit ihm am Morgen, noch spielten sie Abends mit ihm Karten, theilten mit ihm eben so wenig sein Schöpfenfleisch, als sie ihn auf seinen Spaziergängen in seinen Rübenfeldern begleiteten. Empfangstage ausgenommen, sahen ihn höchstens einer oder zwei von ihnen von Angesicht zu Angesicht. Trotzdem wurde die ganze Genossenschaft stets frühzeitig und genau von seinen persönlichen Neigungen unterrichtet. Keiner dieser Menschen versah ein höheres Verwaltungsamt. Man fand sie gewöhnlich in Stellen, mit denen keine Verantwortlichkeit, wenig Arbeit und viele Einkünfte verbunden waren, und auf diesen Plätzen behaupteten sie sich mit der größen Si-

cherheit, während das Ministerium vielleicht sechsmal und siebenmal wechselte. Ihre eigentliche Aufgabe bestand nicht darin, die Verwaltung gegen die Opposition zu unterstützen, sondern dem König gegen seine offiziellen Rathgeber zu helfen. Wenn Se. Majestät nicht umhin konnte, mit Widerwillen zu genehmigen, daß ein Gesetz, das die Minister für nothwendig hielten, in Vorschlag kam, so konnte man sicher darauf rechnen, daß die Freunde des Königs im Unterhause gegen den Antrag sprachen, stimmten und ihm jedes Hinderniß in den Weg warfen, das sich mit den Formen des Parlaments vereinigen ließ. Wenn Georg III. sich einen Staatssekretär oder Ersten Lord des Schatzes gefallen lassen mußte, den er nicht gern sah, so versäumten seine Freunde gewiß keine Gelegenheit, wo dem verhaßen Minister Verlegenheiten und Demüthigungen bereitet werden konnten. Zum Dank für diese Dienste deckte der König seine Freunde mit seinem Schutze. Es war vergebens, daß seine verantwortlichen Diener gegen ihn klagten, wie sie täglich von Männern, die das Brod der Regierung äßen, gehindert und verrathen würden. Bald vertheidigte, bald entschuldigte er die Fehlenden, oder er gestand auch wohl, daß sie Tadel verdienten, um gleich hinzuzusetzen, er müsse es sich erst überlegen, ob er sie entbehren könne. Aus ihren Aemtern vertrieb er sie nie, und während alles Andere im Staat einem beständigen Wechsel unterworfen war, schienen diese nichtswürdigen Liebediener ihre Stellen in lebenslänglichem Besitz zu haben.

Die Freunde des Königs wußten sehr wohl, daß Georg III. das Stempelgesetz, in dessen Widerruf er gewilligt hatte, aus voller Ueberzeugung billige, und daß er die Whigs, als sie in seiner höchsten Noth und auf seine dringendste Bitte eingewilligt hatten, ihn von einem unerträglichen Joche zu befreien, wohl freudig willkommen geheißen, aber darum seine albernen Vorurtheile gegen seine Erlöser nicht aufgegeben habe. Die Minister entdeckten bald, daß sie außer den Angriffen in der Stirn, welche die

gesammte Streitkraft einer starken Opposition unternahm, auch noch die von hinten geführten Streiche einer zahlreichen Camarilla, die sie als verbündet betrachtet hatten, abwehren mußten.

Nichtsdestoweniger führten Lord Rockingham und seine Anhänger ihren Entschluß durch, ein Gesetz auf Widerruf der Stempelverfügung einzubringen. Auf ihrer Seite standen die ganzen Fabrik- und Handelsinteressen des Königreichs. Bei den Debatten fand die Regierung eine kräftige Unterstützung. Zwei große Staatsmänner und Redner, welche zwei verschiedenen Generationen angehörten, erhoben sich zu wiederholten Malen, um das Gesetz mit ihrer ganzen Kraft zu vertheidigen. Das Unterhaus hörte Pitt zum letzten, Burke zum ersten Male, und war im Zweifel, welchem von beiden die Palme der Beredtsamkeit gebühre. Ein Gestirn stieg glänzend auf, ein anderes warf untergehend seine schönsten Strahlen.

Die Entscheidung schien eine Zeit lang zu schwanken. Die Minister wurden bei verschiedenen Abstimmungen hart bedrängt. Einmal stimmten nicht weniger als zwölf Freunde des Königs, lauter Beamte, gegen die Regierung. Es half nichts, daß Lord Rockingham dem König Vorstellungen machte. Se. Majestät gestand zu, daß Grund zu Beschwerden vorhanden sey, sprach aber die Hoffnung aus, daß sich die Meuterer durch gelinde Mittel würden zur Vernunft bringen lassen. Wenn sie ihr schlechtes Verhalten fortsetzten, sagte er, dann wollte er sie entlassen.

Endlich erschien der entscheidende Tag. Die Gallerie, die Vorhalle, das Amt für Bittschriften wimmelten von Kaufleuten aus allen großen Hafenplätzen der Insel. Mitternacht war lange vorbei, als die Verhandlungen endeten. Bei der Abstimmung erhielten die Minister ein starkes Stimmenmehr. Die Furcht vor einem Bürgerkriege und der Nothruf aller Handelsstädte des Königreichs waren mächtiger gewesen, als die vereinigten Kräfte des Hofes und der Opposition.

In dem ersten trüben Zwielicht eines Februarmorgens öffneten sich die Thüren, und die Führer der feindlichen Parteien traten unter die Menge hinaus. Conway wurde mit lautem Beifall empfangen, doch so wie Pitt erschien, hefteten sich alle Blicke allein auf ihn. Alle Hüte flogen in die Luft, laute und anhaltende Huzza's begleiteten ihn zu seiner Sänfte, und ein langer Zug von Bewunderern folgte ihm bis zu seiner Wohnung. Nun zeigte sich Grenville. Sobald er erkannt wurde, erhob sich ein Sturm von Zischen und Verwünschungen. Er fuhr wüthend auf den Haufen ein und ergriff einen Mann bei der Kehle. Unter den Umstehenden verrieth sich eine große Aufregung, entstand eine Balgerei, so ließ sich nicht sagen, wie sie enden würde. Glücklicher Weise sagte der Mann, den Grenville gepackt hatte, nichts als: „Wenn ich nicht zischen soll, mein Herr, so darf ich doch gewiß lachen", und damit lachte er Grenville in's Gesicht.

Die Mehrheit war eine so entscheidende gewesen, daß sämmtliche Gegner des Ministeriums, einen ausgenommen, die Absicht hatten, das Gesetz ohne ferneren Widerstand durchgehen zu lassen. Nur bei Grenville waren alle Vorstellungen und Bitten eine Verschwendung. Sein unbändiger Geist bäumte sich unter der Last des öffentlichen Hasses immer höher auf. Er kämpfte die Schlacht hartnäckig bis zum Ende aus. Bei der dritten Lesung gerieth er mit seinem Schwager in einen heftigen Streit, den letzten ihrer vielen erbitterten Zwiste. Pitt donnerte in seinen erhabensten Tönen gegen den Mann, der den Hermelinmantel des britischen Königs in das Blut des englischen Volks habe tauchen wollen. Grenville entgegnete mit gewohnter Schärfe und Unerschrockenheit. „Wenn die Steuer noch einmal ausgeschrieben werden solle", sagte er, „so würde ich wieder eben so handeln. Für das Unheil, das sie vielleicht hervorruft, ist mein Ankläger verantwortlich. Seine Verschwendung hat sie nöthig gemacht, und in Folge seiner Erklärungen gegen die verfassungsmäßigen Befugnisse

des Königs, der Lords und Gemeinen ist sie doppelt unvermeidlich geworden. Ich beneide ihn nicht um seine Huzza's, mein Ruhm ist, daß man mich auszischt. Wenn das Gesetz noch einmal zu erlassen wäre, ich erließe es".

Der Widerruf des Stempelgesetzes war bei weitem die wichtigste Maßregel von Lord Rockingham's Verwaltung. Dieses Ministerium darf außerdem das Lob beanspruchen, zwei drückende Mißbräuche abgeschafft zu haben, die bei Wilkes' Fall die allgemeine Aufmerksamkeit und einen gegründeten Unwillen erregten. Die Minister bestimmten nämlich das Unterhaus, den Gebrauch allgemein gefaßter Verhaftsbefehle zu verbieten und ferner zu verordnen, daß bei Prozessen wegen Schmähschriften keine Beschlagnahme der Papiere Statt finden dürfe.

Zu Lord Rockingham's ewigem Ruhm müssen wir noch hinzufügen, daß diese Verwaltung nach langen Jahren die erste war, welche den Muth und die Tugend besaß, sich der Bestechung von Parlamentsmitgliedern zu enthalten. Seine Feinde klagten ihn und seine Freunde der Schwäche, des Hochmuths, des Parteigeistes an, aber mit jenem schändlichen Mißbrauche wagte selbst die Verleumdung seinen Namen nicht in Verbindung zu bringen.

Unglücklicherweise war seine Verwaltung, die in allen anderen Beziehungen zu den besten gehörte, die unser Vaterland jemals gehabt hat, zugleich eine der schwächsten. Die Freunde des Königs griffen die Minister bei jeder Wendung an, traten ihnen bei jeder Bewegung entgegen. Klagte man bei dem König, so gab es nichts als neue Versprechungen und neue Ausflüchte. Se. Majestät war dann überzeugt, daß ein Mißverständniß Statt finden müsse. Lord Rockingham möge sich den Herren deutlicher erklären. Bei dem nächsten Vergehen sollten sie entlassen werden. Das nächste Vergehen wurde begangen, und Se. Majestät hatte wieder Ausreden. Das sey schlecht, hieß es nun, geradezu abscheulich, aber es komme jetzt weniger darauf an, da die Verta-

gung des Parlaments nahe bevorstehe. Er wolle den Verbrechern noch einmal den Weg zur Besserung offen halten, wenn sie aber in der nächsten Sitzung sich nicht änderten, so spreche er kein Wort mehr für sie. Er hatte bereits beschlossen, daß Lord Rockingham lange vor dem Anfange der nächsten Sitzung aus dem Ministerium ausgeschieden seyn solle.

Was konnte jetzt Pitt verhindern, sich mit Lord Rokkingham zu verbinden? Beide stimmten in allen wichtigen Fragen überein. Sie waren gegen den Frieden, das Stempelgesetz, die allgemein gehaltenen Verhaftsbefehle, die Beschlagnahme von Papieren gewesen. Nur wenige und geringfügige Punkte beurtheilten sie verschieden. Beide waren redlich, uneigennützig und entschiedene Feinde von Bestechungen. Ihre persönlichen Interessen konnten sie nicht entzweien. Sie saßen in verschiedenen Häusern, und Pitt hatte stets erklärt, nichts auf der Welt könne ihn bestimmen, Erster Lord der Schatzkammer zu werden.

Daß die Gelegenheit versäumt wurde, einen Bund zu schließen, der für den Staat wohlthätig und für alle Betheiligten ehrenvoll gewesen seyn würde, war nicht die Schuld der Whigminister. Sie benahmen sich gegen Pitt mit einer Willfährigkeit, die man servil nennen könnte, wenn sie nicht die Wirkung der aufrichtigsten Bewunderung und der treuesten Berücksichtigung des öffentlichen Wohles gewesen wäre. Wiederholt gaben sie ihm zu verstehen, wenn er sich ihren Reihen anschließe, so werde er nicht als Bundesgenosse, nein, als Führer Aufnahme finden. Sie hatten ihm durch die Verleihung der Peerswürde an den Oberrichter Pratt, der in jener Zeit Pitt's höchstes Vertrauen besaß, ihre Ehrerbietung bewiesen. Was konnte Pitt mithin von den Whigs trennen?

Unglücklicherweise war es dem Hofe gelungen, Pitt zu gewinnen, freilich nicht durch die unedlen Mittel, mit denen sich Männer wie Rigby und Wedderburn ködern ließen, wohl aber durch Lockungen, denen auch bessere Natu-

ren in augenblicklicher Verirrung erliegen können. Lobsprüche, Liebkosungen und Versprechungen wurden dem Abgott des Volks freigebig gespendet. Nur er, bekam er zu hören, vermöge dem Parteiwesen ein Ende zu machen und allen mächtigen Verbindungen im Lande zusammen, den Whigs und Tories, den Rockingham's, Bedford's und Grenville's, die Spitze zu bieten. Diese Schmeicheleien übten eine große Wirkung, denn obgleich Pitt einen hohen und männlichen Geist besaß, obgleich er seine Beredtsamkeit oft mit erschütternder Gewalt gegen den Hof gekehrt und seine Theorie der Regierung in Locke's und Sidney's Schule gelernt hatte, so blickte er auf die Person des Herrschers doch stets mit der tiefsten Verehrung. So wie er dem Königthum Auge gegen Auge entgegentrat, gewannen seine Erregbarkeit und Einbildungskraft über seine Grundsätze die Oberhand. Dann thaute sein Whiggismus auf, bis er verschwand, und Pitt war für den Augenblick ein Tory von der alten ormond'schen Gattung. Pitt, der Allgewaltige, war schwach einem König gegenüber, der die Dienstbarkeit mittelmäßiger Talente so lange ertragen hatte. Unbegreiflicher Widerspruch!

Es läßt sich bezweifeln, daß er zu solcher Schwäche fähig gewesen seyn würde, wenn sein Geist noch seine volle Gesundheit und Kraft besessen hätte. Nun ist es aber eine Thatsache, daß sich Pitt seit einiger Zeit in einem Zustande unnatürlicher Aufregung befand. In die Oeffentlichkeit war davon noch keine Ahnung gedrungen. Seine Beredtsamkeit hatte sich noch nie in größerem Glanze gezeigt, als bei den letzten Verhandlungen. Späterhin riefen sich die Leute freilich Manches in's Gedächtniß zurück, was schon damals ihre Besorgnisse hätte rege machen sollen. Seine Gewohnheiten wurden nach und nach immer überspannter. Ein Abscheu vor allen lauten Tönen, der auch zu den vielen Sonderbarkeiten Wallenstein's gehört haben soll, bemächtigte sich seiner. Ihm, der der liebevollste Vater war, wurden jetzt die Stimmen seiner eigenen Kinder unerträglich, und er ver=

wendete in Hayes große Summen darauf, die angrenzenden Häuser zu erstehen, wobei er nur den Zweck hatte, von dem Geräusch seiner Nachbarn nicht belästigt zu werden. Er veräußerte Hayes sodann und nahm von einem in Hampstead liegenden Landhause Besitz, um auch hier die Häuser zur Rechten und Linken anzukaufen. Während dieser Periode seines Lebens wetteiferte er in seinen Ausgaben mit den Eroberern von Bengalen und Tandschur. In Burton Pynsent ließ er eine weite Bodenfläche mit Cedern bepflanzen. Solche Bäume gab es in Somersetshire nicht in hinreichender Anzahl, und sie mußten daher in London zusammengebracht und auf der Achse an den Ort ihrer Bestimmung geführt werden. Die Arbeiter lösten sich ab und pflanzten jede Nacht bei dem Schein von Fackeln. Es konnte keinen mäßigeren Mann geben als Pitt, und jetzt setzte die in seiner Küche herrschende Verschwendung selbst Epikuräer in Verwunderung. Allezeit standen mehrere Gerichte in Bereitschaft, denn er war in seinem Geschmack eben so launenhaft als phantastisch, und wenn es ihm zu irgend einer Zeit einfiel zu essen, so mußte sofort ein Mahl auf dem Tische stehen. Es ließen sich noch andere Umstände anführen, die einzeln keine Bedeutung haben, aber zusammen genommen und mit den sonderbaren Erscheinungen der nächsten Zeit in Verbindung gebracht, die Ansicht rechtfertigen, daß sein Geist schon damals in einem krankhaften Zustande war.

Kurze Zeit nach dem Schlusse der Parlamentssitzung erhielt Lord Rockingham seine Entlassung. Ihm folgte ein fester Verein von Freunden, deren Beharrlichkeit und Aufrichtigkeit selbst die Feinde nicht leugnen konnten. Keiner von ihnen hatte für jetzt oder für die Zukunft irgend eine Pension oder Sinekure erbeten und angenommen. Eine solche Uneigennützigkeit fand man damals unter Politikern selten. Lord Rockingham war kein Mann von glänzenden Gaben, aber er verließ das Ministerium mit dem ehrenvollsten Ruhm, den er bis an sein Lebensende rein erhielt. Er hatte im Kampf mit Hemmnissen, die oftmals unüber-

steiglich zu seyn schienen, grobe Mißbräuche entfernt und einen Bürgerkrieg verhütet. Sechszehn Jahre später, an einem düsteren und furchtbaren Tage, rief man ihn abermals herbei, um den Staat zu retten, den dieselbe Treulosigkeit und Halsstarrigkeit, die ihn während seiner ersten Verwaltung beengte und zuletzt überwältigte, dicht an den Rand des Abgrundes gedrängt hatte.

Pitt pflanzte in Somersetshire, als er durch ein eigenhändiges Schreiben des Königs an den Hof befohlen wurde. Er eilte auf der Stelle nach London. Die Reizbarkeit seines Geistes und Körpers wurde durch die Eile, womit er reiste, nur vermehrt, so daß er fieberkrank war, als er das Ziel erreichte. So unwohl er war, ging er doch nach Richmond zum König und unterzog sich der Aufgabe, eine Verwaltung zu bilden.

Pitt war kaum in dem Zustande, worin sich ein Mann befinden muß, der zarte und schwierige Unterhandlungen leiten muß. Er klagte in seinen Briefen an seine Gattin, daß die Beredungen, denen er sich nicht entziehen dürfe, sein Blut erhitzten und seinen Puls beschleunigten. Aus anderen Quellen erfahren wir, daß seine Sprache selbst Denen, die er für sich zu gewinnen wünschte, wegen ihres gebieterischen und despotischen Tons auffiel. Seine Schreiben aus dieser Zeit, von denen sich einige erhalten haben, sind in einem Styl geschrieben, den Ludwig XIV., schon weil er zu gut erzogen war, gegen keinen französischen Edelmann gebraucht haben würde.

Bei dem Versuche, alle Parteien aufzulösen, stieß Pitt auf einige Schwierigkeiten. Mehrere Whigs, die der Hof von Lord Rockingham trennen wollte, wiesen alle Anträge zurück. Die Bedford's erklärten sich bereit, mit Grenville zu brechen, aber Pitt wollte nicht in die Bedingungen willigen, die sie stellten. Temple, den Pitt anfänglich an die Spitze des Schatzamtes stellen wollte, ließ sich nicht gewinnen. In der That herrschte zwischen den beiden Schwägern, die so alte und so innige politische Verbündete waren.

bereits seit mehreren Monaten eine gewisse Kälte, die immer mehr zunahm. Pitt zürnte auf Temple, weil dieser dem Widerruf des Stempelgesetzes entgegen gewesen war. Temple machte Pitt zum Vorwurf, daß er dem Familienbündniß, das jetzt in Stowe Lieblingsplan war, sich entzogen hatte.

Ungeachtet aller Schwierigkeiten kam ein Ministerium zu Stande, wie es der König zu haben wünschte, ein Ministerium, in dem alle Freunde der Majestät ein behagliches Unterkommen fanden, das aber mit Ausnahme dieser Menschen nicht vier Personen enthielt, welche jemals in ihrem Leben längere Zeit vereint gehandelt hatten. Männer, die nie bei einer einzigen Abstimmung einträchtig gewesen waren, fanden sich an demselben Tische zusammen. In das Zahlmeisteramt theilten sich zwei Personen, die nie mit einander ein Wort gewechselt hatten. In den Hauptämtern befanden sich entweder persönliche Freunde Pitt's, oder Mitglieder des letzten Ministeriums, die sich hatten bestimmen lassen, nach dem Rücktritt Lord Rockingham's in ihren Stellen zu bleiben. Zu der ersten Klasse gehörte Pratt, jetzt Lord Camden, der das große Siegel annahm, und Lord Shelburne, der das eine Staatssekretariat überkam. Zu der letzteren Klasse zählten der Herzog von Grafton, der Erster Lord des Schatzes wurde, und Conway, der seine alte Stellung sowohl im Kabinet als im Unterhause beibehielt. Karl Townshend, der zu jeder Partei gehört hatte und auf keine etwas gab, wurde Schatzkanzler. Pitt selbst fungirte als erster Minister, weigerte sich aber, sich mit vieler Arbeit zu befassen. Er wurde zum Grafen von Chatham ernannt und erhielt das Geheimsiegel.

Wir brauchen kaum zu sagen, daß das vollkommene Fehlschlagen dieser Anordnung, das nicht minder vollständig als schimpflich war, nicht daraus entstand, daß es den genannten Personen an Befähigung gemangelt hätte. Talent ließ keiner der Minister vermissen, und vier derselben, Pitt selbst, Shelburne, Camden und Townshend, waren Männer, die in geistiger Beziehung hoch hervorrag=

ten. Der Fehler lag nicht in dem Stoff, sondern in dem Grundsatze, nach dem man das Material zusammengesetzt hatte. Pitt hatte widerstreitende Elemente vereinigt, weil ihn das unbedingte Vertrauen beseelte, daß er alle in völliger Abhängigkeit von seiner Person und in schönster Eintracht unter einander erhalten könne. Wir werden bald sehen, wie sich der Versuch bewährte.

An demselben Tage, an dem der neue erste Minister dem König dankte, gingen drei Viertheile der Volksbeliebtheit, deren er so lange ohne Nebenbuhler genossen hatte und der er sein Ansehen größtentheils verdankte, für ihn verloren. Es erhob sich ein lautes Geschrei, jedoch nicht gegen den Theil seines Betragens, der wirklich Tadel verdiente, sondern gegen einen Schritt, in dem wir nichts Arges sehen können. Daß er die Peerswürde angenommen hatte, darüber entstand ein allgemeiner Unwille. Aber wohl nie war eine Peersstelle so redlich verdient worden, wie es kaum je einen Staatsmann gegeben hatte, der des Ausruhens im Oberhause mehr bedurft hätte. Pitt war nicht mehr jung, und seiner Gesundheit nach weit mehr ein Greis, als er in seinen Jahren hätte seyn sollen. Bei mehreren wichtigen Gelegenheiten hatte er seiner Pflicht im Unterhause nur mit unmittelbarer Lebensgefahr genügen können. Während der Sitzung des Jahres **1764** war es ihm unmöglich gewesen, an einer einzigen Verhandlung theilzunehmen. Er war nicht entfernt der Arbeit gewachsen, in den nächtlichen Debatten des Unterhauses die Interessen der Regierung wahrzunehmen. Daß er unter diesen Umständen in eine minder geschäftige und lärmende Versammlung versetzt werden wollte, war ein natürlicher und verständiger Wunsch. Auf alle diese Gründe nahm das Volk keine Rücksicht. Die eifrigsten Anhänger und Verehrer des Großen Bürgers waren in ihren Angriffen gegen den neugebackenen Lord am lautesten. London war ihm bisher unter allen Schicksalswechseln treu geblieben. Als den Bürgern bekannt geworden war, daß er von Somersetshire herbeigerufen sey, mit dem

König in Richmond geheime Berathungen pflege, als erster Minister fungiren werde, da hatten sie ein freudiges Entzücken geäußert. Schon hatten Vorbereitungen zu einem großen Feste und einer allgemeinen Beleuchtung Statt gefunden. Die Lampen standen bereits rings um das Monument gereiht, als die Hofzeitung verkündete, daß aus dem Gegenstande dieser ganzen Begeisterung ein Graf geworden wäre. Augenblicklich wurde das Fest abbestellt, und die Lampen verschwanden. Die Zeitungen wiederhallten von Vorwürfen, Schmähschriften, die von Verleumdern und Possenreißern herstammten, füllten die Laden aller Buchhändler, und zwar wurden die bissigsten dieser Machwerke unter der Leitung des boshaften Temple geschrieben. Es wurde jetzt zur Sitte, die beiden Wilhelms, das will sagen, Wilhelm Pulteney und Wilhelm Pitt, nebeneinander zu stellen. Von beiden hieß es, daß sie durch Beredtsamkeit und eine erheuchelte Vaterlandsliebe im Unterhause wie im Lande zu hohem Ansehen gelangt seyen. Beide habe man mit der Aufgabe betraut, die Regierung zu reformiren, aber wie sie auf der Höhe der Macht und der Volksliebe gestanden, da habe der Glanz der Grafenkrone sie geblendet. So seyen denn beide Grafen und in demselben Augenblicke der Abscheu des Volkes geworden, das noch wenige Stunden zuvor mit Liebe und Verehrung auf sie geblickt habe.

Das allgemeine Geschrei gegen Pitt scheint auf die auswärtigen Beziehungen des Landes den schädlichsten Einfluß geäußert zu haben. Bis auf diese Zeit hatte sein Name in Versailles und San-Ildefonso wie eine Zauberformel gewirkt. Die auf dem Festlande reisenden Engländer hatten die Beobachtung gemacht, daß nichts ein ganzes Zimmer voll ruhmrediger Franzosen so sicher zum Schweigen bringe, als wenn man einen Wink fallen lasse, daß Pitt wahrscheinlich wieder an's Ruder kommen werde. Dann herrschte in einem Augenblicke das tiefste Schweigen, alle Schultern zuckten in die Höhe und alle Gesichter zogen sich in die Länge. Jetzt

erfuhr unglücklicher Weise jeder fremde Hof zugleich mit der Nachricht, daß Pitt in's Ministerium zurückkehre, das Weitere, daß er die Herzen seiner Landsleute nicht mehr besitze. Seit er daheim die Liebe verloren, fürchtete man ihn auswärts nicht mehr. Der Name Pitt war ein Zauber gewesen, mit dem Namen Chatham versuchten unsere Gesandten vergebens Beschwörungen anzustellen.

Die Schwierigkeiten, die Chatham umlagerten, vermehrten sich mit jedem Tage durch die despotische Weise, wie er seine ganze Umgebung behandelte. Lord Rockingham hatte sich in der Zeit des Ministerwechsels mit großer Mäßigung benommen und die Hoffnung ausgesprochen, daß die neue Regierung nach denselben Grundsätzen wie er verfahren werde, in welcher Erwartung er auch als Vermittler aufgetreten war, um mehrere seiner Freunde zu bestimmen, daß sie ihre Stellen nicht verließen. So waren Saunders und Keppel, zwei Marineoffiziere von großer Auszeichnung, dahin gebracht worden, in der Admiralität zu bleiben, wo man ihre Dienste sehr wohl gebrauchen konnte. Der Herzog von Portland war noch immer Oberkammerherr und Lord Besborough Postmeister. Noch war aber kein Vierteljahr verflossen, da hatte Lord Chatham diese Männer so empfindlich beleidigt, daß sie sämmtlich im Unmuth zurücktraten. Sein Ton, der im königlichen Gemach stets unterwürfig blieb, war in dieser Zeit im Kabinet wahrhaft tyrannisch geworden. Seine Amtsgenossen galten ihm für bloße Schreiber, die er in den Geschäften der Marine, der Finanzen, der Diplomatie verwendete. Conway, so schwach er war, wurde doch bei einer Gelegenheit so gereizt, daß er auffuhr, eine solche Sprache, wie die Lord Chatham's, habe man westlich von Konstantinopel noch nie gehört, und von Horaz Walpole nur mit Mühe verhindert werden konnte, sein Amt niederzulegen und zu Lord Rokkingham's Fahnen zu stoßen.

Durch den Abfall so vieler der Rockingham's war eine Lücke entstanden, die Chatham mit Hülfe der Bed=

ford's auszufüllen hoffte. Aber diese ließen nicht so mit sich verfahren, wie andere Parteien. Es half nichts, daß er einem oder zwei Mitgliedern hohe Anerbietungen machte, um sie dadurch von den Uebrigen zu trennen. Sie waren nicht anders zu haben als im Ganzen. Zwar fand einen Augenblick lang einiges Schwanken unter ihnen Statt und es gab etwas Streit, doch zuletzt überwogen die Rathschläge des scharfsinnigen und entschlossenen Rigby. Sie beschlossen, fest zusammenzustehen und ließen Chatham in deutlichen Worten merken, daß er sie Alle nehmen müsse, oder Keinen bekommen werde. Der Erfolg bewies, daß sie weiser waren, als irgend ein anderer der damaligen politischen Vereine. Nach wenigen Monaten sahen sie sich im Stande, ihre eigenen Bedingungen zu machen.

Die wichtigste öffentliche Maßregel von Lord Chatham's Verwaltung war seine berühmte Einmischung in den Kornhandel. Es hatte eine schlechte Ernte Statt gefunden, der Preis der Nahrungsmittel war gestiegen, und er hielt es deshalb für nothwendig, daß er die Verantwortlichkeit auf sich nehme, die Kornausfuhr zu verbieten. Als das Parlament sich vereinigte, griff die Opposition dieses Verfahren als verfassungswidrig an, und die Minister vertheidigten sich mit der unabweisbaren Nothwendigkeit. Zuletzt ging ein Gesetz durch, daß Alle, welche durch das Verbot Schaden erlitten hätten, Ersatz bekommen sollten.

Die ersten Worte, welche Chatham im Oberhause sprach, enthielten eine Vertheidigung dieser Maßregel. Er sprach so ruhig, nüchtern und würdig, wie es vor dieser Zuhörerschaft angemessen war. Eine spätere Rede, die er über denselben Gegenstand hielt, machte weniger Glück. Er zog gegen die aristokratischen Verwandtschaften mit einem Uebermuth zu Felde, an den die Peers nicht gewöhnt waren, und sprach dabei in einem Tone und mit Geberden, die vor einer großen und stürmischen Versammlung besser am Platze waren, als vor der Körperschaft, zu deren Mitgliedern er jetzt gehörte. Es entstand daraus ein kurzer Streit, bei

dem man ihm sehr verständlich bemerkte, man werde nicht dulden, daß er den alten Adel Englands verhöhne.

Mit der Zeit stellte sich immer deutlicher heraus, daß sein geistiger Zustand ein gestörter sey. Er hatte seine Aufmerksamkeit auf die Gebietserwerbungen der ostindischen Gesellschaft gerichtet und wollte die indischen Angelegenheiten in deren Gesammtheit vor's Parlament bringen. Gleichwohl weigerte er sich, seinen Amtsgenossen über diesen Gegenstand Eröffnungen zu machen. Conway vertrat die Regierung im Unterhause, Karl Townshend war für die Verwaltung der Finanzen verantwortlich, und beide baten ihn erfolglos, daß er ihnen einige Aufklärung über seine Pläne gebe. Chatham gab mürrische und dunkle Antworten. Er müsse jede Erörterung mit ihnen ablehnen; er brauche ihre Beihülfe nicht; es habe sich bereits Jemand gefunden, der seine Maßregeln im Unterhause verfechten werde. Dieser Jemand war ein Abgeordneter, der mit der Regierung in keiner Verbindung stand und die Achtung des Hauses weder besaß noch verdiente, ein lärmender, geldstolzer, unwissender Demagoge, der wegen seiner spießbürgerlichen Redeweise und seiner lateinischen Brocken, die er in der fehlerhaftesten Aussprache zu Tage förderte, von allen Zeitungen verhöhnt wurde: der Rathsmann Beckford. Es läßt sich leicht denken, daß diese auffallenden Maßnahmen in der ganzen politischen Welt eine Gährung hervorriefen. Die Altstadt gerieth in Bewegung, die ostindische Gesellschaft machte die Unverletzlichkeit ihres Freibriefs geltend, Burke donnerte gegen die Minister. Diese sahen einander an und wußten nicht, was sie sagen sollten. Mitten in dieser Verwirrung erklärte sich Lord Chatham gichtkrank und ging nach Bath. Nach einiger Zeit wurde verkündet, daß er wohler sey, bald zurückkehren und dann Alles bald in Ordnung bringen werde. Schon wurde der Tag genannt, an dem er in London sicher eintreffe. Als er aber den Gasthof zum Schloß in Marlborough erreichte, schloß er sich in sein Zimmer ein und blieb dort mehrere Wochen. Alle Reisende,

welche des Weges kamen, wunderten sich über die Anzahl seiner Diener. Der ganze Gasthof, einer der größten in England, war voll von Lakaien und Reitknechten, die Chatham's Familien-Livree trugen, und es gab in dem kleinen Städtchen keine Straße, in der man nicht diese Leute sah. Wir wollen das Geheimniß aufklären: der Kranke hatte darauf bestanden, daß alle Aufwärter und Stallknechte des Gasthofs während seines Aufenthalts seine Livree tragen müßten.

Seine Amtsgenossen waren in Verzweiflung. Der Herzog von Grafton erbot sich, nach Marlborough zu gehen und die Weisungen des Orakels einzuholen. Man antwortete ihm indessen, daß Lord Chatham jede Unterredung über Geschäfte ablehnen müsse. Inzwischen verabredeten alle nicht im Amte befindlichen Parteien, die Bedford's, Grenville's und Rockingham's, der verwaisten Regierung bei der Abstimmung über die Grundsteuer zu opponiren. Fast alle Vertreter der Grafschaften schlossen sich ihnen an und sie erhielten so eine beträchtliche Mehrheit. Seit dem Sturze Sir Robert Walpole's war dies das erste Mal, daß ein Ministerium im Unterhause in einer wichtigen Frage geschlagen wurde. Während die Regierung auf diese Weise wüthende Angriffe von Außen zu erleiden hatte, wurde sie durch innere Zwiste zerrissen. Bei der Bildung des Ministeriums war kein Grundsatz maßgebend gewesen. Von vorn herein hatten sich die feindlichen Bestandtheile desselben nur durch Chatham's Ansehen abhalten lassen, über einander herzufallen. Jetzt fehlte diese Autorität, und nun kam Alles in Bewegung. Anarchische Zustände fingen an, sich in dem Parlamente selbst zu bilden.

So hatte sich die Lage gestaltet, als Chatham endlich nach London zurückkehrte. Er hätte eben so gut in Marlborough geblieben seyn können; denn er wollte Niemand sehen, über keine öffentliche Angelegenheit eine Meinung äußern. Der Herzog von Grafton bat ihn flehentlich um eine Unterredung, wenn sie auch nur eine Stunde, eine halbe

Stunde, fünf Minuten dauere. Die Antwort lautete, es sey unmöglich. Der König selbst ließ sich mehrmals herab, zu fordern und zu bitten. „Ihre Pflicht, ja Ihre Ehre verlangen, daß Sie sich aufraffen", schrieb er. Die Erwiederungen auf diese Vorstellungen wurden meistens von Lady Chatham nach den Diktaten ihres Gatten geschrieben; denn er selbst hatte nicht einmal die Kraft, eine Feder zu führen. Da heißt es dann gewöhnlich: er werfe sich dem König zu Füßen, sey ganz gerührt von der höchsten Huld, die sich auf den unwürdigsten aller Menschen lenke; nur um ein klein wenig Geduld habe er zu bitten; noch könne er über Geschäfte nicht sprechen, noch seine Amtsgenossen nicht sehen, am allerwenigsten aber die Aufregung einer Zusammenkunft mit Sr. Majestät ertragen.

Pitt's Zustand war entsetzlich; werth des tiefsten Mitleids. Seine Gicht, diese Qual seines ganzen Lebens, war durch starke Heilmittel unterdrückt worden. Von den Jahren an gerechnet, die er in Oxford als Knabe verlebte, war er jetzt zum ersten Male mehrere Monate lang von Schmerzen befreit. Aber Hand und Fuß hatten auf Kosten der Nerven Erleichterung gefunden. Er wurde mit jedem Tage düsterer, launenhafter, reizbarer. Der beunruhigende Zustand der öffentlichen Angelegenheiten, die große auf ihm lastende Verantwortung, das Bewußtseyn seiner Fehler, die Streitigkeiten mit seinen Amtsgenossen, das wilde Geschrei seiner Feinde — dies Alles verstörte seinen geschwächten Geist. Es gebe nur ein Mittel, sagte er, das ihn retten könne: er müsse seinen alten Landsitz Hayes zurückkaufen. Lady Chatham entriß dem neuen Eigenthümer durch Bitten und Thränen eine mit Widerstreben ertheilte Einwilligung, und ihrem Gatten wurde etwas wohler. Wenn man aber der Geschäfte erwähnte, dann wurde er, dieser einst so stolze und kühne Mann, wie ein hysterisches Mädchen, zitterte vom Kopf bis zu den Füßen und vergoß eine Fluth von Thränen.

Seine Amtsgenossen gaben noch immer die Hoffnung

nicht auf, daß seine Gesundheit sich bessern und seine Zurückgezogenheit damit aufhören werde. Doch Monat folgte auf Monat, Pitt blieb in seine geheimnißvolle Einsamkeit begraben, um, wie gesagt wurde, in die tiefste Niedergeschlagenheit zu versinken. Endlich sahen die Rathgeber der Krone ein, daß sie von ihm nichts mehr zu hoffen wie zu fürchten hätten, und entschieden sich, obgleich er dem Namen nach erster Minister blieb, unbedenklich für Schritte, von denen sie wußten, daß sie allen seinen Ansichten und Gefühlen schnurstracks entgegenliefen. Sie verbanden sich mit Denen, die er geächtet hatte, verfolgten die Männer, denen seine ganze Achtung gehörte, und besteuerten die Niederlassungen, ohne sich an die starken Erklärungen zu binden, die er noch vor Kurzem gegeben hatte.

Als er etwa ein und dreiviertel Jahre in seiner traurigen Abgeschiedenheit verbracht hatte, erhielt der König ein paar Zeilen von Lady Chatham's Hand. Sie enthielten die von ihrem Gatten diktirte Bitte, daß ihm gestattet seyn möge, das Geheimsiegel zurückzugeben. Es war nur eine höfliche Form, daß der König etwas zögerte, ehe er die Entlassung annahm; denn in der That war Chatham in dieser Zeit fast so vergessen, als ob er bereits in der Westminster-Abtei im Grabe liege.

Aber — wie wunderbar! — plötzlich traten die Wolken, die über des großen Staatsmanns Geiste geschwebt hatten, auseinander und zogen vorüber. Seine Gicht kehrte zurück und erlöste ihn von einer weit furchtbarern Krankheit. Seine Nerven wurden neu gestählt, seine Lebensgeister richteten sich kräftig auf. Es war, als ob er aus einem Fiebertraume erwache. Diese Genesung gehört zu den merkwürdigsten. Man hatte die Gewohnheit angenommen, von ihm wie von einem Todten zu sprechen, und als er zum ersten Male beim Lever des Königs erschien, starrte ihn Alles an, als ob ein Gespenst in's Zimmer trete. Seit er sich nicht mehr öffentlich gezeigt hatte, waren mehr als zwei und ein halbes Jahr verflossen.

Auch er hatte Grund, zu staunen. Die Welt, in die er jetzt eintrat, war nicht mehr die Welt, die er verlassen hatte. Die Verwaltung, die er gebildet hatte, war nicht in einem Augenblicke gänzlich verändert worden, allein es hatten so viele Verluste und so viele Zutritte Statt gefunden, daß er sein eigenes Werk kaum wieder erkannte. Karl Townshend war todt, Lord Shelburne hatte seine Entlassung erhalten, Conway seine ganze Bedeutung verloren. Der Herzog von Grafton war in die Hände der Bedford's gefallen, und diese, die mit Grenville gebrochen und mit dem König und dessen Freunden Frieden geschlossen hatten, waren in's Ministerium zugelassen worden. Lord North war Schatzkanzler und erhob sich rasch zu großer Wichtigkeit. Korsika war Frankreich anheim gefallen, ohne daß man nur einen Versuch gemacht hatte, die Insel zu retten. Das Zerwürfniß mit den amerikanischen Niederlassungen war neu aufgelodert. Bei den allgemeinen Wahlen, die inzwischen Statt gefunden hatten, war Wilkes wieder in England erschienen, und trotz der Acht, die auf ihm lag, in der Grafschaft Middlesex als Parlaments-Kandidat durchgedrungen. Die Menge war auf seiner Seite. Der Hof wollte ihn um jeden Preis zu Grunde richten und war entschlossen, an den Grundlagen der Verfassung zu rütteln, damit eine elende Rache ihre Befriedigung finde. Nun hatte sich das Haus der Gemeinen eine Befugniß beigelegt, die nach dem Gesetze nur der ganzen Gesetzgebung zukam, und Wilkes für unfähig erklärt, im Parlamente zu sitzen. Man hatte sich aber nicht damit begnügt, ihn auszuschließen, vielmehr einen Anderen an seine Stelle bringen wollen. Weil die Freisassen von Middlesex nicht dahin zu bringen waren, ein dem Hofe angenehmes Mitglied in's Parlament zu schikken, hatte das Haus statt ihrer die Wahl vollzogen. Dies war nicht das einzige, vielleicht nicht einmal das schlimmste Beispiel von der eingewurzelten Bosheit des Hofes. Durch die muthige Opposition der Rockingham's erbittert, hatten die Freunde des Königs den Versuch gemacht, einem ausge-

zeichneten Edelmann der Whigpartei seine Privatbesitzung zu rauben, und ihren gemeinen Anschlag nicht eher aufgegeben, als bis ihre eigene knechtische Majorität vor Widerwillen und Scham aufrührerisch geworden war. Die ganze Nation war unzufrieden, und diese Stimmung wurde durch Reizmittel genährt, wie sie selten auf den öffentlichen Geist gewirkt haben. Junius war auf dem Kampfplatze erschienen, hatte Sir William Draper in den Staub getreten, dem armen Blackstone fast das Herz gebrochen und dem Rufe des Herzogs von Grafton so geschadet, daß dieser plötzlich der Geschäfte müde zu werden und mit Sehnsucht nach den Waldschatten von Euston zu blicken begann. Dieselbe Regierung, deren Gründer Chatham war, hatte während der Verdüsterung seines Geistes alle Grundsätze der äußeren, inneren und Kolonial-Politik verletzt, die seinem Herzen theuer waren.

Pitt trat von Neuem in die Arena. Er fand zwei Parteien gegen die Regierung thätig, die Rockingham's und die Grenville's, welche letzteren sein eigener Schwager führte.

In seinen Meinungen stand der Lord Chatham den Rockingham's näher als seinen Verwandten. Aber zwischen ihm und dieser Partei gähnte ein Abgrund, der sich nicht so leicht überschreiten ließ. Er hatte sie tief beleidigt und, indem er so handelte, zugleich seinem Vaterlande eine schwere Wunde geschlagen. Als die Wage zwischen ihnen und dem Hofe schwankte, da hatte er sein Genie, seinen Ruf, seine Volksbeliebtheit in die Schale der schlechten Regierung geworfen. Wir müssen noch hinzufügen, daß viele hervorragende Mitglieder der Partei ein grollendes Andenken an die Strenge und Verachtung bewahrten, womit er sie in der Zeit, als er die Leitung der Geschäfte übernahm, behandelt hatte.

Chatham stand übrigens nicht allein. Es schaarte sich um ihn eine Partei, klein an Zahl, aber stark an großen und verschiedenen Talenten. Die Hauptmitglieder dieses Vereines waren Lord Camden, Lord Shelburne, Oberst

Barré und Dunning, der spätere Lord Ashburton.

Wir dürfen glauben, daß in Chathams geistigen Kräften von dieser Zeit an bis auf wenige Wochen vor seinem Tode keine Abnahme Statt gefunden habe. Man hörte ihn bis fast auf den letzten Augenblick mit Entzücken sprechen. Aber seine Beredtsamkeit war im Oberhause nicht ganz am rechten Orte. Die erhabene und leidenschaftliche Redeweise, worin er Jedermann übertraf, und die noch durch Blicke, Töne und Geberden, eines Garrick oder Talma würdig, gehoben wurde, paßte nicht für einen kleinen Saal, wo er oft keine anderen Zuhörer hatte, als drei oder vier schläfrige Prälaten, drei oder vier alte Richter, die seit langen Jahren alle Rhetorik verachteten, um nur auf Thatsachen und Beweise ihr Augenmerk zu richten, und drei oder vier verdrossene, hochmüthige Modeherren, denen Alles, was sich für Begeisterung gab, ein höhnisches Lächeln entlockte. Im Unterhause war es oft geschehen, daß ein Blitz seines Auges, eine drohende Bewegung seines Armes selbst einen Murray beben machte. Im Oberhause machte die höchste Steigerung seiner Gluth und seines Pathos weniger Eindruck, als die Mäßigung, Verständigkeit, lichtvolle Ordnung und heitere Würde, welche die Reden des Lords Mansfield auszeichneten.

Es hatte jetzt der Streit zwischen England und den nordamerikanischen Niederlassungen ein düsteres und schreckliches Ansehen gewonnen. Die Unterdrückung rief Widerstand hervor, und dieser lieferte den Vorwand zu neuen Gewaltsmaßregeln. Die Warnungen der größten Staatsmänner der Zeit machten auf den despotischen Hof und die in Täuschung befangene Nation keine Wirkung. Bald stellte sich ein Kolonial-Senat dem britischen Parlament gegenüber. Darauf kreuzte die amerikanische Miliz mit britischen Regimentern das Bajonnet. Zuletzt wurde das Reich in zwei Stücke gerissen. Zwei Millionen Engländer, die noch

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

vor fünfzehn Jahren ihrem Fürsten so treu, und so stolz auf ihr Land gewesen waren, als die Bevölkerung von Yorkshire oder Kent nur seyn konnte, trennten sich mittelst einer feierlichen Erklärung von Großbritannien. Einige Zeit lang hatte es den Anschein, als ob die Aufständischen gegen die ungeheueren finanziellen und militärischen Mittel des Mutterlandes erfolglos ankämpfen würden. Aber dieses Luftbild der Nationaleitelkeit verschwand nur zu bald vor Unglücksfällen, welche in schneller Reihenfolge einer nach dem anderen eintraten. Endlich mußte ein großes britisches Heer, der Erschöpfung, dem Hunger erliegend und auf allen Seiten von einer feindlichen Bevölkerung angegriffen, die Waffen strecken. Jene Regierungen, die von England während des letzten Krieges so stark gedemüthigt worden waren und manches Jahr über den Erinnerungen an Quebec, Minden und Fort Moro finster gebrütet hatten, sahen jetzt mit Frohlocken, daß der Tag der Rache nahe bevorstehe. Frankreich erkannte die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten an, und es herrschte kaum ein Zweifel, daß Spanien dem Beispiel bald folgen werde.

Chatham und Rockingham waren der verhängnißvollen Politik, die den Staat in diese gefährliche Lage gebracht hatte, stets einmüthig entgegen getreten. Von diesem Augenblick an trennten sich ihre Wege. Lord Rockingham dachte — und zwar, wie die Ereignisse bewiesen, mit Recht — daß die aufständischen Niederlassungen dem Reiche so wie so verloren gehen würden, so daß die Verlängerung des Krieges auf dem amerikanischen Festlande keine andere Wirkung haben könnte, als die Kräfte des Reiches, die gerade jetzt zusammengefaßt werden müßten, zu zersplittern. Wenn man den hoffnungslosen Versuch aufgebe, Pensylvanien und Virginien zu unterwerfen, so könne der Krieg mit dem Hause Bourbon vermieden, oder schlimmsten Falles mit Erfolg und Ruhm geführt werden. Wir könnten uns dann auf Kosten der auswärtigen Feinde, die von unserem häuslichen Streit Nutzen ziehen wollten, für unsere Verluste

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

theilweise entschädigen. Lord Rockingham und die mit ihm gingen, waren mithin der Ansicht, daß das weiseste Verfahren, wofür England sich entscheiden könne, darin bestehe, die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anzuerkennen und sich mit der ganzen Kraft des Reiches auf dessen europäische Feinde zu werfen.

Chatham hätte sich, wie uns scheinen will, auf dieselbe Seite stellen sollen. Bevor Frankreich sich in unseren Streit mit unseren Niederlassungen einmischte, hatte er wiederholt und in einer höchst energischen Sprache erklärt, daß es unmöglich wäre, Amerika zu unterwerfen. Nun konnte er aber, wenn er nicht unsinnig seyn wollte, unmöglich leugnen, daß es schwerer sey, Amerika und Frankreich zu besiegen, als Amerika allein. Allein seine Leidenschaften überwältigten seine Urtheilskraft und machten ihn gegen seine Inkonsequenz blind. Eben die Umstände, welche den Abfall unserer Kolonie unvermeidlich machten, ließen ihm dieses Ereigniß als unerträglich erscheinen. Nach seiner Meinung war die Zerstückelung des Reiches weniger verderblich und schimpflich, wenn durch häuslichen Zwist, als wenn durch fremde Einmischung herbeigeführt. Sein Blut kochte bei dem Gedanken der Erniedrigung seines Vaterlandes. Alles, was England in den Augen der Völker der Welt niedriger stellte, empfand er wie eine persönliche Beleidigung. Dieses Gefühl war ein natürliches. Er hatte ja England groß gemacht, dieses Land war sein Stolz und er der Stolz des Landes gewesen! Er gedachte, daß England, als ihm vor zwanzig Jahren an einem Tage des Unglücks und der Schande sein Besitz und der Ruhm seiner Flagge geschmälert worden war, ihn als Retter zu Hülfe gerufen habe. Mit Stolz erinnerte er sich, wie seine Energie einen plötzlichen und glorreichen Umschwung hervorgerufen und eine lange Reihe von Triumphen erkämpft, wie jeder Tag eine Dankadresse, jede Nacht eine Erleuchtung gebracht habe. Durch diese Erinnerungen angefeuert, beschloß er sich von Denen zu trennen, welche den Rath gaben, die

Unabhängigkeit der Kolonien anzuerkennen. Seine wärmsten Bewunderer werden wohl kaum in Abrede stellen können, daß er sich im Irrthum befand. In der That war der Friedensvertrag, durch den die Republik der Vereinigten Staaten wenige Jahre später anerkannt wurde, das Werk seiner eifrigsten Anhänger und seines Lieblingssohnes.

Der Herzog von Richmond hatte dem Oberhause die Anzeige gemacht, daß dem König eine Adresse gegen die Fortsetzung der Feindseligkeiten mit Amerika überreicht worden wäre. Chatham war seit einiger Zeit wegen seiner zunehmenden Schwäche vom Parlament fern geblieben. Jetzt beschloß er zu kommen, um zu erklären, daß seine Ansichten von denen der Rockingham'schen Partei entschieden abwichen. Er befand sich in einem Zustande der größten Aufregung. Seine Aerzte wurden besorgt und drangen stark in ihn, daß er sich beruhigen und auf seinem Zimmer bleiben möge. Aber er ließ sich nicht halten. Sein Sohn Wilhelm und sein Schwager Lord Mahon begleiteten ihn nach Westminster. Er ruhte im Kanzlerzimmer so lange aus, bis die Debatte begann, und schleppte sich dann, auf seine beiden Begleiter gestützt, zu seinem Sitze. Die kleinsten Einzelnheiten dieses Tages wurden im Gedächtniß behalten und sorgfältig niedergeschrieben. Man bemerkte, daß er sich gegen die Peers, welche aufstanden, um ihm und seinen beiden Stützen Platz zu machen, mit großer Höflichkeit verbeugte. Er trug wie gewöhnlich ein reiches Sammtkleid, seine Krücke hielt er in der Hand, seine Beine waren in Flanell gehüllt. Seine Perrücke war so groß und sein Gesicht so abgemagert, daß sich außer der stark gekrümmten Nase und den Augen, in denen noch ein Strahl des alten Feuers glühte, keiner seiner Züge unterscheiden ließ.

Als der Herzog von Richmond gesprochen hatte, erhob sich Chatham. Eine Zeit lang war seine Stimme nicht zu hören, endlich wurden die Töne deutlich und seine Bewegungen lebhaft. Hie und da faßten die Zuhörer einen

Gedanken oder Ausdruck auf, der sie an Wilhelm Pitt erinnerte. Dennoch ließ sich nicht bestreiten, daß er nicht mehr er selbst war. Er verlor den Faden der Rede, er stockte, wiederholte dieselben Worte mehrmals. Das Haus lauschte in einer feierlichen Stille und mit den Zeichen der höchsten Achtung wie des tiefsten Mitleidens. Alles war so lautlos, daß man das Fallen einer Nadel gehört haben würde. Der Herzog von Richmond entgegnete so zart und höflich als möglich, aber man bemerkte doch, daß der alte Mann, so lange jener sprach, unruhig und gereizt war. Der Herzog setzte sich. Nun erhob sich Chatham abermals, preßte die Hand auf die Brust und sank, vom Schlage getroffen, nieder. Mehrere der zunächst sitzenden Lords fingen den Fallenden in den Armen auf. Das Haus trennte sich in Verwirrung. Der Sterbende wurde zu einem der Parlamentsbeamten gebracht, und er kam so weit wieder zu sich, daß er glaubte, eine Reise nach Hayes ertragen zu können. Nachdem er dort noch einige Wochen hingesiecht hatte, starb er am 11. Mai 1778 in seinem 70. Jahre. Weib und Kinder wachten bis auf den letzten Augenblick mit zärtlicher Aengstlichkeit an seinem Lager, und er verdiente diese Sorgfalt wohl. Gegen Freunde oft hochmüthig und mürrisch, war er gegen die Seinigen stets sanft gewesen. Während seines ganzen Lebens hatten seine politischen Gegner ihn gefürchtet und seine Verbündeten mehr mit Bangen als mit Liebe auf ihn geblickt. Aber in die Liebe, die seine beständig in tausend gewinnenden Formen sich äußernde Zärtlichkeit in dem kleinen Kreise zu Hayes hervorrief, scheint sich nie Furcht gemischt zu haben.

Chatham besaß in der Zeit seines Heimganges in beiden Häusern des Parlaments wenig persönliche Anhänger. Die eine Hälfte der öffentlichen Charaktere jener Periode hatte er sich durch seine Irrthümer entfremdet, und die andere Hälfte durch seine Bemühungen, diese Fehler gut zu machen. Seine letzte Rede war ein zwiefacher Angriff gewesen, einmal auf die von der Regierung gewählte, und dann auf die von der Opposition empfohlene Politik. Der Tod

gab ihm seinen alten Platz in der Liebe seines Vaterlandes wieder. Wer hätte nicht Rührung über den Tod eines Mannes empfinden sollen, der so groß und so lange vor Aller Augen dagestanden hatte? Dazu kam noch, daß die Umstände seines Scheidens mehr der tragischen Bühne als dem wirklichen Leben anzugehören schienen. Eines großen Staatsmanns, der, an Jahren und Ehren reich, auf einen zu seltenen Hoffnungen berechtigenden Sohn gestützt, den Senat betreten hatte, und hier in voller Rathssitzung, während er mit seiner schwachen Stimme den sinkenden Muth seines Vaterlandes aufzurichten suchte, zu Boden gesunken war, eines solchen Staatsmanns mußte man wohl mit besonderer Verehrung und Liebe gedenken. Die Verleumdung wagte sich nicht hervor, selbst die Stimme des ruhigen und gerechten Tadels blieb stumm, und wessen man sich von Dem, der nicht mehr war, allein erinnerte, das waren sein hohes Genie, seine unbefleckte Redlichkeit, seine unbestreitbaren und unvergänglichen Verdienste. Plötzlich waren alle Parteien einig und votirten mit Eifer ein feierliches Leichenbegängniß und ein öffentliches Monument. Die Schulden des Verstorbenen wurden bezahlt und für seine Familie Fürsorge getroffen. Die londoner Altstadt bat, daß man die Ueberreste des großen Mannes, den sie so lange geliebt und geehrt habe, unter dem Dome ihrer prächtigen Kathedrale bestatten möge. Der Wunsch kam zu spät, denn es waren bereits alle Anordnungen getroffen, daß Chatham in der Westminster-Abtei seine Ruhestätte finde.

Obgleich die Männer aller Parteien zu den Verfügungen über die dem Todten zu erweisenden Ehren ihre Zustimmung gegeben hatten, so wurde seine Leiche doch fast ausschließlich von Opponenten der Regierung zu Grabe geleitet. Oberst Barré, neben dem der Herzog von Richmond und Lord Rockingham gingen, trug das Banner der Herrschaft Chatham. Burke, Savile und Dunning hielten das Bahrtuch. Der junge Wilhelm Pitt war der Hauptleid-

tragende. Siebenundzwanzig Jahre später, in einer eben so düsteren und gefährlichen Zeit, trug man auch seinen zerrütteten Körper und sein gebrochenes Herz mit demselben Trauergepränge zu der nämlichen heiligen Ruhestätte.

Chatham schläft nahe an dem nördlichen Eingange der Westminster-Kirche, an einer Stelle, die man seitdem für Staatsmänner bestimmt hat, wie der andere Endpunkt desselben Querschiffs seit langer Zeit der Ruheplatz der Dichter gewesen ist. Hier schlummern Mansfield, der jüngere Wilhelm Pitt, Fox, Grattan, Canning und Wilberforce. Auf keinem anderen Kirchhofe der Welt liegen so viele große Bürger auf einem so engen Raume beisammen. Ueber diese ehrwürdigen Gräber ragt Chathams stattliches Monument hoch empor, und seine Bildsäule, von kundiger Hand geformt, scheint mit ihren Adlerzügen und ihrem ausgestreckten Arm Englands Glück zu beschirmen und seinen Feinden Trotz zu bieten. Das Geschlecht, das dieses Monument gebaut hat, ist verschwunden. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo die Geschichte die übereilten, Wahres und Falsches mischenden Urtheile, die seine Zeitgenossen über seinen Charakter fällten, durchsehen kann. Die Geschichte aber wird, wenn sie auch seine mannigfachen Irrthümer zur Warnung für heftige, stolze und kühne Naturen verzeichnet, doch mit reiflicher Ueberlegung das Urtheil aussprechen, daß von den ausgezeichneten Männern, deren Gebeine neben den seinigen ruhen, kaum einer einen reineren und nicht ein einziger einen glänzenderen Namen hinterlassen hat.

Das sinkende Römerreich unter Diocletian.

(Nach Burkhardt.)

(Schluß.)

Der Zustand der Provinzen des weiten Römerreichs war zur Zeit des Diocletian fast allwärts sehr traurig. Aufruhr, Bürgerkrieg und fremder Einfall wechselten in den einst blühenden Ländern beständig und brachten Gesittung, Reichthum und Volkszahl immer tiefer herab. Feuer und Schwert verwüsteten die Städte und machten das Land veröden. Unter den unglücklichsten römischen Provinzen erscheint uns namentlich Aegypten.

Die römische Politik gegen Aegypten war von jeher eigener Art gewesen. Tiefe Verachtung und strenge Ueberwachung der Eingeborenen — sowohl der Aegypter als der kolonisirten Griechen und Juden — ging Hand in Hand mit einer alten Ehrfurcht vor den Erinnerungen und Denkmälern der bereits um Jahrtausende rückwärts liegenden Pharaonenzeit und einem noch sehr lebendigen Ueberrest derselben: ich meine jene geheimnißvolle Priesterreligion, deren Isiskultus, Symbole, Weihen und magische Künste zumal die spätrömische Welt am wenigsten entbehren mochte. Derselbe römische Präfekt oder Epistrateg, welcher vielleicht mit Raub und Grausamkeit über dem Volke waltet, wird doch nach dem hundertthorigen Theben und nach Philä pilgern und seinen Namen auf der Wade des Memnonsbildes einmeißeln lassen, nebst der Versicherung, dessen berühmten Ton bei Sonnenaufgang gehört zu haben. Auch die profane Neugier des Alterthumsforschers und Reisen=

den, die romantische Sehnsucht der Gebildeten war dem Lande uralter Kultur in reichem Maße zugewandt. Hier spielen die Romane des Xenophon von Ephesus und des Heliodor; in der bunten Geschichte ihrer Liebespaare Anthia und Habrokomes, Theagenes und Chariklea übernehmen ägyptische Räuberbanden so ziemlich die Rolle, welche neuere Schriftsteller italienischen Banditen zu übertragen pflegen, um vollends von dem symbolischen Roman des Synesius zu schweigen, welcher Ereignisse aus der Zeit des Arcadius in ein altägyptisches Gewand kleidet. „Alles, was von Aegypten erzählt wird, sagt Heliodor, interessirt hellenische Zuhörer ganz besonders“. — Auch in die bildende Kunst war das Aegyptische vorzüglich durch Hadrian als Mode eingedrungen, und noch viel später liebte man ägyptische Landschaften, staffirt mit den Wunderthieren, den Barkenfahrten, den Lauben und Strandbauten des allbelebenden Nils, ungefähr wie sich unsere Mode zeitweise der chinesischen Schildereien angenommen hat. Dieser Art ist das berühmte Mosaik von Palestrina.

Doch die wirklichen Verhältnisse waren ernst und furchtbar. Alte Kulturvölker, welche nach einer glanzvollen Vergangenheit in die Hände fremder, etwa relativ barbarischer Eroberer gefallen sind und lange Jahrhunderte hindurch ungefragt von Hand zu Hand gehen, nehmen leicht ein Wesen an, welches dem ausländischen Beherrscher als verschlossene Bösartigkeit erscheint, mag es auch nur zum Theil diesen Namen verdienen. Den Anfang hiezu machte die persische Eroberung, welche die Aegypter nicht nur durch Unterwerfung und Druck an sich, sondern auch durch Mißachtung ihrer alten Religion auf das Schrecklichste, und zwar bleibend erbitterte. Der einfache Lichtkultus der Perser stieß sich an der massenhaften, halbthierischen Götterwelt ihrer neuen Unterthanen; den Einen war gerade alles Dasjenige unrein, was den Anderen heilig schien. Daher jene nie endenden Empörungen, die mit Strömen Blutes nicht zu stillen waren. Die darauf folgenden griechischen Herrscher brach-

ten keinen solchen Zwiespalt mit sich; ihr hellenischer Glaube suchte in dem Polytheismus Vorderasiens und Aegyptens nicht die Verschiedenheiten, sondern sehr geflissentlich die Verwandtschaften mit dem ihrigen. Für Alexander den Großen ist Ammon gleich Zeus, den er überdies für seinen eigenen Erzeuger hält; und wenn der Grieche schon früher nicht daran zweifelte, daß sein Apoll mit dem ägyptischen Horus, sein Dionysos mit Osiris, seine Demeter mit Isis Eins und Dasselbe sey, so wird jetzt für den halben Olymp etwas Entsprechendes am Nil aufgefunden. Ptolemäus, des Lagus Sohn, welcher bei der Theilung der großen Erbschaft unter die Generale Aegypten für sich bei Seite gebracht hatte, war nebst seinen nächsten Nachfolgern, die das neue Reich einrichteten, überhaupt bemüht, den Aegyptern in gewissen Dingen entgegenzukommen. Die brutale persische Art, jeden Nationalcharakter ohne Noth mit Füßen zu treten und es dann auf die verzweifeltsten Aufstände ankommen zu lassen, lag nicht in ihrem Interesse; dieses lief auf einen fest geschlossenen, wohlgeordneten Militär- und Beamtenstaat hinaus, mit so viel Druck als eben nöthig war, um alle Geldmittel des Landes in den Schatz des Königs zu leiten, wo trotz der 2$^1/_2$ Hunderttausend Soldaten und der 4000 Schiffe noch immer unglaubliche Summen liegen blieben. Daneben ließ man dem Lande seine alte ursprünglich agrarische Eintheilung in Nomen; sogar sein Kastenwesen war gefahrlos, seit es keine einheimische Kriegerkaste mehr gab; die Priester und ihre Tempelherrschaften hegte und pflegte man sogar mit eigener feierlicher Theilnahme, aber nur indem man sie zugleich beträchtliche Steuern zahlen ließ. Ptolemäus Euergetes baute noch den prachtvollen Tempel von Esne in einem Styl, der von dem altägyptischen kaum merklich abweicht; die Könige seines Geschlechtes ließen sich noch einbalsamiren, freilich auch neben, ja über Isis und Osiris als „erhaltende Götter" verehren. Dies war das deutlichste Symbol einer Amalgamirung, welche mehr und mehr dadurch erreicht wurde,

daß die Griechen sich nicht mehr in Faktoreien einschlossen, sondern im Lande zerstreut mitten unter den Aegyptern lebten. Doch immerhin blieb die neue Weltstadt Alexandrien überwiegend griechisch; von hier strahlte das kosmopolitisch mittheilbar gewordene Griechenthum, welches man den Hellenismus nennt, sein Licht am hellsten aus. Eine Zeit lang war keine Stadt in der Welt, die sich mit dieser hätte messen können an Pracht und an äußerlicher wie geistiger Regsamkeit, aber auch nirgends mochte ein gleiches Maß von Verdorbenheit beisammen seyn wie hier, wo 3 Völker (die Juden mitgerechnet) alle an ihrem altnationalen Wesen irre geworden, rein polizeilich gehütet werden mußten.

Als Augustus nach dem Siege von Actium das inzwischen etwas herabgekommene Land übernahm, sollte es plötzlich nur noch in Bezug auf Rom existiren dürfen, als einträgliche Domäne und als Kornkammer. Keine Provinz wurde so überwacht wie diese, sowohl wegen des gefährlichen Volksgeistes und bedenklicher Weissagungen als wegen der außerordentlichen Wichtigkeit. Ohne kaiserliche Erlaubniß durfte kein römischer Senator noch Ritter die Gegend betreten; die Präfektur von Aegypten war einer der höchsten Vertrauensposten, weil man nirgends so eifrig als hier Abfall und Usurpation zu verhindern suchte. Natürlich mußte man ihm auch eine weite Vollmacht lassen; seine äußere Stellung sollte den Aegyptern noch das alte Königthum vergegenwärtigen, an welches wenigstens seine imposanten Amtsreisen erinnern konnten. Da sah man ihn mit großem Gefolge, worunter auch Priester, auf einem jener schwimmenden vergoldeten Ziergebäude den Nil auf und nieder fahren, welche der Luxus der Ptolemäer in Gebrauch gesetzt hatte. Von ihm abwärts stuft sich dann regelmäßig das Beamtensystem ab, ungefähr wie man es von den Ptolemäern übernommen; vom Volk ist am wenigsten die Rede und man weiß nicht, ob es auch nur seine geringeren Beamten selber wählen und zu irgend einem anderen Zweck als um Huldigungen an die Kaiser zu beschließen, sich

örtlich versammeln durfte. Die Besatzungen, welche das Land gegen innere und äußere Feinde zu bewachen hatten, sind auch für das sparsame römische System gering; bald nach Augustus entsprachen den acht Millionen Einwohnern (worunter eine Million Juden) höchstens 20,000 Mann Truppen. Als einen der wichtigsten strategischen Punkte hatten die Römer, wie später die Araber die Gegend des alten Memphis erkannt, wo der Nil sich zu theilen beginnt; eine Legion lag deshalb immer in Babylon, dem jetzigen Altkairo. In Friedenszeiten mußten die Soldaten an den Nilkanälen schaufeln, Sümpfe abgraben u. dgl.; Probus brauchte sie sogar bei der Errichtung von Tempeln und anderen Prachtbauten. Das Land durfte nicht zu viel kosten, wenn es im erwünschten Maße nutzbar seyn sollte. Rom sorgte dafür durch ungeheure Zumuthungen; ein Fünftheil des sämmtlichen Ertrages an Getreide oder ein theilweises Aequivalent an Gelde als Grundsteuer (wenn nicht vollends der Doppelzehnten und die Grundsteuer) mußten an den Staat abgeliefert werden. Auch die Tempelbesitzungen waren von dieser Leistung nicht frei. Zu den mehr als drittehalb Millionen Zentnern Getreide, welche jährlich auf diese Art aus dem Lande gingen, kamen dann noch die Kopfsteuer, und hohe Eingangs- und Ausgangszölle, welche jetzt mehr eintrugen als unter den Ptolemäern, weil sich allmählig die ganze römische Welt an gewisse indische, hauptsächlich durch Aegypten transportirte Waaren gewöhnt hatte. Von den Mündungen des Nils aufwärts bis nach Oberägypten und an's rothe Meer werden die Zollkastelle erwähnt; die Verwalter waren selbst Aegypter, wahrscheinlich weil zu diesem gehässigen Geschäft Niemand tauglicher war. Von den Bergwerken war vielleicht nur der geringste Theil nutzbar für den Staat; die kostbaren Mineralien Aegyptens, der Smaragd von Koptos, der röthliche Granit von Syene, der Porphyr des claudianischen Berges, dienten dem Luxus der Kleidung und des Bauens; neben den Arabern, welche

ein besonderes Geschick im Auffinden der Gänge hatten, arbeiteten hier Tausende von Verurtheilten.

Was die Beschäftigung und den ökonomischen Zustand des Volkes betrifft, so wird man annehmen können, daß Ober- und Mittelägypten, so weit es der Nil bewässerte, fast ganz dem Landbau anheimgefallen waren und daß die lebhafte Fabrikation von Geweben aller Art nebst Glas und Töpferwaaren sich auf Unterägypten beschränkte, wo das Nildelta mit seinen Seitengegenden überdies noch für den Landbau die größten Hülfsmittel bot. Im oberen Lande dürfen wir uns die großen alten Städte schon ziemlich verlassen und auf ihre unzerstörbaren Tempel und Paläste reducirt vorstellen; wenigstens hatte die spätere Gründung Ptolemais (bei Girgeh) sie sämmtlich überholt und war dem damaligen Memphis wenigstens gleich gekommen. Die Bevölkerung des unteren Landes war, wie sich mit Sicherheit vermuthen läßt, dem überwiegenden Theile nach ein im Taglohn arbeitendes, nichts besitzendes und sehr wenig bedürfendes Proletariat, dessen Geschäftigkeit, wenigstens in Alexandrien, noch Kaiser Hadrian mit Verwunderung rühmt: „hier ist Keiner müßig; die Einen machen Glas, die Anderen Papier; wieder Andere sind Weber; Jedermann gehört zu irgend einem Gewerbe und bekennt sich auch dazu; auch Podagrische und Blinde haben ihre Beschäftigung und selbst solche, deren Hände lahm sind, liegen nicht müßig".

„Der Aegypter schämt sich", sagt Ammian, „wenn er nicht an seinem dürren, braunen Leib Striemen über Striemen aufzuweisen hat, die ihm wegen Verweigerung von Abgaben zu Theil geworden". — Dies war die Stimmung der unteren Klassen gegen die Behörde. Bei jedem allgemeinen Unglück, gleichviel ob Krieg oder Mißwachs, ging die erste Anklage gegen die Regierung; die Gesinnung der Massen war permanent aufrührerisch und wäre es auch gegen bessere Herrscher gewesen. — Man wußte, es wurde nicht eher ruhig, bis Blut geflossen war. Es charakterisirt namentlich Alexandrien, daß hier früher als irgendwo im Reiche, ja

vielleicht schon zur Ptolemäerzeit, die Parteinahme für die Wagenlenker des Hippodroms regelmäßig zu Mord und Todtschlag führte.

Eines ist es vorzüglich, was solche uralte, mißverstandene und mißhandelte Nationen zu einer wahnsinnigen Anstrengung entflammen kann: ihre alte Religion, welche, obwohl entartet und jeder sittlichen Belebung fremd, doch wesentlich die Stelle des verlorenen nationalen Bandes vertritt. So ist den Aegyptern ihr Heidenthum, später selbst ihr Christenthum, der Kanal geworden, in welchen sich die unbestimmte verhaltene Wuth ergoß. Das Bedürfniß fanatischen Taumels war vorhanden; über den zufälligen Gegenstand verfügten Zeit und Schicksal. Das heidnische Rom hütete sich, in diesen Dingen Anstoß zu geben; die Kaiser machten Weihen und Opfer mit, wenn sie das Land besuchten; in den Bildwerken treten sie durchaus als altägyptische Könige auf, mit den Beischriften „der Ewiglebende, der Isis-geliebte, der Phtha-geliebte;" Tempel wurden von ihnen oder als Gelübde für sie erbaut, andere vollendet.

Die noch immer am Leben befindliche und noch später bekanntlich im sogenannten Koptischen fortdauernde ägyptische Sprache war damals nicht mehr die wesentliche Trägerin dieser Religion. Menschen aus allen Gegenden des Reiches unterwarfen sich eifrig dem Modeaberglauben. Das überwiegend griechische Alexandrien besaß vollends in seinen Fabriken und an seinem Hafen einen so fanatischen Pöbel als er sich irgend am Nil finden mochte, was besonders die Christen schwer zu empfinden hatten. Um ein volles Jahr kam man hier der Verfolgung des Decius zuvor, indem ein Wahrsager das Volk mit wilden Improvisationen aufgeregt hatte. Auch hier tritt die ausgebildete Henkersphantasie zu Tage, wie sie gedrückten Völkern eigen ist; man sticht die Verfolgten mit spitzigem Rohr in's Gesicht und in die Augen, schleift sie auf dem Pflaster, schlägt ihnen alle Zähne aus, bricht ihnen die Glieder einzeln, u. dgl. m., der gerichtlichen Folter nicht zu gedenken.

Den Römern war der ganze Charakter dieses Volkes schon in geselliger Beziehung zuwider; wo man im weiten Reiche mit reisenden Aegyptern zu thun bekam, konnte man auf irgend eine grobe Unschicklichkeit rechnen, „weil sie von Hause aus so erzogen waren". Vor öffentlichen Personen, und mochte es auch der Kaiser seyn, war ihr freches Schreien und Kreischen unleidlich. Um so weniger wurden Umstände gemacht, wenn es galt, Aegypten durch Strafen zur Besinnung zu bringen. Zu dem allgemeinen Reichsunglück, welches seit Mitte des dritten Jahrhunderts in Gestalt von Krieg und Pest die Erde entvölkerte, sollte für dieses Land noch besonderes Unheil kommen.

Unter Gallienus begab es sich, daß der Sklave eines alexandrinischen Beamten auf militärische Weise mit Ruthen gestrichen wurde, weil er (ohne Zweifel mit ägyptischem Hohn) gesagt hatte, seine Sandalen taugten mehr als die der Soldaten. Der Pöbel nahm Partei und es sammelten sich dichte Massen vor der Residenz des Präfekten Aemilian, ohne daß man anfangs gewußt hätte, wem es eigentlich galt. Bald folgen Steine, Schwerter wurden gezückt, Wuth und Lärm stiegen grenzenlos; entweder war nun der Präfekt das Opfer des Pöbels, oder (wenn er mit größter Mühe Meister wurde) er hatte Absetzung und Strafe zu erwarten. In dieser Noth erhob er sich zum Kaiser, wie es scheint auf Verlangen der Truppen, welche den indolenten Gallienus haßten und gegen die das Land bedrängenden Barbaren einer Anführung bedurften, die von kleinlicher Verantwortlichkeit frei seyn mußte. Er durchzog Aegypten, drängte die eingefallenen Völker zurück und behielt das Getreide im Lande; man durfte eine Rettung hoffen, wie der Occident sie damals durch Postumus und seine Nachfolger fand. Aber als Aemilian bereits eine Expedition über das rothe Meer rüstete, gab ihn Aegypten dem von Gallienus gesandten General Theodotus Preis, der ihn gefangen seinem Herrn schickte. Vielleicht wurde er an derselben

Stelle im tullianischen Kerker zu Rom erdrosselt, wo einst Jugurtha den Hungertod gestorben.

Ob das Land noch insbesondere der Rache des Gallienus unterlag, ist nicht bekannt. Jedenfalls hätte es diesem nicht viel geholfen, denn bald hernach geht ihm Aegypten abermals verloren, einstweilen nur für kurze Zeit, allein unter Umständen der entsetzlichsten Art, die wir freilich nur ahnen können. Ein Jahr über ist Macrian Herr des Orientes; was für Kämpfe damals in Alexandrien wütheten, und zwischen wem, ist unbekannt; nachher aber schildert der Bischof Dionysius die Stadt, wie sie unkenntlich geworden durch all' die Greuel, wie die große Hauptstraße, jene von dreißig Stadien Länge, so öde liegt als die Wüste des Sinai, wie in den stille gewordenen Häfen der Stadt das Wasser von Blut geröthet ist, und der nahe Nilkanal voll Leichen schwimmt.

Nochmals wird Gallienus Meister, aber unter seinen Nachfolgern Claudius Gothicus und Aurelian läßt die große Königin von Palmyra, die Enkelin der Ptolemäer, Aegypten, wenigstens Alexandrien, zweimal für sich erobern. Da zeigt sich (ähnlich wie damals in mehreren Provinzen) die letzte nationale Regung von größerem Maßstabe bei dem sonst unkriegerischen, gealterten Volke; heftig nimmt man Partei für und gegen Zenobia; Volksheere verstärken (so scheint es) die beiderseitigen Truppen. Die Palmyrener bleiben Sieger; allein nicht lange hernach stürzt ihr eigenes Reich durch den großen Feldzug Aurelians. Jetzt konnte die bisherige palmyrenische, römerfeindliche Partei unter den Aegyptern nichts als harte Strafe erwarten; vermuthlich durch ihre Verzweiflung erhob sich ein reicher in Aegypten angesessener Seleucier, Firmus, zum Kaiser.

Aurelian aber wollte rasch mit dem „Throndieb" fertig werden; er siegte in einer Schlacht und belagerte ihn dann zu Alexandrien. Hier scheint sich Firmus mit seiner Partei noch ziemlich lange in dem Bereich der alten Königs=

burg, Bruchion, gehalten zu haben; wenigstens fand es Aurelian, nachdem er ihn in seine Hände bekommen und getödtet, für angemessen, jenes ganze, herrliche Stadtquartier schleifen zu lassen. Da sank in Schutt der Palast der Ptolemäer, ihre prächtige Gruft, das Museion, an welches sich alle geistigen Erinnerungen des späteren Griechenthums knüpften, und die Riesensäulen der Propyläen, über welchen sich noch ein hoher Kuppelbau erhoben hatte; der verwüsteten Theater, Hallen, Gärten u. s. w. nicht zu gedenken.

Bei den Aegyptern wirkte dergleichen überdies nur wie ein Reiz mehr. Noch einmal erhob sich die niedergestampfte Alexandria. Ein sonst ganz unbekannter Mensch, L. Elpidius Achilleus, wurde zum Augustus ausgerufen. Erst nach zehn Jahren war Diocletian im Stande, auch hier einzuschreiten. Durch Palästina zog er nach Aegypten, mit ihm der 22jährige Konstantin, dessen große, majestätische Gestalt in den Augen der Menschen den Imperator verdunkelte. Abermals eine lange, achtmonatliche Belagerung von Alexandrien, nebst Zerstörung der Aquädukte und, nach der Tödtung des Achilleus, eine abermalige, schreckliche Züchtigung. Die Hauptstadt wird dem erbitterten Heere zur Plünderung überlassen, der Anhang des Thronräubers geächtet und unzählige Menschen hingerichtet. Als Diocletian einritt, meldet die Sage, gebot er zu morden, bis das Blut seinem Roß an die Knie reichen würde; aber nicht weit vom Thor glitt das Thier auf den Leichen aus und wurde am Knie blutig, worauf der Abergläubische dem Mord Einhalt thun ließ. Ein ehernes Pferd bezeichnete noch lange die Stelle. In Mittelägypten wurde die Stadt Busiris gänzlich zerstört. Nicht besser ging es den Oberägyptern; hier hatte der reiche Stapelplatz Coptos dasselbe Schicksal wie Busiris. Bei diesem Anlaß aber traf Diocletian (wie Eutrop sagt, sein christlicher Bearbeiter Orosius dagegen verschweigt) auch viele umsichtige Anordnungen, die nachher eine bleibende Geltung be-

hielten. Dazu gehört ohne Zweifel, daß er einen afrikanischen Stamm von der großen Oase her, die Nobaten, in den bleibenden Sold des Reiches nahm und ihnen ein bisheriges, wenig einträgliches Stück römischen Gebietes oberhalb Syene abtrat, wo sie fortan als Grenzhüter wohnen sollten. Ganz diocletianisch ist aber die Art und Weise, wie man sie in Eid und Pflicht nahm; auf der Grenzinsel Philä, welche übrigens neue, starke Befestigungen erhielt, wurden Tempel und Altäre für gemeinschaftliche Sacra zwischen ihnen und den Römern neu erbaut oder doch die vorhandenen neu geweiht und mit beiderseitigen Priesterschaften bestellt.

Auch eine neue Stadt tauchte seitdem in Oberägypten, nahe bei dem zerstörten Coptos auf: Maximianupolis, welche der Kaiser nach dem Namen seines ältesten Mitregenten benannte. Vielleicht war es ein bloßer Garnisonsort, vielleicht liegt darunter das alte, nur umgetaufte Apollinopolis.

Selbst das tief in Jammer versenkte Alexandrien erhielt wenigstens einigen Trost; Diocletian wies der Stadt wieder bestimmte Kornvertheilungen zu, eine Gnade, welche längst sehr viele auch außeritalische Städte genossen. Dafür rechneten fortan die Alexandriner die Jahre nach seiner Regierungszeit; dafür errichtet ihm der Präfekt Pompejus im Jahre 302 die mit Unrecht nach seinem eigenen Namen benannte Säule, welche noch die Weiheinschrift trägt: Dem heiligsten Autokrator, dem Stadtgenius Alexandria's, dem unbesiegten Diocletian. Von einem älteren Prachtbau entnommen oder für einen unvollendeten bestimmt, ragt der riesige Monolith noch jetzt aus den kaum mehr kenntlichen Resten des Serapeums empor.

Mit Diocletian hören nun die Empörungen des erschöpften Aegyptens für eine geraume Zeit auf. Zunächst hinderte die Theilung der Herrschergewalt das Aufkommen eingeborener und lokaler Usurpatoren in den Provinzen; seit Konstantin aber fand die ägyptische Leidenschaft in den kirchlichen Streitigkeiten einen Tummelplatz, der den sin-

kenden Kräften der unglücklichen Nation allmählig angemessener war als das verzweifelte Ankämpfen gegen römische Beamte und Armeen.

In einer Beziehung war Aegypten, wie ganz Afrika, der sicherste Besitz des damaligen römischen Reiches; abgesehen von einer Anzahl halbwilder Nationen, deren Einfälle man bei einiger Aufmerksamkeit leicht zurückweisen konnte, hatte es die Wüste in seinem Rücken. Während die Rhein-, Donau- und Euphratgrenze von starken, feindlichen Nationen bedroht war, genügten hier verhältnißmäßig geringe, passend vertheilte Garnisonen. Denn das konnte in jener Zeit noch Niemand ahnen, daß einst von Arabien aus ein religiöser und erobernder Fanatismus den ganzen Süden und Osten des Römerreiches in seinem unwiderstehlichen Siegeslauf vor sich aufrollen und sich assimiliren würde.

Die letzte Zeit des Diocletian ist durch die Martern und Blutströme der großen Christenverfolgung in einen schrecklichen Ruf gekommen. Man hat sich vergebens bemüht, den Umfang derselben und die Zahl der Opfer auch nur annähernd zu ermitteln, ja, es fehlt schon die Grundlage jeder Berechnung, nämlich ein zuverlässiges Datum über die Zahl der um jene Zeit überhaupt im römischen Reich vorhandenen Christen. Nach Stäudlin hätten sie die Hälfte der Gesammtbevölkerung ausgemacht, nach Matter ein Fünftheil, nach Gibbon bloß den Zwanzigstel, nach La Bastie ein Zwölftheil. Vielleicht dürfte man für den Westen ein Fünfzehntheil und für den Osten ein Zehntheil annehmen.

Eine hohe geschichtliche Nothwendigkeit hatte das Christenthum auf Erden eingeführt, als Abschluß der antiken Welt, als Bruch mit ihr, und doch zu ihrer theilweisen Rettung und Uebertragung auf die neuen Völker, welche als Heiden ein bloß heidnisches Römerreich vielleicht gänzlich barbarisirt und zernichtet haben würden.

Sodann aber war die Zeit gekommen, da der Mensch in ein ganz neues Verhältniß zu den sinnlichen wie zu den übersinnlichen Dingen treten sollte, da Gottes- und Nächstenliebe und die Abtrennung vom Irdischen die Stelle der alten Götter- und Weltanschauung einnehmen sollten.

Bereits hatten drei Jahrhunderte das Leben und die Lehre der Christen in eine feste Form gebracht; die beständige Bedrohung und die häufigen Verfolgungen hatten die Gemeinde vor frühzeitigem Verfall bewahrt und es ihr möglich gemacht, den schwersten inneren Zwiespalt zu überwinden.

Gar vielen Dingen war noch innerhalb des Christenthums selbst freier Platz gegönnt, die man später nicht mehr damit vereinigen konnte. Im vierten und fünften Jahrhundert verwundert man sich erst recht, wie es möglich war, die Spekulation und die symbolische Schriftauslegung eines Origenes in der Kirche zu dulden; aber auch in mehreren Anderen, die der werdenden und kämpfenden Kirche als Väter gegolten, erkennt man in der Folge halbe Ketzer. Von allzu verschiedenen Seiten her, allzu verschieden gebildet und aus allzu abweichenden Beweggründen traten die Katechumenen in die alte Kirche ein, als daß eine völlige Gleichheit der Lehre und des Lebens möglich gewesen wäre. Die idealen Menschen voll geistiger Tiefe und praktischer Hingebung waren gewiß die kleine Minderzahl wie in allen irdischen Dingen; die große Masse hatte sich angezogen gefühlt durch die in den Vordergrund gestellte Sündenvergebung, durch die verheißene selige Unsterblichkeit, durch das Mysterium, welches die Sakramente umgab und gewiß für Manchen nur eine Parallele der heidnischen Mysterien war. Den Sklaven lockte die christliche Freiheit und Bruderliebe, manchen Unwürdigen endlich das sehr bedeutende Almosen, welches namentlich von der Gemeinde zu Rom in einem wahrhaft universellen Maße gespendet wurde.

Die große Anzahl heldenmüthiger Martyrien, welche von Zeit zu Zeit in der ausartenden Gemeinde die Spann-

kraft herstellen und eine immer neue Todesverachtung pflanzen, beweist viel weniger für die innere Vollkommenheit der Kirche als man wohl annimmt. Es hat schon Märtyrer in Masse für alles Mögliche gegeben, und wäre es auch nur der Wagen Dschaggernauts. Der feste Glaube an einen sofortigen Eintritt in den Himmel begeisterte gewiß auch manchen innerlich-unklaren und unmoralischen Menschen zur freiwilligen Hingabe des Lebens, dessen Werthschätzung ohnedies in jener Zeit der Leiden und des Despotismus eine geringere war als in den Jahrhunderten der germanisch-romanischen Welt. Zeitweise herrschte eine wahre Begeisterung der Aufopferung; die Christen drängten sich zum Tode und mußten von ihren Lehrern ermahnt werden sich zu schonen. Bald werden die Märtyrer die leuchtenden Ideale alles Lebens; ein wahrer Kultus knüpft sich an ihre Gräber, und ihre Fürbitte bei Gott wird eine der höchsten Hoffnungen des Christen.

Die Verfassung der Kirche zeigt um diese Zeit bereits die Anfänge einer eigentlichen Hierarchie. Zwar blieb den Gemeinden die Wahl der Geistlichen, oder wenigstens die Bestätigung, aber mehr und mehr schieden sich diese als „Kleros“ von den „Laien“ aus; es entstanden Rangunterschiede zwischen den Bischöfen je nach dem Rang ihrer Städte und mit besonderer Rücksicht auf die apostolische Stiftung gewisser Gemeinden. Die Synoden, welche der verschiedensten Ursachen wegen gehalten wurden, vereinigten die Bischöfe noch insbesondere als höheren Stand. Unter ihnen selbst zeigte sich aber schon im dritten Jahrhundert schwere Ausartung; wir finden manche von ihnen in weltlichen Pomp versunken, als römische Beamte, als Kaufleute, ja als Wucherer; das sehr grelle Beispiel des Paul von Samosate wird mit Recht als ein keineswegs vereinzeltes betrachtet. Natürlich meldet sich neben der Verweltlichung auch der schroffste Gegensatz: das Zurücktreten aus Zeit, Staat und Gesellschaft in die Einsamkeit, das Eremitenwesen, dessen

Ursprung uns nebst manchen anderen der eben berührten Punkte noch insbesondere beschäftigen wird.

Suchen wir nun in Kurzem die wahre Stärke der christlichen Gemeinde beim Beginn der letzten Verfolgung uns zu vergegenwärtigen, so lag dieselbe also weder in der Zahl, noch in einer durchgängig höheren Moralität der Mitglieder, noch in einer besonders vollkommenen inneren Verfassung, sondern in dem festen Glauben an eine selige Unsterblichkeit, welcher vielleicht jeden einzelnen Christen durchdrang. Wir werden zeigen, daß die ganze Bemühung des späteren Heidenthumes demselben Ziele zuging, nur auf düsteren, labyrinthischen Nebenwegen und ohne jene siegreiche Ueberzeugung; es konnte auf die Länge die Konkurrenz des Christenthumes nicht aushalten, weil dieses die ganze Frage so unendlich vereinfachte. — Zweitens war hier dem politischen Bedürfniß der alten Welt, die seit der römischen Gewaltherrschaft an allem Staatswesen irre geworden, ein neuer Staat, eine neue Demokratie geboten, ja, eine neue bürgerliche Gesellschaft, wenn sie sich rein hätte erhalten können. Viel antiker Ehrgeiz, draußen im Römerstaat ohne Stellung, bedroht, zum Schweigen gebracht, hat sich in die Gemeinden, auf die bischöflichen Stühle gedrängt, um wenigstens irgendwo etwas zu gelten; andererseits mußte aber auch den Besten und Demüthigsten die Gemeinde ein heiliger Zufluchtsort seyn gegen den Andrang des verdorbenen, bald in Fäulniß begriffenen römischen Wesens und Treibens.

Diesen mächtigen Vorzügen gegenüber finden wir das Heidenthum in voller Auflösung begriffen, ja, in einem solchen Zustande, daß es auch ohne den Zutritt des Christenthums kaum noch lange fortlebend zu denken ist. Nehmen wir z. B. an, Mohammed hätte in der Folge seinen fanatischen Monotheismus ohne alle Einwirkung von christlicher Seite her zu Stande bringen können, so hätte das Heidenthum am Mittelmeer dem ersten Angriff desselben so gewiß erliegen müssen, als die Heidenthümer Vorder-

asiens. Es war schon allzu tödtlich geschwächt durch innere Zersetzung und neue willkürliche Mischung.

Die Staatsreligion des Kaiserthums, von welcher ausgegangen werden muß, war allerdings der griechisch-römische Polytheismus, wie er sich durch die Urverwandtschaft und spätere Amalgamirung dieser beiden Kulte gebildet hatte. Aus Naturgottheiten und Schutzgöttern aller möglichen Lebensbeziehungen war ein wunderbarer Kreis übermenschlicher Gestalten erwachsen, in deren Mythus doch der antike Mensch überall sein eigenes Bild wieder erkannte. Die Beziehung der Sittlichkeit zu dieser Religion war eine überaus freie, ja dem Gefühl jedes Einzelnen anheimgestellt gewesen; die Götter sollten zwar das Gute belohnen und das Böse bestrafen, allein man gedachte ihrer weit mehr als Geber und Hüter des Daseyns und Besitzes denn als hoher sittlicher Mächte. Was die verschiedenen Mysterien dem Griechen noch außer seinem Volksglauben gewährten, war nicht etwa eine reinere Religion, noch weniger eine weise Aufklärung für Eingeweihte, sondern nur ein geheimer Ritus der Verehrung, welcher die Götter dem Mysten besonders geneigt machen sollte. Eine wohlthätige Wirkung lag in der wenigstens dabei ausgesprochenen Bedingung reiner Sitten, sowie auch in der Belebung des Nationalgefühls, welches hier wie bei den festlichen Spielen den Hellenen mehr als je begeisterte.

Dieser Religion gegenüber hatte die Philosophie, sobald sie sich über die kosmogonischen Fragen erhob, die Einheit des göttlichen Wesens mehr oder weniger deutlich ausgesprochen. Damit war der höchsten Religiosität, den schönsten sittlichen Idealen die Bahn eröffnet, freilich auch dem Pantheismus und selbst dem Atheismus, welche dieselbe Freiheit gegenüber dem Volksglauben in Anspruch nehmen konnten. Wer die Götter nicht leugnete, erklärte sie pantheistisch als Grundkräfte des Weltalls, oder stellte sie, wie die Epikureer, müßig neben die Welt hin. Auch ein eigentlicher „Aufklärer" mischte sich in die Frage: Euheme-

ros, welcher die Götter zu ehemaligen Regenten, Kriegern u. s. w. machte und die Wunder rationalistisch durch Betrug und Mißverständnisse entstehen ließ; eine falsche Fährte, von welcher sich aber später die Kirchenväter und Apologeten bei der Beurtheilung des Heidenthums beständig irre führen ließen. — Diesen ganzen Gährungszustand hatten die Römer neben der griechischen Kultur mit übernommen, und die Beschäftigung mit diesen Fragen wurde bei ihren Gebildeten Sache der Ueberzeugung wie der Mode. Neben allem Aberglauben entwickelte sich in den höheren Schichten der Gesellschaft ein systematischer Unglaube. Die Mode hörte aber mit dem dritten Jahrhundert, unter der Einwirkung der großen Gefahren des Reiches, sichtbar auf und eine gewisse Gläubigkeit begann vorzuherrschen, die allerdings weniger der alten Staatsreligion als den Fremdkulten zu Gute kam. Uebrigens war in Rom der alte einheimische Kult so enge mit dem Staatswesen verflochten und die betreffende Superstition so stark gegründet, daß sowohl der Ungläubige als der Fremdgläubige offiziell römisch fromm seyn mußte, sobald es sich um das heilige Feuer der Vesta, um die geheimnißvollen Unterpfänder der Herrschaft, um die Staatsauspicien handelte; denn die Ewigkeit Roms hing von diesen Heiligthümern ab. Die Imperatoren selber waren nicht bloß **Pontifices maximi** mit bestimmten rituellen Verpflichtungen, sondern schon ihr Beiname Augustus bezeichnet eine übernatürliche Weihe, Berechtigung und Unantastbarkeit, und es ist keine bloße Schmeichelei, wenn der späteste Aberglaube ihnen den Rang von Dämonen zuwies, nachdem bereits das Christenthum ihrer seit dreihundert Jahren gebräuchlichen Apotheose, ihren Tempeln, Altären und Priesterthümern ein Ende gemacht hatte.

Nun ist gar nicht daran zu zweifeln, daß auch diese ächte griechische und römische Religion noch in der spätesten Zeit des herrschenden Heidenthums bei vielen Einzelnen nicht verdrängt war durch die fremden Gottheiten, nicht ersetzt durch Magie und Beschwörung, nicht verflüchtigt durch

philosophische Abstraktion. Dies ist unmöglich direkt zu beweisen, weil die Verehrung der alten Götter die der neuen nicht ausschloß, und weil bei der weiter zu berührenden Götterverwechselung unter dem Namen eines alten Gottes ein neuer und umgekehrt verehrt werden konnte. Allein die Vermuthung läßt sich kaum ablehnen, wenn man noch hie und da das alte naive Verhältniß des gesunden antiken Menschen zu Göttern und Schicksal mit überzeugender Kraft hervorbrechen sieht. „Dich verehre ich“, ruft Avienus der Nortia, der etruskischen Fortuna, zu, „ich, den Vulsinii gebar, der zu Rom wohnt, zweimal geehrt durch das Prokonsulat, der Dichtung geweiht, schuldlos und unbescholten, glücklich durch mein Weib Placida und durch die starke, lebhafte Kinderschaar. Das Uebrige mag sich erfüllen nach dem Gesetz des Schicksals“. — Bei Anderen behauptete sich wenigstens die alte Religion mit ihrer Weltanschauung sehr nachdrücklich neben den neuen Zuthaten. Dieser Art mochte wohl der Glaube Diocletians seyn, wenigstens ist er der etruskischen Haruspicin treu geblieben, welche an seinem Hofe noch nicht wie später bei Julian im Kampfe liegt mit den neuplatonischen Beschwörern; sein Schutzgott ist und bleibt Jupiter, und das Orakel, welches er in einer hochwichtigen Sache beräth, ist das des milesischen Apoll. Seine Moralität und Religiosität, wie sie sich z. B. in den Gesetzen ausspricht, hat wohl am meisten Aehnlichkeit mit derjenigen des Decius; im Kultus der guten Kaiser, namentlich des als Dämon verehrten Marc Aurel, schließt er sich außerdem an Alexander Severus an. — Hinwiederum darf man annehmen, daß manche Bestandtheile und Konsequenzen der alten Religion bereits völlig abgestorben und vergessen waren. So gehörte vielleicht jene Masse kleiner römischer Schutzgottheiten für Bagatellsachen, so sehr sich auch die christlichen Schriftsteller darüber als über etwas Bestehendes empören, größtentheils in das Gebiet der Antiquitäten. Man gedachte schwerlich mehr beim Feuerherd des Gottes Lateranus, beim Salben der Unxia, beim Gürten der

Cinria, beim Baumstutzen der Puta, bei den Knoten der Fruchthalme des Nodutis, bei der Bienenzucht der Mellonia, bei der Hausschwelle des Limentinus u. s. w.; denn eine ganz andere, verallgemeinernde Ansicht des Genien- und Dämonenwesens hatte sich seit Langem der Gemüther bemächtigt. Vieles von jener Art war wohl ganz lokal römischer Glaube gewesen und geblieben. — Vollends bewahrte Griechenland noch in der Kaiserzeit mit Vorliebe seine örtlichen Kulte und Geheimdienste. Pausanias, welcher im zweiten Jahrhundert Hellas beschrieb, gibt mannigfach Zeugniß von der in jeder Stadt, jeder Landschaft besonders gestalteten Götter- und Heroenverehrung, nebst den verschiedenen Priesterthümern, welchen dieselbe oblag; daß er die Mysterien beschweigt, war für ihn eine heilige Pflicht, für deren Uebertretung ihm freilich die Nachwelt sehr dankbar seyn würde.

Wie nun der römische Staat gewisser Sacra durchaus zu seinem Fortbestehen bedurfte, so daß man z. B. bis tief in die christliche Zeit hinein das heilige Feuer durch die vestalischen Jungfrauen hüten ließ, so hatte sich auch das Privatleben von der Wiege bis zum Grabe völlig mit den religiösen Gebräuchen durchdrungen. Im Hause schon gehörten Opfer und Schmauserei untrennbar zusammen; auf den Straßen der Städte begegnete man jenen theils schönen und würdigen, theils bacchantisch ausgelassenen Zügen und Aufführungen, welche den griechischen wie den römischen Festkalender füllen, und auch auf dem Lande war des Opferns bei Kapellen, Höhlen, Kreuzwegen und unter alten mächtigen Bäumen kein Ende. Der neubekehrte Arnobius erzählt, wie er als Heide Andacht empfunden, wenn er an Baumstämmen mit bunten Bändern umschlungen, an Felsblöcken mit Spuren des darauf gegossenen Oeles vorüberging. Es wird uns schwer, diesem ganz äußerlich erscheinenden, oft sehr frivolen Kultus den sittlich religiösen Gehalt abzugewinnen, und Mancher wird ihn geradezu leugnen. Und erhebt sich nicht nach anderthalb

Jahrtausenden über die Festandacht des katholischen Südländers fast dieselbe Frage? Eine durchaus sinnliche Musik umrauscht das Hochamt und begleitet, von Kanonensalven unterbrochen, das Sakrament; ein belebter Markt, eine reichliche Zehrung, laute Freude aller Art und Abends das unerläßliche Feuerwerk bilden den zweiten Theil des Festes. Wer daran ein Aergerniß nehmen will, dem kann es Niemand wehren, nur vergesse man nicht, daß diese äußeren Begehungen nicht die ganze Religion sind und daß die höchsten Gefühle in jedem Volk anders erregt werden wollen. Denkt man sich das christliche Gefühl der Sündhaftigkeit und der Demuth aus der alten Welt, die dessen einmal nicht fähig war, hinweg, so wird man auch ihren Götterdienst richtiger würdigen.

Doch ein Gebiet gehörte der Mythologie beständig an, wo sie als Herrscherin bis in die späteste Zeit schaltete: das der Kunst und der Dichtung. Homer, Phidias und die Tragiker hatten einst die Götter und Heroen schaffen helfen, und nun lebte in Stein, Farbe, Maske, Schrift und Ton fort, was aus dem Glauben entschwunden war. Aber es wird mehr und mehr ein Scheinleben. Die Schicksale der bildenden Kunst und die Ursachen ihres Verfalles werden uns noch insbesondere beschäftigen; hier muß nur bemerkt werden, daß sie der alten Mythologie um so weniger zur Stütze dienen konnte, als sie in die Dienste der mythisirenden Philosophie und selbst der Fremdenkulte trat. — Das Drama war großentheils und vielleicht völlig verdrängt durch die Lokalposse (Mimus) und durch die schweigende Pantomime mit Musik und Tanz, wobei jede religiöse Beziehung, die einst das alte attische Drama zum Gottesdienst machen konnte, von selbst wegfiel. Die Beschreibung des prächtigen korinthischen Ballettes „Paris auf dem Ida", im zehnten Buche des Apulejus, belehrt uns, wie selbst in Griechenland zur Zeit der Antonine das Theater nur noch der Augenlust diente. Und hier dürfen wir wenigstens noch ein edel stylisirtes Kunstwerk voraussetzen, während in den

lateinischen Gegenden des Reiches, zumal in den nur halb, nur durch Militärkolonien romanisirten, diese Aufführungen zur größten Rohheit ausarten mußten, wenn die Theater überhaupt sich noch zu etwas Dramatischem hergaben und sich nicht mit Gladiatorspielen, Thierhetzen und dergleichen begnügten. Die skurrile Seite der Mythologie ließ man ganz absichtlich überwiegen; alle Ehebrüche Jupiters, auch wenn er dabei als Thier verwandelt auftrat, alle Skandale der Venus kamen hier unter lautem Gelächter zur Darstellung; selbst in die gewöhnlichen Possen (Mimen) mischte man Göttererscheinungen ein, wahrscheinlich von derselben Gattung. Ein aristophanisches Publikum konnte dergleichen ertragen, ohne an den Göttern selbst irre zu werden; in einer kranken Zeit dagegen war es der Gnadenstoß für die alte Religion überhaupt. — Gehen wir von dieser Sphäre, in welcher der Balletmeister und der Maschinist walteten, zu der Kunstpoesie über, so weit wir sie in den wenigen erhaltenen Sachen vom Ende des dritten Jahrhunderts verfolgen können, so zeigt sich zwar noch stellenweise ein großes Talent mythologischer Behandlung, welche sogar hundert Jahre später in Claudian ihren brillantesten Vertreter findet; allein die letzte Spur von innerer Ueberzeugung ist längst erloschen. Das Gedicht eines gewissen Reposianus z. B., welcher um das Jahr 300 geblüht haben mag, schildert das Beilager des Mars und der Venus durchaus mit derselben Absicht, welche wir in den Pantomimen voraussetzen dürfen: sinnlich hübsche Bilder, wobei es auf eine Gemeinheit mehr oder weniger nicht ankommt. Venus, die auf den Kriegsgott wartet, vertreibt sich die Zeit mit Tanzen, und der Dichter schildert mit einem sehr entwickelten Sinn für die Koketterie seiner Zeit ihre einzelnen Attituden; dann ruft er, als Mars erscheint, zu dessen Entkleidung den Cupido, die Grazien und die Mädchen von Byblos herbei. Aber welch ein Mars ist dies! ebenso absichtlich ungeschlacht als die Göttin buhlerisch. Bleischwer läßt er sich auf das Blumenlager nieder=

fallen und bei der Schilderung seines Schlafes wird dem Leser selbst das lüsterne Röcheln nicht erspart. Wenn z. B. Rubens sich auf seine Weise in dem antiken Mythus ergeht, so kann er wieder versöhnen durch den Eindruck einer zwar verirrten, aber gewaltigen Energie; hier aber stehen wir auf der letzten möglichen Stufe der Entwürdigung der alten Göttersage, ohne durch etwas Anderes als durch hübsche Verse entschädigt zu werden. Ein satyrischer Christ hätte es nicht zweckmäßiger anfangen können, und man wäre in der That zu einer derartigen Erklärung bereit, wenn nicht das niedliche Bild des Cupido dazwischen träte, welcher die abgelegten Waffen des Mars neugierig mustert, sie mit Blumen ausputzt, und sich nachher beim polternden Eintritt des eifersüchtigen Vulkan unter den Helm verkriecht. — Es gab indeß auch Dichter, welchen die Mythologie als eine ausgetretene Straße gänzlich verleidet war. „Wer hat nicht schon", ruft Nemesian aus, „den Jammer der verwaisten Niobe besungen, und die Semele, und .... (nun folgen dreißig Hexameter Mythentitel). Das Alles hat eine Schaar großer Dichter vorweggenommen und die ganze Sage der alten Welt ist ausgenützt". Der Poet wendet sich daher zu den grünen Wäldern und Haiden, doch nicht um eine Landschaftsdichtung zu schaffen, sondern um auf sein eigentliches Thema, die Zucht der Jagdhunde, zu kommen. Nachher, wenn er damit zu Ende seyn wird, gedenkt er auch die Thaten seiner Gönner, der Cäsaren Carinus und Numerianus, zu besingen. — Ein ähnliches Gefühl hatte schon seit langer Zeit, namentlich bei den Römern, der didaktischen Poesie jene auffallend vortheilhafte Stellung gegenüber der epischen verschafft; allein so mit dürren Worten hatte man wohl diesen Vorzug noch nie ausgesprochen. — Ein sehr liebliches Gedicht mythologischen Inhalts, der „Bacchus" des Calpurnius Siculus (Ecloge III), mag hier noch besonders angeführt werden, weil es auf merkwürdige Weise abhängig ist von Werken der bildenden Kunst; es erinnert an die Gemäldebeschrei=

bungen des Philostratus, die es freilich im Styl weit übertrifft. Da fehlt auch der greise Silenus nicht, welcher als Kindeswärter den kleinen Bacchus auf den Armen wiegt, zum Lachen bringt, ihm mit Castaguetten vorspielt, sich gutwillig von ihm an Ohren, Kinn und Brusthaar zupfen läßt; nachher lehrt der heranwachsende Gott die Satyrn die erste Weinlese, bis sie, von dem neuen Trank berauscht, sich mit Most bemalen und Nymphen entführen. Dieses Bacchanal, wobei der Gott auch seinen Panthern aus dem Mischkruge zu saufen gibt, ist eines der letzten antiken Werke von lebendiger Schönheit.

Man wird indeß nach all' Diesem zugeben, daß die Mythologie eher eine Last als eine Stütze für die sinkende klassische Religion war. Von der philosophischen Deutung, womit man die Mythen aufrecht zu halten und zu rechtfertigen suchte, wird weiterhin die Rede seyn.

Aber diese klassische Religion war noch auf andere Weise getrübt und gebrochen, nämlich durch Mischung mit den Kulten der unterworfenen Provinzen und des Auslandes. Wir stehen im Zeitalter der vollendeten Theokrasie (Göttermischung).

Dieselbe war eingetreten nicht durch die Völkermischung im Reiche, oder durch Willkür und Mode allein, sondern durch einen uralten Trieb der vielgötterischen Religionen, sich einander zu nähern, die Aehnlichkeiten aufzusuchen und zu Identitäten zu erheben. Zu allen Zeiten ist dann aus Parallelen dieser Art die reizende Idee einer gemeinsamen Urreligion hervorgegangen, die sich jeder auf seine Weise ausmalt, der Polytheist anders als der Monotheist. So suchten und fanden sich, theils unbewußt, theils mit philosophischem Bewußtseyn, die Bekenner ähnlicher Gottheiten vor denselben Altären. Man erkannte die hellenische Aphrodite gern wieder in der Astarte der Vorderasiaten, in der Athyr der Aegypter, der himmlischen Göttin der Karthager, und so ging es der Reihe nach mit einer ganzen Anzahl von Gottheiten. Dies ist es auch, was noch in der späteren rö=

mischen Zeit vorzüglich beachtet werden muß; die Göttermischung ist zugleich auch eine Götterverwechselung; die Fremdgottheiten verbreiten sich nicht nur neben den einheimischen, sondern sie werden denselben je nach der inneren Verwandtschaft geradezu substituirt.

Als eine zweite Ursache der Theokrasie erkennt man die gewissermaßen politische Anerkennung, welche der Grieche und Römer, ja der Polytheist überhaupt den Göttern anderer Völker zollt. Sie sind ihm Götter, wenn auch nicht die seinigen. Kein strenges dogmatisches System hütet hier die Grenzen des heimischen Glaubens; so strenge auch die vaterländischen Superstitionen gewahrt werden, so fühlt man doch gegen die fremden eher Neigung als Haß. Einzelne feierliche Götterübertragungen von Land zu Land werden von Orakeln und anderen überirdischen Mahnungen geradezu befohlen; so die des Serapis von Sinope nach Alexandrien unter Ptolemäus dem Ersten, und die der großen pessinuntischen Mutter nach Rom während des zweiten punischen Krieges. Bei den Römern war es dann fast zum bewußten, halbpolitischen, halbreligiösen Princip geworden, die Götter der vielen unterworfenen Nationen nicht zu beleidigen, eher ihnen Verehrung zu erweisen, ja, sie unter die eigenen Götter aufzunehmen. Das Benehmen der Provinzen war hierbei ein sehr verschiedenes; der Kleinasiate z. B. kam bereitwillig entgegen; der Aegypter dagegen hielt sich spröde, und übersetzte, was er von Ptolemäern und Römern annahm, in seinen Ritus und seine Kunstform, während ihm der Römer den Gefallen that, die ägyptischen Götter wenigstens annähernd auch in ägyptischer Gestalt zu verehren. Der Jude endlich ließ sich mit der römischen Religion gar nicht ein, indeß die Römer von gutem Ton seinen Sabbath beobachteten und die Imperatoren im Tempel auf Moriah zu beten kamen.

Eine dritte Ursache des Ueberhandnehmens der Fremdkulte lag in der Furcht und Angst, welche den gegen die bisherigen Götter ungläubig gewordenen Heiden verfolgt.

Jetzt hieß es nicht mehr in dem schönen Sinn früherer Jahrhunderte „Götter überall", sondern der Denkende suchte täglich neue Symbole, der Gedankenlose täglich neue Fetische, die um so willkommener waren, je ferner und geheimnißvoller ihre Herkunft schien. Die Verwirrung mußte hier noch aus einem besonderen Grunde sich vervielfältigen. Der Polytheismus alter Kulturvölker lebt nämlich auf allen seinen Entwickelungsstufen zugleich fort, als Fetischismus betet er fortwährend zu Aerolithen und Amuleten, als Sabäismus zu Gestirnen und Elementen, als Anthropomorphismus theils zu Naturgöttern, theils Schutzgöttern des Lebens, — während die Gebildeten innerlich schon längst diese Hüllen abgestreift haben und zwischen Pantheismus und Monotheismus schwanken. Und nun wirken alle diese Stadien der verschiedenen Heidenthümer kreuzweise auf das römisch-griechische Heidenthum ein und umgekehrt. Merkwürdige Ergebnisse, allerdings nicht selten von der traurigsten Art, werden uns berichtet. Nero war in der römischen Religion erzogen; bald verachtete er sie und hielt sich nur noch an die syrische Göttin; auch von dieser fiel er ab, behandelte ihr Bild mit bübischem Hohn und glaubte fortan nur noch an ein Amulet, das ihm ein Mann aus dem Volke geschenkt und dem er nun täglich dreimal opferte.

Dieses Beispiel, welches statt vieler dienen könnte, enthält einen Wink über den Kultus der fremden Götter überhaupt. Man nahte ihnen nicht wie den alten Olympiern; herausgerissen aus ihren nationalen Umgebungen, ohne Zusammenhang mit dem römischen Leben, Staatswesen und Klima konnten sie dem Römer nur als unheimliche, dämonische Mächte gegenüber stehen, welchen bloß durch Mysterien und magische Begehungen beizukommen war. Und diese Art von Kultus demoralisirte dann auch das Verhältniß zu den alten nationalen Göttern.

Mit der allmähligen Einverleibung Spaniens, Afrika's und der Inseln übernahm Rom eine Masse punischen

Gebietes und punischen Kultus. Sodann war lange vor den römischen Siegen über Antiochus den Großen eine andere Göttermischung vorgegangen, nämlich diejenige des vorderasiatischen mit dem griechischen Kultus seit der Gräcisirung Kleinasiens und noch mehr zur Zeit der Nachfolger Alexanders. Diese ging parallel mit der Mischung der griechischen und der orientalischen Bildung und Sprache. Die prächtigen griechischen Städte, welche in unbegreiflicher Fülle überall in jenen Ländern aus der Erde wachsen, behalten zwar mit ihrer hellenischen Sprache, Stadtverfassung und Sitte auch die hellenischen Götter bei; dafür hält sich auf dem Lande, zumal in einiger Entfernung vom Meere, bald mehr, bald weniger hartnäckig die alte Sprache, und kommt sogar in der späteren Zeit bei der inneren Müdigkeit des griechischen Bildungselementes wieder mehr zu Kräften. Mit der Volkssprache aber hielten sich auch die Volksgötter aufrecht.

Die Grundlage der betreffenden Religionen ist im Ganzen der Gestirndienst, aber bis zur Unkenntlichkeit getrübt durch ein Götzenthum, welches theils als fremde Zuthat, theils als nothwendige innere Entwickelung gelten mag. Ein umständlicher Opferdienst suchte die Götter zu versöhnen durch Darbringung hauptsächlich des thierischen Lebens, wozu auch regelmäßige wie außerordentliche Menschenopfer gehörten. Diese hielten sich besonders in den Gegenden phönicischer Kultur mit ungemeiner Hartnäckigkeit und überlebten den Sturz und den Wiederaufbau von Karthago noch lange, so daß selbst Tiberius mit den strengsten Strafen dagegen einschreiten mußte. Das höchste Götterpaar, Baal und Astarte (Sonne und Mond, Morgenstern und Abendstern) lebte in der römischen Zeit noch unter den verschiedensten Namen und Personificirungen in zahlreichen Tempeln fort, als Herr und Herrin alles Lebens. Aus dem alten Testament kennt man Baal-Sebub, Baal-Peor, Baal-Berith u. s. w., deren Namen allerdings längst vergessen seyn mochten. In Palmyra scheint Baal sich in zwei

Gottheiten, für Sonne und Mond, getheilt zu haben, als Aglibol und Malachbel, die auf einem ganz späten palmyrenischen Relief des kapitolinischen Museums dargestellt sind, mit dem römisch-griechischen Namen des Donators: Lucius Aurelius Heliodorus, Sohn des Antiochus Hadrianus. In dem prächtigen und überaus großen und hohen Tempel zu Emesa lag der schwarze Stein, ein Aerolith, welcher als Bild des Sonnengottes Elagabal galt und bis in weite Ferne als solcher verehrt wurde. Sein Priester ging in langer, goldgestickter Purpurtunica und einem Diadem von Edelsteinen einher. Im Tempel von Hierapolis stand neben der berühmten syrischen Göttin das goldene Bild des Baal als Zeus, auf einem von Stieren gezogenen Wagen. Zu Heliopolis (Baalbek) wurde Baal in einer ganz späten, halbrömischen Personifikation verehrt; sein goldenes Bild trug nicht bloß die Geißel des römischen Sonnengottes, sondern auch den Blitz Jupiters. Erst Antoninus Pius hatte auf den kolossalen Unterlagen eines alten Tempels den neuen erbaut, dessen Ruinen noch jetzt den ihm damals ertheilten Namen eines Weltwunders rechtfertigen. Der Name des Zeus, welchem Antonin das Heiligthum widmete, darf uns nach dem oben Gesagten nicht irre machen, wenn der alte Ortsname auf Baal, und der griechische auf Helios lautet. Dieser Tempel war wie derjenige zu Emesa durch seine Orakel weit berühmt.

Dieser alte semitische Hauptgott drang in mehr als einer Gestalt in die römische Religion ein. Römer, die im Orient lebten oder gelebt hatten, mochten ihn als Zeus, Jupiter anbeten, ganz besonders aber muß die Verehrung des Sonnengottes, die in der späteren Zeit so sehr überhand nimmt, sich wesentlich zwischen Baal und Mithras getheilt haben, während man an den alten Sol-Helios weniger dachte. Sodann erhielt Elagabal wenigstens für einige Jahre eine große, solenne Stelle in dem römischen Götterkreis durch den wahnsinnigen Jüngling, welcher auf dem Thron der Welt den Namen des Gottes annahm, dessen

Priester er früher gewesen und noch war. Als dieser Antoninus Bassianus den schwarzen Stein von Emesa nach Rom brachte (zwischen 218 und 222), konnte man sagen, daß die Theokrasie sich ihrer Vollendung nähere. Der neue Gott erhielt einen großen Tempel und kolossale Opfer, bald auch eine Gemahlin. Der Kaiser ließ nämlich das Bild und die Schätze der himmlischen Göttin aus dem Tempel von Karthago kommen und vermählte dieselbe mit dem Elagabal, wogegen sich mythologisch gar nichts vorbringen ließ. Rom und Italien mußten diese Vermählung auf das Festlichste begehen. Auch das Palladium, das Feuer der Vesta und andere altrömische Heiligthümer brachte er in den Tempel des neuen Gottes.

Allein viel gewaltiger als der Baalsdienst ist im römischen Reiche derjenige der großen vielnamigen Göttin repräsentirt. Sie ist im Verhältniß zum Sonnengott der Mond, in weiterem Sinne aber die Mutter alles Lebens, die Natur; von alten Zeiten her hat Vorderasien sie mit wildem bacchantischem Taumel gefeiert, wie es einer von allen sittlichen Beziehungen entblößten Gottheit zukam; Jubelgeschrei und Klagegeheul, rasender Tanz und trauernder Flötenklang, Prostitution der Weiber und Selbstentmannung der Männer haben von jeher diesen Kultus des sinnlichen Naturlebens begleitet; ein nicht sehr ausgedehnter, aber in seinen Formen je nach Ländern und Zeiten verschieden ausgeprägter Mythus hat sich um diese Feiern herumgesponnen und noch ganz spät den Römern Anlaß zu wunderlichen Mysterien gegeben.

Wir sehen einstweilen ab von der ägyptischen Isis, welche eine verwandte Nebenform dieser großen Göttin ist, und verfolgen diese letztere unter ihren noch im dritten Jahrhundert nachweisbaren Gestalten.

Das alte Testament kannte und verabscheute sie als Astharoth, und noch immer gab es in Phönicien Tempel der Astarte; Lucian kannte einen solchen in Sidon. Er spricht davon beiläufig in der berühmten Schrift „von der

syrischen Göttin", welche uns hier zunächst als Quelle der Thatsachen interessirt, nicht weniger aber, weil sie die Stellung des frivolen, griechisch gebildeten Syrers zu seinem heimischen Kultus so merkwürdig bezeichnet. Nirgends hat er den Hohn so weit getrieben als hier, wo er sich naiv stellt und den Styl und den ionischen Dialekt des ehrlichen alten Herodot nachahmt, um die ganze gloriöse Lächerlichkeit jenes Götzendienstes recht unmittelbar wirken zu lassen. Hier lernt man aber auch erkennen, welche Bilder die Jugend des Spötters umgeben und beherrschen mußten, bis er mit allen Kulten und allen Religionen brach. Ein Athener hätte diese Bücher nicht schreiben können.

Von Phönicien aus verbreitet sich derselbe Dienst unter dem Namen der himmlischen Göttin" weit über das Mittelmeer, und vermischt sich mit dem klassischen Kultus; die Griechen erkennen sie als **Aphrodite urania**, die Römer als **Venus coelestis** an und diese Namen bekommen später auch in den eigentlich semitischen Ländern Geltung. Man dachte dabei nicht an Aphrodite als Göttin der Liebe und des Liebesreizes, sondern als Erzeugerin. Die Insel Cypern, wo griechische und semitische Bildung ineinander flossen, war dieser Göttin vorzüglich geweiht, Paphos und Amathunt sprichwörtlich für ihren Dienst. Auch die Insel Cythere (Cerigo) und das Heiligthum des Berges Eryx in Sicilien gehörten der Urania; in Karthago war sie wenigstens in ihrer späteren Umbildung die wichtigste Gottheit, und selbst in dem Namen der Stadt Gades, Gadeira (Cadix) liegt vielleicht die Räumlichkeit eines alten Uranientempels angedeutet. Diese Heiligthümer waren ganz anders angelegt als die Göttertempel der Griechen; da stand unter freiem Himmel in hoher unbedeckter Nische das Idol, öfter nur ein Stein von konischer Form; Gitter, Hallen und Höfe, wo man Schaaren von Tauben hegte, umgaben das Sanctuarium; auch freistehende Pfeiler kommen in diesen Anlagen vor, wobei man sich an die Pfeiler Jachin und Booz vor dem Tempel von Jerusamem erinnert.

Eine Umgestaltung des Namens Astarte ist Atargatis, die Göttin, welche oben menschliche, unten Fischgestalt hatte. Auch sie besaß ohne Zweifel noch ihre einst berühmten Tempel zu Ascalon, in der Nähe des alten philistäischen Fischgottes Dagon, und anderswo. In ganz später, gräcisirter Gestalt thronte sie in dem berühmten Tempel von Hierapolis im nördlichen Syrien, welchen Lucian schildert und welcher noch bis in das vierte Jahrhundert sich unberührt erhalten haben mag. Hinten in einem erhöhten Raum, den nur die Priester betraten, sah man neben dem schon erwähnten Baal-Zeus das goldene Bild der Göttin auf einem mit Löwen bespannten Wagen. Ihre Attribute waren von den verschiedenen griechischen Göttinnen entlehnt; in den Händen Scepter und Spindel, um den Leib den Gürtel der Urania, auf dem Haupte Strahlen und Mauerkrone, nebst einem Steine, welcher des Nachts den ganzen Tempelraum erleuchtete. Um den Tempel war ein Volk von Flötenbläsern, entmannten Priestern (Galli) und rasenden Weibern angesiedelt, welche mit pomphaften lärmenden Processionen, mit Opfern und aller möglichen Unsitte ihre Zeit hinbrachten. Ganz dem Wahnsinn geweiht erscheint zumal das Frühlingsfest, zu welchem sich eine ungeheure Wallfahrt aus ganz Syrien in Hierapolis einfand. Bei diesem Anlaß wurde nicht bloß ein halber Wald mit Opfern aller Art (Thieren, Gewändern, Kostbarkeiten) verbrannt, sondern auch die Rekrutirung der Galli scheint sich daran angeschlossen zu haben, indem der wüthende Taumel viele Unglückliche ergriff, daß sie sich durch Selbstentmannung der Göttin weihten. Und dieser Tempel war einer der geehrtesten von Vorderasien, und zu seinen Schätzen hatte Kappadocien wie Assyrien, Cilicien wie Phönicien beigesteuert. Weithin leuchtete er mit seinen ionischen Säulenreihen von einem Hügel rings über die Stadt, ruhend auf Mauerterrassen mit gewaltigen Propyläen.

Ein besonders scheußlicher Dienst dieser Göttin endlich, welche hier wiederum als Aphrodite bezeichnet wird, knüpfte

sich an den einsamen Tempel in dem Hain von Aphaca auf dem Libanon. Die Hurerei und die Unzucht der Verschnittenen setzte hier jede Scham bei Seite; und doch kamen Jahr aus Jahr ein die Andächtigen und warfen die kostbarsten Geschenke in den See in der Nähe des Tempels und warteten auf das Wunder, nämlich auf die Feuerkugel, welche von der Höhe des Gebirges her erscheinen und sich dann in das Wasser senken sollte. Man glaubte, das sey Urania selber.

Neben dieser großen vielgestaltigen Lebensmutter tritt nun, ebenfalls unter den verschiedensten Formen, eine Personifikation des von ihr Hervorgebrachten, des im Lenz Aufblühenden und im Winter Absterbenden auf. Bald ist es ihr Sohn, ihre Tochter, bald auch ihr Gemahl und besonders ihr Liebling. Auf den wilden Jubel der Lenzfeste folgt später das Trauern und Klagen um den Hingeschiedenen, womit der Schmerz der großen Göttin gefeiert wird. Wie in Aegypten Isis um den getödteten Osiris, so trauert in Phönicien die himmlische Aphrodite um Adonis, den „Herrn", welcher dann auf Cypern völlig heimisch und auch in den griechischen Kultus tief eingedrungen ist, so daß ihn Rom als griechische Göttergestalt aufnehmen konnte. Vorzüglich prächtig wurde dieser Dienst aber in Alexandrien gefeiert, wo er auch noch die Einführung des Christenthums um ein Jahrhundert überdauerte, allerdings wohl schwerlich mehr in derjenigen Fülle, die Theokrit unter den ersten Ptolemäern in seinen Adoniazusen (Idylle XV) schildert. Das Fest schloß mit einer Frauenprocession an die Meeresküste, wobei man das Adonisbild in die Fluth versenkte. Auch in Antiochien waren die Adonien eines der hartnäckigsten heidnischen Feste.

Konnte dieser Gott kraft seiner unvordenklichen Stellung im klassischen Götterkreise als ein griechisch-römischer gelten, so war dies weit weniger der Fall mit einer anderen, speciell kleinasiatischen Gestaltung desselben. In Phrygien und den Nachbarlanden lernen wir nämlich die große Göt-

tin als Cybele, als **Magna mater**, als Acdestis, als Dindymene, als Berecynthia, als Pessinuntis u. s. w. kennen und neben ihr als Geliebten den Atys oder Attis, um dessen Entmannung und Tödtung geklagt wird. Der alte Tempel von Pessinunt mit seinen fürstlich herrschenden Priestern und seinen großen Einkünften hatte zwar längst sein Idol und seinen Kultus nach Rom gegeben und noch früher hatten auch die Griechen die Göttin unter verschiedenen Namen adoptirt, so daß man überall ihres Bildes mit der Mauerkrone und mit dem Löwengespann gewohnt war und in Rom sich auch die entmannten phrygischen Priester gefallen ließ. Aber man hielt wenigstens Anfangs darauf, daß dieser Schwarm von Eunuchen, Flötenspielern, Hornbläsern, Paukenschlägerinnen u. s. w. sich nicht aus der römischen Bevölkerung ergänzte; wollte man ihnen das einmal bewilligte Betteln und Terminiren in der Folge nicht mehr wehren, so diente dies vielleicht nur um so mehr dazu, diesen Kult vom eigentlichen römischen Leben getrennt zu halten. Auf Geheiß der sibyllinischen Bücher und des Orakels von Delphi hatte man ihn angenommen; ihn freiwillig weiter zu verbreiten in die Provinzen war das republikanische und lange Zeit auch das kaiserliche Rom nicht geneigt. Unter Schiffleuten, Dieben, entlaufenen Sklaven und Mördern findet Juvenal den weinbetrunkenen Eunuchen in einer Winkelwirthschaft schlafend; neben ihm liegt das Tamburin. Durch ihre Bettelei aber drängen sich die Priester der Göttermutter mit ihren phrygischen Kappen schon weiter und weiter in das Haus des reichen Römers hinein, und hängen sich einstweilen an den Aberglauben der Weiber, welche für die geschenkten Eier und abgetragenen Kleider sich guten Rath geben lassen gegen die drohenden Fieber des Spätsommers. Von dieser Aufwartung der Galli bei der Toilette der vornehmen Dame war kein großer Schritt mehr zu ihrer Aufnahme in die Domesticität und zum persönlichen Mitmachen. Es bilden sich herumziehende Priesterschaften, welche als ein wahrer Aus-

wurf der Gesellschaft haufenweise von Ort zu Ort reisen und im Namen des kleinen Götterbildes, das sie auf dem Rücken eines Esels mit sich führen, die unverschämteste Bettelei treiben. Weibisch gekleidet und geputzt singen und tanzen sie zu Tamburin und Flöte, peitschen und verstümmeln sich blutig, um sich dann durch Diebstahl und namenlose Ausschweifung schadlos zu halten. So werden die Bettelpriester bei Lucian und Apulejus zur Zeit der Antonine geschildert.

Das große Jahresfest im April gab durch seine symbolischen Begehungen, die man längst nicht mehr verstand, den Kirchenschriftstellern besonderen Anstoß. Es begann mit der Frühlingsnachtgleiche; da wurde im Walde eine Pinie gefällt — derjenige Baum, unter welchem Atys sich verstümmelt hatte — und in Procession zu dem Tempel der Göttin getragen, welcher z. B. zu Rom an dem palatinischen Berge lag. Eine besondere Würde, die der Baumträger (Dendrophoren) wird später mehrfach in Inschriften erwähnt; die Galli erschienen bei diesem Anlaß mit aufgelösten Haaren und schlugen sich wie in rasendem Schmerze auf die Brust. Am zweiten Tage suchte man unter Trompetenschall den verirrten Atys; der dritte heißt der Bluttag, weil sich die Galli dem Andenken des Atys zu Ehren im Schatten der mit Veilchenkränzen und einem Bilde des unglücklichen Jünglings geschmückten Pinie verwundeten. Dies sind Tage der düsteren, wilden Trauer, sogar einer Art von Fasten. Am vierten Tag, den sogenannten Hilarien, ging Alles in ausgelassene Freude über, und dabei hielt ganz Rom mit, wahrscheinlich, weil ein älteres Frühlingsfest sich mit diesem verschmolzen hatte; sonst galt die Feier der Aufnahme des Atys unter die Unsterblichen. Der fünfte Tag war eine Pause; am sechsten wurde das Bild der Göttin — ein Kopf von schwarzem Stein in eine silberne Gestalt eingelassen — nebst den heiligen Geräthen an das Wasser (zu Rom an das Flüßchen Almo) gefahren, daselbst

gewaschen und dann in barfüßigem, ausgelassenem Zuge zum Tempel zurückgebracht.

So wenig der Abendländer dieses Fest nach seinem ursprünglichen mythologischen Sinn würdigen konnte, so stark muß die Gewöhnung und der willkommene Anlaß zum Unfug gewirkt haben. Die Ceremonie war in der Folge eine von denjenigen, von welchen sich die Heiden gar nicht trennen wollten und trotz der verschiedenen Monate möchte das Aufstellen des Maibaums vor den Kirchen, in Italien **piantar il Maggio** genannt, ein letzter Nachklang des Festes der großen Mutter seyn. — Eine andere Folge dieses Kultus darf man zum Theil in der Zunahme des Eunuchengefolges vornehmer Römer und Römerinnen vermuthen. Im vierten Jahrhundert ist diese verschnittene Hausdienerschaft selbst in frommen christlichen Familien etwas, das sich von selbst versteht, das aber als bloße orientalische Mode sich nicht so leicht Bahn gebrochen hätte, wäre man nicht durch den Schwarm der pessinuntischen Göttin an den keineswegs erfreulichen Anblick jener halbschlächtigen Menschen gewöhnt gewesen.

Aus diesen Ueberlieferungen müssen wir uns ein Bild des Religionszustandes von Kleinasien und Syrien in der späteren Kaiserzeit entwerfen. Einen trüben Eindruck machen, zur Seite dieses Bildes, jene herrlichen Tempel griechisch-römischen Styles, die für irgend ein formloses asiatisches Götzenbild erbaut waren, wo sich also das Edelste und Schönste in den Dienst der häßlichsten Befangenheit begab, weil vielleicht irgend eine Tempelherrschaft liegende Gründe, Gelder und Almosen genug beisammen hatte, um einen Luxusbau ersten Ranges zu unternehmen. Und zwar trieb der wachsende Aberglaube auch die Griechen und Römer Kleinasiens mehr und mehr diesen Altären orientalischer Götter zu, ja selbst neu auftauchenden Gottheiten, wenn nur der Dolmetscher oder Priester derselben eine genügende Frechheit besaß.

Bei der Aufnahme vorderasiatischer Gottheiten hatte

es sich schlechthin um eine neue Superstition und um eine Erweiterung des Götterdienstes gehandelt; ein neues Bildungselement kam mit diesem Kultus nicht nach Rom. Ganz anders imposant treten die Götter Aegyptens in der großen Mischung auf. Es begleitete sie die uralte Ehrfurcht des Griechen vor der ägyptischen Priesterweisheit, in welcher man Theologie, Astronomie, Naturbeobachtung, Heilkunde und Mantik gleichmäßig vollendet zu finden hoffte. Hier handelte es sich nicht um rasende Verschnittene, sondern um eine Priesterkaste, welche einst die Pharaonen und ihr Volk beherrscht und die größten Denkmäler hinterlassen hatte.

Diese Kaste erscheint allerdings schon bedeutend herabgekommen zur Zeit der Ptolemäer, und ihre Tempelgüter werden ohne Widerstand zu Tragung der Staatslasten herbeigezogen. Das alte Vorurtheil zu Gunsten ihrer geheimen Weisheit ist geschwunden, seitdem auf der Düne des Delta die Stadt Alexanders sich erhoben hat, wo griechische Gelehrte und griechisch gebildete Aegypter die größte Werkstätte des damals modernen kritischen Sammelns, Forschens und Wissens aufschlagen. Der macedonische König, seine Beamten und Soldaten werden nicht mehr von den Tempeln aus gelenkt, und seitdem lohnt es sich auch nicht mehr der Mühe, das große alte System priesterlichen Wissens aufrecht zu halten. Strabo, bei Anlaß seines Besuches zu Heliopolis in Unterägypten, erzählt: „Wir sahen auch große Häuser, in welchen die Priester wohnten, einst Philosophen und Astronomen; aber Korporation und Tradition sind dahin, wenigstens ließ sich kein Vorsteher dieser Art sehen, sondern nur Opferer und Custoden, welche den Fremden die Sehenswürdigkeiten des Tempels erklärten". Man zeigte unter anderen die Stelle, wo einst Plato dreizehn Jahre gewohnt haben sollte, ohne den Priestern das Wesentliche ihrer Geheimnisse abgewinnen zu können; — jetzt dagegen wurde Derjenige unter gebildeten Leuten ausgelacht, welcher von diesen Dingen Aufhebens machen wollte.

Allein von der Seite des Aberglaubens erobert Aegypten bald den Einfluß wieder, den es von Seiten des Wissens eingebüßt hat.

Für's Erste ist die alte Religion noch im Lande selbst außerordentlich stark befestigt. Sie verdankte dies theils dem angeborenen Trotze des Aegypters, der seine Nationalität auf keine Weise besser gegen die fremden Herrscher wahren konnte, theils ihrem althergebrachten Organismus. Kein Volk der alten Welt hatte sein ganzes Leben so völlig von heiligen Lehren und Vorschriften abhängig gemacht, wie das ägyptische. Die besten Kräfte der Nation sind hier seit Jahrtausenden darauf gewandt worden, das Verhältniß zum Ueberirdischen durch Symbole zu verherrlichen; Tempelbau, Feste, Opfer und Begräbniß nehmen einen Raum ein, neben welchem das bürgerliche Leben, der Ackerbau und der Handel nur eine untergeordnete Geltung können behauptet haben. Ein solcher Zustand, der nie gründlich abgeschafft oder durch etwas wesentlich Neues verdrängt worden war, mußte noch auf das Stärkste nachwirken. Noch standen die meisten Tempel unberührt; was Cambyses und die Perser zerstört hatten, davon hielt ein leidenschaftlicher Abscheu das Andenken selbst in der römischen Zeit frisch. Die Priester, welche noch die Paläste bei und an den Tempeln inne hatten, thaten ohne Zweifel das Mögliche, um die Orakel und Opfer in Glanz und Ehren zu halten und die Processionen durch die weiten Hallen und Hofräume, durch die Alleen von Sphinxen und Widdern mit alter Pracht zu feiern. Wenn wir annehmen dürften, daß die ganze Hierarchie noch in demselben Umfang fortgedauert habe, wie sie unter den Ptolemäern nachzuweisen ist, so würde dies ein Heer von geweihten Personen ausmachen. Zwar hatte man dieser gefährlichen Macht die Spitze abgebrochen; die Ptolemäer hatten den Oberpriester ihrer eigenen vergöttlichten Person mit dem Oberpriester von ganz Aegypten identificirt und ihm seinen Sitz in Alexandrien angewiesen; auch die Römer wußten sich zu helfen, wenigstens unter Hadrian

versah diese Stelle eines „Oberpriesters von Alexandrien und ganz Aegypten" ein Römer L. J. Vestinus, der zugleich Vorsteher des Museions von Alexandrien war. Aber die Masse der Priester bestand fortwährend aus Aegyptern; da war der Prophetes, welcher Orakel spendete oder gewisse besonders heilige Opfergebräuche vollzog; die Hierostolen, welche die Garderobe der Götterbilder besorgten; die Pterophoren, welche Flügel auf den Köpfen trugen; die Hierogrammateis, welche einst alle heilige Weisheit verwalteten, jetzt aber schon zu Traumdeutern degradirt seyn mochten; die Horoscopen oder Sterndeuter; die Pastophoren, welche in den Processionen die Gehäuse mit den Götterbildern trugen; die Sänger; die Stempeler der Opferthiere; die Hüter der heiligen Thiere; die verschiedenen Rangklassen der Einbalsamirer und Grabwärter; endlich zahlreiche Tempelsklaven, welche theils wie Mönche in freiwilliger Klausur lebten, theils als Terminirbettler herumgingen. Vollständig oder unvollständig erhalten, hatte diese ganze große Schaar nur das eine Interesse: den ägyptischen Aberglauben mit allen Kräften aufrecht zu halten, und auch den Römern so viel als irgend möglich zu imponiren.

Neben einer großen Anzahl mehr oder weniger lokal gedachter Götter hatten überall die allgemeinen ägyptischen Gottheiten Isis, Osiris, Anubis ihre Tempel. In Alexandrien und mehreren anderen Städten kam hinzu der aus Sinope geholte, vorgeblich mit Osiris als Todtengott verwandte Serapis, dessen Tempel als eines der Wunder der antiken Baukunst galt und von Anbauten umgeben war, welche seit dem Untergang des Museions unter Aurelian die noch immer höchst wichtigen wissenschaftlichen Anstalten u. a., die eine große Bibliothek enthielten. Es ist der Mühe werth, die Aussage Rufins, so fabelhaft und undeutlich sie klingt, in Betreff dieses außerordentlichen Gebäudes anzuhören, weil sich hier klarer als sonst erkennen läßt, wie sehr sich der Hellenismus in dieser Heimath alles Aberglaubens der nationalen Denkweise zu fügen wußte. Das Sera=

peion, auf hundertstufigem Untersatz hoch über die Stadt emporragend, scheint ein riesiger Gewölbebau gewesen zu seyn, der auf allen vier Seiten mit Kammern, Treppen und geheimen Gängen, oben sogar mit Priesterwohnungen und Zellen für Büßer umgeben war; dann lief ein vierfacher Portikus entweder um das Gebäude selbst oder erst um einen Hof herum. An dem ganzen Tempel war das prachtvollste Material, auch Gold und Elfenbein nicht gespart. In der großen mittleren Halle stand das Bild des Gottes, überaus kolossal, so daß es mit den ausgestreckten Händen die beiden Seitenmauern berührte; es war nach Art der Chryselephantinstatuen aus verschiedenen Metallen über einen hölzernen Kern zusammengesetzt, die nackten Theile von irgend einer wahrscheinlich geheiligten Holzart. Die Wände waren mit Erz bekleidet, hinter welchem die alexandrinische Phantasie eine zweite Bekleidung von Silber und eine dritte, innerste von Goldblech vermuthete. Der ganze große Raum war dunkel und also auf künstliche Beleuchtung berechnet; nur an dem Festtag, da man das Bild des Sonnengottes auf Besuch zu Serapis brachte, wurde in einem bestimmten Augenblick eine kleine Oeffnung gegen Osten aufgedeckt, durch welche plötzlich der glühende Sonnenschein auf die Lippen des Serapisbildes fiel, und dies nannte man den Sonnenkuß. Andere optische und mechanische Künste, wozu der Tempel wie ein Theater eingerichtet seyn muß, werden nicht näher bezeichnet, oder sie sind von durchaus mährchenhafter Art, wie die Geschichte von dem Magnet in der Decke, welcher das aus dünnem Eisenblech gefertigte Sonnenbild in der Luft schwebend erhielt, was später bekanntlich auch vom Sarge Mohammeds berichtet wird. Der Tempel war sonst noch, wie die Serapistempel überhaupt, berühmt für die sogenannte Inkubation; Kranke nämlich schliefen daselbst oder schickten Andere zum Schlafen hin, um in gottgesandtem Traum das Mittel der Genesung zu erfahren; eine Methode, welche die Griechen in ihren Asklepiostempeln ebenfalls anwandten und welche Anlaß gab, die beiden Götter

geradezu mit einander zu identificiren. — Uebrigens war in der ganzen Stadt jede Wand, jeder Thürpfosten mit einem Symbol des großen Gottes bezeichnet, wozu noch zahllose Tempel, Kapellchen und Bilder aller übrigen Gottheiten auf allen Gassen kamen. Jene Einrichtung auf betrügerische Phantasmagorie u. dgl. glaubte man freilich auch in anderen Tempeln zu finden oder voraussetzen zu dürfen; so war in dem Tempel eines Gottes, der in dem lateinischen Bericht als Saturn bezeichnet wird, das große Bild an die Wand angelehnt und innen hohl, so daß ein Priester hineinsteigen und durch den offenen Mund reden konnte; die Tempelleuchter hatte man zu plötzlichem Erlöschen präparirt. Doch war vielleicht gar Manches dieser Art kein absichtlicher Betrug, sondern eine von Jedermann zugestandene und gekannte Maschinerie zum Behuf der großen symbolischen Feiern, an welchen das alte Aegypten von jeher reich war; wer dabei den einfältigen Fanatismus hatte, durchaus an Wunder zu glauben, dem widersprachen natürlich die Priester nicht. Wir werden dieselben allerdings mit Theurgie und Geisterbannung beschäftigt finden, allein sie stehen selber mitten in dem Wahne, wenigstens nicht ganz als Betrüger außerhalb desselben. Denn der Aberglaube war hier die eigentliche Lebensluft geworden; noch ganz spät treibt die ägyptische Götterfamilie neue Schößlinge; wie z. B. Serapis selbst und der häßliche Canopus, welcher in der gleichnamigen Deltastadt als ein Krug mit menschlichem Kopf und Extremitäten verehrt wurde. Zu Strabo's Zeit war Canopus mit seinen Wirthshäusern der Lieblingsausflug der Alexandriner gewesen; der Nilkanal, auf welchem man hinausfuhr, war Tag und Nacht belebt durch Barken voller Weiber und Männer, welche zum Flötenspiel tanzten und sich aller Ausgelassenheit ergaben. Damals war noch ein Serapistempel, wo man ebenfalls Kurträume hatte, das Hauptgebäude der Stadt; später tritt das Heiligthum des Canopus selbst in den Vordergrund und wird im vierten Jahrhundert eine hohe Schule aller Zauberei.

Abgesehen von der bloß künstlerischen Aneignung, welche namentlich zur Zeit Hadrians eine ganze Anzahl ägyptischer Figuren und Dekorationsformen nach Rom brachte, ist es fast vorzugsweise der Kreis der Isis, welcher seit Jahrhunderten in der griechischen und römischen Religion Aufnahme gefunden hatte.

Isis — die Erde und zwar das gesegnete Aegypten selber, und Osiris — der befruchtende Nilstrom, sind beide schon von den Aegyptern selbst als allgemeinere Symbole alles Lebens gefaßt und so zum Eintritt in den Götterkult anderer Völker ausgerüstet worden. Eine Nebenbedeutung, welche das Götterpaar vielleicht von semitischer Seite erhielt, nämlich als Mond und Sonne, tritt schon zur Zeit Herodots fast in den Hintergrund; die Griechen vereinigen sich, in Isis die Demeter, in Osiris den Dionysos zu erkennen, ohne deshalb die Eigenschaft der Isis als Mondgöttin gänzlich aufzugeben; ja, sie erhält der Reihe nach Antheil an den Geschäften der verschiedensten göttlichen Wesen, als Göttin der Unterwelt, der Träume, der Entbindung, sogar als Meerbeherrscherin. Seitdem Aegypten durch Alexanders Eroberung in den großen Umfang griechisch-orientalischen Lebens aufgenommen worden, verbreitet sich der Isisdienst noch weiter in der ganzen griechischen Welt, und geht endlich auch auf Rom über, wo er seit Sulla, und zwar die ersten hundert Jahre nicht ohne starken öffentlichen Widerstand, auftritt. Isis bei den Römern ist begleitet einerseits wohl von ihrem Gemahl Osiris, doch viel häufiger von Serapis als dem Osiris der Unterwelt; von dem hundsköpfigen Anubis (einem Bastard des Osiris, der als Bote zwischen den Göttern und der Unterwelt mit Hermes identificirt wird); endlich von Horus, gräcisirt Harpokrates, welchen die Isis erst nach dem Tode des Osiris geboren. —

Der Isisdienst verbreitete sich mit den römischen Waffen bis an die Grenzen des Reiches, in den Niederlanden wie in der Schweiz und in Süddeutschland; er durch-

drang auch das Privatleben viel gründlicher und auch früher als der Kultus der großen semitischen Göttin. Kaiserliche Gunst genoß er erst seit Vespasian, der schon in Alexandrien dem Serapis ausdrückliche Andacht erwies; sein Sohn Domitian baute dann in Rom ein Isium und Serapium, nachdem die beiden Gottheiten sich bisher wenigstens innerhalb der Stadtmauern mit Winkeltempeln begnügt hatten. Später gab es in Rom sogar mehrere nicht unbedeutende Heiligthümer der Göttin. In dem zu Pompeji aufgefundenen, sechszehn Jahre vor der Verschüttung bereits restaurirten Isistempel gibt eine geheime Treppe und eine leere Vertiefung hinter dem Piedestal, welches die Bilder trug, sowie ein kleines Nebengebäude mit Souterrän einigen Anlaß zu Vermuthungen; allein zu großen und blendenden Phantasmagorien findet man weder den Raum noch die Anstalten genügend, was indeß die Phantasie der Archäologen und Dichter nicht gehindert hat, über dieses ziemlich geringe Gebäude bunte Gedanken zu Tage zu fördern. Die Isispriester, in den größeren Städten zu zahlreichen Kollegien vereinigt (als Pastophoren u. s. w.), genossen noch im ersten Jahrhundert durchgängig einen schlechten Ruf, u. a. als Gelegenheitsmacher bei Liebschaften, zu deren Schutz sich Isis und ihre Tempel, wie oben bemerkt, ebenfalls hatten hergeben müssen. Mit der tiefsten Verachtung behandelt Juvenal den geschorenen Schwarm im Linnenkleid, welcher sich mit priesterlichem Klagegeheul in das Gemach der vornehmen römischen Dame drängt, das die Eunuchen der großen syrischen Göttin so eben verlassen haben. Die letzteren bettelten bloß, der im Anubiskostüm auftretende Anführer der Isispriester dagegen darf obendrein drohen und Bußen auflegen für gewisse angenehme Sünden; und gälte es auch ein Bad in der Tiber mitten im Winter — er wird Gehorsam finden, denn die Dame hat einen festen Glauben und meint selber im Schlaf der Isis Stimme zu hören. — Vom zweiten Jahrhundert an erhält dann der Isisdienst wie derjenige der Magna mater einen

höheren Ton und wahrscheinlich auch größere Würde durch die Theilnahme der Kaiser und der höheren Stände.

Mit den bisher genannten Fremdgottheiten ist die Mischung der Kulte im Römerreiche noch lange nicht erschöpft. Bisher war nur von den offiziell anerkannten und allgemein verbreiteten **Sacra peregrina** die Rede; dem einzelnen Andächtigen blieb es unbenommen, nach Wunsch die Bilder und Symbole aus allen Landen und Religionen massenweise um sich zu häufen. Wie verschieden und dabei wie bezeichnend war hierin die Subjektivität der beiden ungleichen Vettern, Elagabal und Alexander Severus! Ersterer trägt seine semitischen Götzen, die Palladien Roms und die Steine des Orest aus dem Dianentempel von Laodicea mechanisch auf einen Haufen zusammen; wie der schwarze Stein von Emesa mit dem Bilde der Urania von Karthago vermählt wird, so heirathet der kaiserliche Priester selbst die oberste Vestalin; ja, er soll die Absicht ausgesprochen haben, sein Centralheiligthum auch zum Vereinigungspunkt für den Gottesdienst der Samaritaner, der Juden und der Christen zu machen. Alle Götter sollten seines großen Gottes Diener seyn, alle Mysterien sich in dem Priesterthum desselben koncentriren. Alexander Severus dagegen feiert von allen Religionen die Stifter als Ideale der Menschheit und stellt ihre Bilder in seiner Hauskapelle zusammen, wo nun Abraham und Christus Platz fanden neben Orpheus als vorgeblichem Gründer der hellenischen Mysterien und Apollonius von Tyana als neuphilosophischem Wunderthäter; auch die besten unter den früheren Kaisern waren daselbst aufgestellt, wie er ihnen denn noch außerdem auf dem Forum des Nerva kolossale Statuen setzte; eine zweite Kapelle enthielt die Statuen Virgils, Cicero's, Achills und anderer großer Männer; der edle unglückliche Fürst sucht sich aus dem Besten, was er kennt, einen neuen Olymp zusammen. Was aber im Kaiserpalast zu Rom im Großen geschah, wiederholte sich

gewiß mannichfach im Kleinen. Manche der Edelsten hätten gerne dem Christenthum die ihnen zugänglichen Seiten abgewonnen; noch begieriger aber mochte der gemeine Aberglaube zu den christlichen Mysterien aufblicken, mit welchen es ja eine besondere Bewandtniß haben mußte, weil sie ihren Bekennern eine so merkwürdige Haltung im Leben und im Sterben mittheilten. Es ist schwer, sich dieses aus Abscheu und Lüsternheit gemischte Gefühl mancher Heiden lebendig vorzustellen, und eine unmittelbare Kunde davon ist kaum vorhanden, wenn man nicht die Geschichte vom samaritanischen Zauberer Simon dahin rechnen will. Von der philosophischen Annäherung der beiden Religionen wird im Folgenden die Rede seyn.

Wenn nun einmal die Scheu vor den Fremdgöttern völlig verschwunden war, wenn man namentlich in dem orientalischen Kultus den übermächtigen Reiz des Geheimnißvollen fand, so war überhaupt nicht mehr vorauszusagen, wo diese Aneignung des Fremden inne halten werde. Schon drangen mit der neuplatonischen Philosophie und mit dem Manichäismus nicht bloß persische, sondern selbst indische Religionsprincipien in die römische Welt ein; was sich irgend ein geheimnißvolles Ansehen geben und auf eine Affinität mit dem römischen Götterwesen Anspruch machen konnte, war der Aufnahme sicher.

Es sind gerade aus dieser späteren römischen Zeit zahlreiche Inschriften vorhanden, welche „allen Göttern und Göttinnen", „allen Himmlischen", „der Versammlung der Götter" u. s. w. gewidmet sind. Ohne Zweifel gedachte man dabei auch der fremden Götter, deren Keiner beleidigt werden sollte. Oft übertrug man auch die Attribute einer ganzen Anzahl einheimischer und fremder Gottheiten auf Eine Gestalt, die dann als **Deus Pantheus**, als „allgöttlicher Gott" bezeichnet wurde. So kommt Silvanus Pantheus, Liber Pantheus vor; an Bildern der Fortuna sieht man außer dem ihr zukommenden Ruder und Füllhorn auch den Brustharnisch der Minerva, den Lotos der Isis,

den Donnerkeil des Jupiter, das Hirschfell des Bacchus den Hahn des Aesculap u. s. w. Es ist dies vielleicht nur ein kompendiöser Ausdruck für die ganze Götterschaar.

Neben dem alten Götterdienst und den eingeführten Fremdkulten hatte sich die gebildete Welt, wie oben bemerkt, früher in einem Unglauben gefallen, welcher im günstigen Falle philosophisch gefärbt war. Mit dem dritten Jahrhundert, unter dem Einfluß der großen Unglücksfälle des Reiches, war jedoch unter den höheren Klassen eine große Sinnesänderung eingetreten; sie näherten sich einestheils der Wundergier und dem Aberglauben des gemeinen Volkes, anderntheils entstand für sie ein neues geistiges Medium, welches die Philosophie mit dem potenzirtesten Aberglauben zu verbinden wußte: der sogenannte Neu-Platonismus.

So wenig im damaligen Leben diese beiden Richtungen getrennt waren, so wenig werden sie sich in unserer Darstellung durchgängig trennen lassen. Es ist ganz unmöglich zu sagen, wo der Populärglaube aufhört und wo der philosophische Aberglaube anfängt; der letztere erkennt den ersteren in der Regel an, um ihn seinem System, namentlich seiner Dämonenlehre unterzuordnen.

Die einzelnen Phänomene, die zunehmende Wundersucht und der heidnische Fanatismus, die Mystik und die schwärmerische Abstinenz sind auf jedem Blatt der Geschichte des dritten Jahrhunderts kenntlich verzeichnet. Die Gesammtwahrnehmung aber ist die, daß das ganze Verhältniß zum Uebersinnlichen sich verrückt hatte und wesentlich anders geworden war. — Zunächst zeigt sich dies bei Betrachtung der Ansichten über das letzte Schicksal des Menschen selber.

Die Feinde des Christenthums machen es ihm zum beständigen Vorwurf, daß es sey eine Religion des Jenseits, welche das Erdenleben nur als trübe, prüfungsreiche Vorbereitungszeit für ein außerirdisches, ewiges Leben auffasse; sie rühmen dagegen das lebensfrohe Heidenthum, welches die antiken Menschen gelehrt habe, hienieden ihre

Kräfte, Anlagen und Bestimmungen auf die Jedem angemessene Weise durch- und auszuleben. — Es muß nun zunächst festgestellt werden, daß das Heidenthum des dritten Jahrhunderts auf dieses Lob, oder wie man es nennen will, keinen ungetheilten Anspruch mehr machen kann, daß es ebenfalls eine Religion des Jenseits geworden war. Die christliche Dogmatik stellt ihre Lehre von Tod und Unsterblichkeit erst an das Ende der Lehre vom Menschen, im vorliegenden Fall müssen wir damit anfangen, weil das ganze Verständniß der spätheidnischen Religion an diesem Punkte hängt.

Der jammervolle Zustand des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft hatte gewiß großen Antheil an der Ausbildung dieser Jenseitigkeit, doch erklärt er dieselbe nicht völlig. Aus unerforschlichen Tiefen pflegt solchen neuen Richtungen ihre wesentliche Kraft zu kommen; durch bloße Folgerungen aus vorhergegangenen Zuständen sind sie nicht zu deduciren. Die frühere heidnische Ansicht gönnte dem Menschen wohl eine Fortdauer nach dem Tode, allein in bloßer Schattengestalt, als ein kraftloses Traumleben; wer weiser seyn wollte, redete nach ägyptischer oder asiatischer Lehre von einer Seelenwanderung; nur ganz wenigen Freunden der Götter wurde der Aufenthalt im Elysium oder auf den Inseln der Seligen vorbehalten. Mit der Krisis des Heidenthumes wird der Kreis dieser Bevorzugten auf einmal erweitert, und bald nimmt Jedermann die ewige Seligkeit in Anspruch. An zahllosen Sarkophagen findet man Züge von Tritonen und Nereiden, für diese späte Zeit oft recht schön dargestellt; es ist die Reise nach den Inseln der Seligen gemeint. Vorzüglich aber lassen die Grabschriften in dieser Beziehung keinen Zweifel übrig. „Ihr unglücklichen Ueberlebenden", heißt es etwa, „beweint diesen Todesfall; Ihr Götter und Göttinnen aber freuet Euch über den neuen Mitbürger!" — Anderswo wird in aller Form zugestanden, daß erst jenseits das wahre Leben beginne. „Jetzt erst lebst Du Deine selige Zeit, fern von allem Erdenge-

schick; hoch im Himmel genießest Du mit den Göttern Nektar und Ambrosia". Auch für Kinder, für achtjährige Mädchen wird diese selige Unsterblichkeit verlangt. „Ihr hochgelobten Seelen der Frommen, führet die schuldlose Magnilla durch die elysischen Haine und Gefilde in Eure Wohnungen!" — Selbst ein zehnmonatliches Kind wird redend eingeführt: „Meine himmlische, göttliche Seele wird nicht zu den Schatten gehen; das Weltall nimmt mich auf, und die Gestirne; die Erde hat nur den Leib, der Stein meinen Namen empfangen". Ein Wittwer will auch schon das Sternbild kennen, wo seine Gattin wohnt, es ist die Krone der Berenice in der Nähe der Andromeda. Bescheidener lautet das Gebet eines Sohnes: „Götter der Unterwelt, eröffnet meinem Vater die Haine, wo purpurn ein ewiger Tag leuchtet". Eine deutliche Hoffnung des Wiedersehens wird ebenfalls ausgesprochen, doch erst auf einem spätheidnischen Steine des vierten Jahrhunderts. Auch eine andere Konsequenz des Unsterblichkeitsglaubens scheint nicht zu fehlen: der Glaube an die Fürbitte für die Ueberlebenden; ein hoher Beamter spricht: „Wie ich für Euer Heil gesorgt auf Erden, so bin ich nun auch unter den Göttern dafür bemüht". Man hat mit Unrecht mehreren dieser Inschriften einen christlichen Ursprung geben wollen, was durch die ganz deutlichen mythologischen Zuthaten hinreichend widerlegt wird. — Daß im diocletianischen Zeitalter diese Unsterblichkeitsidee allgemein verbreitet war, beweist auch die Warnung, welche Arnobius den Heiden zuruft: „Schmeichelt Euch nicht mit leerer Hoffnung, wenn aufgeblasene Weise behaupten, sie seyen aus Gott geboren und den Gesetzen des Schicksals nicht unterworfen; nachdem sie einigermaßen sittlich gelebt, so stehe ihnen der Hof Gottes offen und sie könnten nach ihrem Tode ohne Hinderniß dahin als in ihre Heimath emporsteigen". — Das Beste an der Sache war, daß fortan wenigstens die so tief gewurzelte Ansicht von einem irdischen Fatum nicht mehr in so ausgesprochener Feindschaft mit der Sittlichkeit stand, seitdem eine jenseitige Bestimmung des Menschen anerkannt wurde.

Zu diesem fromm lautenden Glauben schienen in der That vom heidnischen Standpunkte aus weiter nichts zu gehören als ein aufgeklärter Monotheismus und eine streng gefaßte Sittlichkeit, wie sie z. B. unter den Stoikern im Princip und zum Theil auch im Leben vorhanden gewesen war. Allein so einfach gestaltete sich für die damaligen Menschen dieses Problem nicht; zwischen sie und die höchsten Fragen ihres Daseyns hatten sich zahllose Götter und Göttersysteme schichtweise gelagert und mit diesen dämonischen Gewalten mußte unterhandelt werden. Selbst wo sich in dieser Zeit der Heide zu einem sogenannten Monotheismus aufschwang, werden wir ihn auf merkwürdige Weise gebunden finden an die Idee untergeordneter göttlicher Wesen, welche auf ihre Weise gefeiert und gesühnt seyn wollen. — Die Sehnsucht nach der Unsterblichkeit, weit entfernt durch einen unmittelbaren sittlich-religiösen Akt sich dem Ewigen zutrauensvoll an den Busen werfen zu können, mußte sich zu einem weiten Umweg entschließen. Nun hatten sich von jeher an die antiken Gottesdienste gewisse Geheimnisse angehängt, welche den Eingeweihten dem Gotte näher brachten und zugleich mehr oder weniger deutliche Beziehungen auf eine bessere Unsterblichkeit enthielten, als die schattenhafte des gewöhnlichen Hades war. In den hellenischen Mysterien der Demeter wie des Dionysos schließt sich diese Hoffnung an die Feier des Sterbens und Wiederauflebens der Natur, zumal des Saatkorns an, ohne daß sie als das Wesentliche dieser Kulte in den Vordergrund träte. Diese Mysterien wurden noch immer gefeiert; Kaiser und Vornehme, wenn sie nach Griechenland kamen, ließen sich gerne einweihen. Noch jene berühmte Zuschrift des christlichen Firmicus an die Söhne Konstantins denuncirt die Weihen von Eleusis, die kretischen Mysterien des Dionysos, die Sacra der Korybanten als etwas Fortbestehendes; ja, — wir dürfen vielleicht annehmen, daß die Masse von Mysterien, von welchen Griechenland im zweiten Jahrhundert zur Zeit des Pausanias wimmelte, sämmtlich oder größ=

tentheils, wenn auch in verkümmerter Form, am Leben blieben bis in die theodosische Zeit.

Wichtig und von edlem Styl waren die Mysterien der Isis, welche auch in der Literatur deutlichere Spuren zurückgelassen haben. Es wurden nämlich für sie Proselyten geworben durch Bücher, welche wesentlich im Interesse dieses Dienstes geschrieben scheinen. So vor Allem die Metamorphosen des Apulejus, dann auch der ebenfalls noch im zweiten Jahrhundert abgefaßte Roman des Xenophon von Ephesus, von der Liebe der Anthia und des Habrokomes. Hier ist Isis die Gottheit, welche rettend und schützend über dem von zahllosen Abenteuern bedrängten Paare waltet. Und Isis selber hat sich gebessert; sie gibt nicht, wie früher in so manchen ihrer Tempel, Gelegenheit zur Unzucht, sondern sie bewahrt die Keuschheit des Mädchens, deren Triumph der lobenswerthe Inhalt mehrerer dieser spätrömischen Romane ist.

Es soll hier nicht von den alten ächten Isisfesten Aegyptens die Rede seyn, wobei der zerrissene Osiris gesucht und wieder gefunden wurde, sondern von dem universellen isischen Geheimdienst der römischeu Kaiserzeit. Sinn und Gehalt desselben werden um so weniger genau zu ermitteln seyn, als selbst der populäre Isisglaube der Römer eine schwankende, abwechselnde Form hatte. Die einzige zusammenhängende Auskunft gibt Apulejus in dem oben genannten letzten Buche der Metamorphosen, allerdings in einem solchen Sinne, daß man ungewiß bleibt, ob aus seinem Lucius mehr der spekulative Philosoph oder der gläubige Myste spricht. Eins aber bleibt außer allem Zweifel: auch diese an sich sehr bunten Mysterien verhießen eine selige Unsterblichkeit. Die „Königin Isis", die sich als Mutter Natur und Grundform alles göttlichen Wesens zu erkennen gibt, verlangt von dem unglücklichen Lucius als Preis seiner Wiederverwandlung aus dem Esel in einen Menschen, er solle nicht vergessen, daß fortan sein ganzes Leben bis zum letzten Athemzuge ihr gehöre. „Du wirst

aber glücklich leben, glorreich durch meinen Schutz; und wenn du einst deine Zeit durchlaufen hast und in die Unterwelt gehest, so wirst du auch dort mich finden wie du mich hier siehst, leuchtend über dem Dunkel des Acheron, herrschend über die stygischen Tiefen, und als Bewohner der elysischen Gefilde wirst du zu meiner Gnade beten ohne Unterlaß". Freilich im gleichen Athemzug verspricht Isis auch schon ein langes Leben auf Erden, wenn Lucius ihr durch emsigen Dienst und durch Kasteiung wohlgefällig seyn würde, und nachher verheißt ihm der Oberpriester unmittelbaren Schutz und Sicherheit gegen das gewöhnliche, von den Sternen bedingte Menschenschicksal. Es scheint, man fand noch Glauben für solche Vorspiegelungen.

Sehr tief ging wohl die heilige Belehrung nicht, die dem Einzuweihenden, vorgeblich aus hieroglyphischen Büchern, gegeben wurde; das äußere, pomphafte Ceremoniell tritt gar zu sehr in den Vordergrund, als daß ein höheres, geistiges Element, eine Sinnesänderung, auch nur eine dauernde Ascese das Gemüth des Mysten hätte ergreifen können. Die Vorbereitungen während der Belehrung waren die in den meisten Mysterien üblichen: Enthaltung von Wein, Fleischspeisen und Wollust für ganze zehn Tage, ein Bad, Besprengungen mit Weihwasser und dgl.; Freunde und Miteingeweihte bringen Pathengeschenke. In der durch Traumgesichte bestimmten Weihenacht verharrt man im Tempel, zuerst in rauhem Linnenkleid, dann wechselt man zwölfmal das Gewand und erhält zuletzt einen geblümten Rock und die mit mystischen Thierfiguren bemalte olympische Stola.

Weit die mächtigste Geheimreligion aber, ebenfalls mit dem Anspruch auf Erlösung und Unsterblichkeit, war der Mithrasdienst.

Die älteste persische Religion kennt einen Sonnengott Mithras, welchem später die Lehre Zoroasters, da sie ihn nicht beseitigen konnte, die Stelle eines Mittlers zwischen Ormuzd und Ahriman, Licht und Finsterniß zu-

wies. Mithras wird der erste der himmlischen Izeds. und (mit Beziehung auf den Sonnenuntergang) auch ein Schutzherr des Todtenreiches, er richtet die Seelen auf der Brücke Dschinewat. Vor Allem aber ist er der Schützer der Erde, des Feldbaues, der Fruchtbarkeit, deren Symbol — der Stier — ihm von uralten Zeiten her angehörte. Zahlreiche Anrufungen auf ihn sind im Zendavesta erhalten.

Man würde aber irre gehen, wenn man die Züge dieses alten Mithras des rechtgläubigen Persiens in dem Mithras des sinkenden Römerreiches unverändert wiederfinden oder voraussetzen wollte. Diejenige Ueberlieferung, welche zu den Römern gelangte, war eine ketzerische, d. h. sie ging von einer den Magiern feindlichen Religionspartei im Perserreiche aus; sodann erhielt man sie erst aus zweiter Hand und also wahrscheinlich sehr getrübt, nämlich bei Anlaß des Vertilgungskrieges, welchen der große Pompejus gegen die meist aus Cilicien gebürtigen Seeräuber führte. Dieselben feierten, heißt es, verschiedene Geheimdienste, und brachten auch den des Mithras auf, welcher sich seitdem erhalten hat. Auf welchen Wegen und in welcher Form hatte sich dies Stück persischen Glaubens in Kleinasien festgesetzt? War es ein Ueberbleibsel aus der Zeit des großen Perserreiches, oder erst später (s. unten) nach dem Mittelmeere verschleppt? Die ganze Mithrasforschung ist an neugierigen Hypothesen überreich, und wir müssen uns hüten, diesen Vorrath ohne Noth zu vermehren; doch gestatte uns der Kenner wenigstens eine Frage: Hat etwa der Mithrasdienst erst bei den cilicischen Piraten als martialische Räuberreligion diejenige Fassung angenommen, welche ihn später vorzugsweise zur römischen Kriegerreligion geeignet machte?

Zahlreiche Reliefs, bisweilen von sehr großem Maßstab, in den meisten Antikensammlungen Europa's, stellen den räthselhaften Mythus dar, ohne ihn zu erklären. Sie sind fast sämmtlich von geringem Kunstwerth, und im besten Fall kaum älter als die Antonine. Man sieht eine Höhle, über

welcher in der Regel der auffahrende und niederfahrende Sonnenwagen oder auch Sonne und Mond angedeutet sind. In der Höhle kniet ein Jüngling in phrygischer Tracht — es ist Mithras — auf einem Stier, dem er einen Dolch in den Hals stößt. Aus dem Schweif des Stieres sprießen Aehren; ein Hund springt an den Stier heran, eine Schlange leckt sein Blut, ein Skorpion nagt an seinen Hoden. Diese Thiere aber, welche den Mithras bei der Tödtung des Stieres zu unterstützen scheinen, gehören nach der ächten persischen Lehre dem Ahriman, woraus man jene obige Folgerung zieht, daß man nämlich diese ganze Abzweigung des Mithrasdienstes eine heterodoxe gewesen sey. Zu jeder Seite steht ein Fackelträger, der eine mit gehobener, der andere mit gesenkter Fackel, ohne Zweifel Phosphoros und Hesperos, Morgenstern und Abendstern, oder Sinnbilder von Morgen und Abend überhaupt, wie jener doppelte Sonnenwagen. Ueber Mithras erscheint ein Rabe, bekanntlich der Vogel der Weissagung, vielleicht auch als Vogel der Schlachtfelder zu deuten. Ein Löwe oder Löwenkopf, der bisweilen rechts in der Ecke sichtbar wird, soll noch ein Symbol des Lichtes, der Sonne seyn.

Uebergehen wir zahlreiche andere Zuthaten, die auf den einzelnen Mithrassteinen vorkommen und fragen wir nach der Bedeutung, welche diese Bilder für Diejenigen haben konnten, welche sie errichteten.

Ursprünglich sollte Mithras offenbar als Herr der äußeren physischen Welt verherrlicht werden; der Stier, den er durchbohrt, ist die Erde, die von dem allbefruchtenden Licht gezwungen wird, Aehren zu tragen, oder der Weltstoff überhaupt, oder wie man sonst diese Verbindung von Zeugung und Tod erklären will. Ob dies aber noch in der römischen Zeit der Hauptgedanke war, den man mit dieser Gestalt verband, ist höchst zweifelhaft. Die Inschriften geben einen Wink anderer Art; sie lauten: dem unbesiegten Gott Mithras, — der unbesiegten Sonne Mithras, — der Sonne, dem unbesiegten Begleiter u. s. f.; die letztgenannte

Inschrift ist zudem eine der häufigsten auf den Münzen Konstantins des Großen, welcher vielleicht sein Leben lang sich nicht völlig von dem Aeußerlichen des Mithrasglaubens losmachte. Der Unbesiegte war sicher zugleich der Siegspender und also vorzugsweise der Kriegsgott, eine Eigenschaft, die nach neueren Forschungen auch schon im altpersischen Mithras wenigstens sekundär angedeutet seyn soll. Endlich ist Mithras der Führer der Seelen, die er aus dem Erdenleben hinaus, in welches sie gefallen, wieder zum Lichte emporleitet, von dem sie ausgegangen sind. Und hieran knüpft sich das Gefühl der späteren römischen Welt; sie hat es nicht bloß aus den Religionen und der Weisheit der Orientalen und der Aegypter, noch weniger erst aus dem Christenthum entlehnt, daß das Erdenleben ein bloßer Uebergang zu einem höheren Leben sey; ihr eigener Schmerz und das Innewerden ihrer Alterung sagen ihr deutlich genug, das irdische Daseyn sey lauter Beschwerde und Bitterkeit. Der Mithrasdienst wird eine, und vielleicht die bedeutendste der erlösenden Religionen des sinkenden Heidenthumes.

Allein der antike Mensch hat das Gefühl des Elends ohne das Gefühl der Sünde; mit der Sündenvergebung durch das Wort ist ihm daher nicht geholfen; er bedarf einer Erlösung von ganz besonderer Art. Um dem rettenden Gott sich anschließen zu können, muß jeder Einzelne sein eigener Erlöser seyn durch furchtbare freiwillige Leiden, mit welchen man es hier ernsthafter nahm als in allen anderen Mysterien. So entstanden bei den Mithrasweihen jene sogenannten Prüfungen, gegen welche das Taurobolium und die Isisprüfungen als wahres Kinderspiel erscheinen. Die Dinge, um welche es sich hier handelt, waren gewiß nicht bloß ersonnen, um die Unberufenen und die Masse abzuhalten, sie heißen „Züchtigungen“ und müssen Manchem das Leben gekostet haben. Es gab achtzig verschiedene Momente der Züchtigung, als da sind: Hungerfasten bis auf fünfzig Tage, Schwimmem in weitem Umkreis, Berührung

des Feuers, Liegen im Schnee bis auf zwanzig Tage, Aengstigungen aller Art, zweitägige Geißelung, Liegen auf einem Marterbette, Aushalten in qualvollen Stellungen, auch ein nochmaliges Fasten in der Wüste u. s. w. Sieben verschiedene Stufen der Einweihnngen werden genannt, nur ist die Reihenfolge nicht ganz sicher, darunter ein Rabengrad, Kriegergrad, Löwengrad; die obersten hießen Väter. Man weiß nicht, bei welchen dieser Grade die einzelnen Weihen eintraten, welche die christlichen Zeitgenossen geradezu als Sakramente bezeichnen. Beim Löwengrad wusch mau die Hände mit Honig und gelobte sie rein zu halten von aller Missethat. Irgendwo kam auch Brod und ein Becher Wasser vor, selbst ein entsündigendes Bad; dann suchte man dem „Mithraskrieger" mit einem Schwert einen Kranz auf das Haupt zu werfen, den er mit der Hand wegfangen und an die Schultern drücken mußte, weil Mithras selber sein Kranz, seine Krone sey.

Gegen hundert Reliefs und Inschriften, die noch vorhanden sind, beweisen die Verbreitung dieses Dienstes durch das ganze Reich; Tausende mögen noch unter der Erde verschüttet liegen.

An den Mithraskult reiht sich der Manichäismus, persischen Ursprungs. Ob er unter römischen Händen auch eine mehr römisch-heidnische Gestalt angenommen als er im Sassanidenreich besitzen konnte, bleibt dahingestellt, ebenso sein späteres Eindringen in die christliche Kirche. Er durchkreuzt mit seinem Dualismus einstweilen ganz eigentlich den klassischen Glauben, indem er Alles in lauter Symbole auflöst, durch welche die beiden großen Grundprincipien, Licht und Finsterniß, Gott und Materie sich äußern. Das höchste Hervorgebrachte, der Christus dieses Systemes (mit offenbarem Anschluß an Mithras), ist Weltseele, Sohn des ewigen Lichtes, und Erlöser, aber kaum eine Person; seine historische Erscheinung wird in einem Scheinkörper gedacht. Die Erlösung ist denn auch kein einmaliger Akt, etwa ein Opfertod, sondern eine fortwährende; aus dem sittlich un-

freien Zustand des Kampfes zwischen Geist und Materie (oder zwischen der guten und bösen Seele) hilft Christus dem einzelnen Menschen beständig empor zum Lichtreich.

Die obige Darstellung zeigt, daß die Heiden des sinkenden Römerreiches nicht mehr bloß um Fruchtbarkeit, Reichthum und Sieg zu den Göttern beteten; eine dunkle Sorge um das Jenseits hat sich ihrer bemächtigt und treibt sie zu den sonderbarsten Lehren und Weihen.

Aber auch das Diesseits erscheint jetzt in einem anderen Lichte. Bei Anlaß der Isismysterien wurde kurz darauf hingedeutet, wie man durch den mühsam zu erwerbenden Schutz Einer großen Gottheit nicht bloß dem Untergang der Seele, sondern auch dem trüben, von den Gestirnen abhängigen Erdenschicksal zu entgehen hoffte. Es wird nun zu zeigen seyn, wie alles Ueberirdische in einem anderen Verhältniß zum Erdenleben stand als früher, wie astrologische, magische und dämonische Beziehungen über die früheren Opfer, Orakel und Sühnungen das Uebergewicht bekamen. Vorhanden waren sie immer gewesen und schon Homer hatte als Urbild aller Magie die Circe geschildert. Plato redet von herumziehenden Wunderthätern, welche durch geheime Begehungen Segen und Fluch zu Wege bringen wollten; anderwärts finden sich Zauberer, welche Witterung und Fruchtbarkeit, Sturm und Meeresstille in ihrer Gewalt haben. Thessalien ist und bleibt bis tief in die Kaiserzeit das klassische Land zumal des Liebeszaubers, durch Sprüche sowohl als Geheimmittel. Das alte Italien stand hierin neben Griechenland nicht zurück. Abgesehen von magischen Heilungen aller Art trauten die Römer von jeher diesen Künsten die Verzauberung von Kornfeldern, das Wettermachen, die Erregung von Liebe und Haß, die Verwandlung in Thiere und vieles Andere zu. Dieser Glaube reflektirte sich dann in den merkwürdigsten Spukgestalten, u. a. der blutaussaugenden Lamien und Em=

pusen. Wohl Dem, welcher sich reichlich mit rettendem Gegenzauber schützte! Man behing sich zu diesem Zwecke mit Amuleten von oben bis unten; ja, es existirte ein ganzes System magischer Vertheidigung.

Wenn man die große Menge von einzelnen überlieferten Zügen dieses Zauberwesens überblickt, so möchte man glauben, daß die ganze alte Welt davon gänzlich bestrickt und im täglichen Leben unaufhörlich dadurch geängstigt gewesen sey. Und dennoch thaten diese früher vereinzelt auftretenden Superstitionen der alten Religion lange nicht so starken Abbruch, d. h. sie störten das naive Verhältniß des Menschen zur Gottheit lange nicht so sehr, als der spätere systematische Aberglaube, welcher namentlich seit der Kaiserzeit zu herrschen begann.

Es ist ein demüthigendes Zeugniß für die Unfreiheit des menschlichen Geistes gegenüber den großen geschichtlichen Mächten, daß die damalige Philosophie, zum Theil durch wahrhaft edle Persönlichkeiten vertreten und mit aller Erkenntniß der alten Welt ausgerüstet, sich gerade hier auf die dunkelsten Nebenpfade verlor, und daß wir ihr wenigstens für den Anfang des vierten Jahrhunderts keine andere Stelle als zwischen zweierlei Aberglauben anweisen können, obwohl sie in moralischer Beziehung einen Fortschritt ausmacht.

Mit dem geistigen Umschwung seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts geht das Aussterben der alten philosophischen Schulen parallel; Epikureer, Cyniker, Peripatetiker u. s. w. verschwinden, selbst die Stoiker, deren Sinnesweise sich mit den besten Seiten des römischen Charakters so enge verbunden hatte. Neben einem sehr entwickelten theoretischen Skepticismus hatte der offene Hohn eines Lucian die Nichtigkeit aller Sektenunterschiede proklamirt, während doch bereits als Reaktion eine neue Lehre, dogmatischer als alle früheren und also gewissermaßen in Harmonie mit der neuen religiösen Regung, vor der Thür wartete.

Es war dies der Neuplatonismus. Vor ihm her ging eine sonderbare Befreundung mit orientalischem Aberglauben und ein emsiges Forschen in den Erinnerungen an die alte, längst verschollene Schule des Pythagoras, dessen Weisheit man ebenfalls für orientalischen Ursprunges hielt; sonst wurde aus dem platonischen System selber das Wesentliche für den neuen Bau entlehnt. Der Träger der Schule in der mittleren Zeit des dritten Jahrhunderts, Plotinus, erscheint als bedeutender Denker, und das System in seinem mystischen Schwung als ein möglicher Gewinn gegenüber dem öden Skepticismus, welcher vorher geherrscht hatte. Es liegt etwas Wahres und noch mehr poetisch Schönes in der Lehre von dem Ausfluß aller Dinge aus Gott, in bestimmten absteigenden Graden des Daseyns, je nach der größeren oder geringeren Mischung mit der Materie. Kein System hat der menschlichen Seele einen höheren Rang angewiesen; sie ist eine unmittelbare Emanation aus dem göttlichen Wesen und kann sich zeitweise ganz mit demselben vereinigen, wobei sie dann über alles gewöhnliche Leben und Denken hinausgehoben ist. Wir haben es jedoch weniger mit der Schullehre zu thun, als mit der praktischen, sowohl moralischen als namentlich religiösen Stellung, welche der Neuplatonismus seinen Jüngern anwies oder gestattete. Es wiederholt sich hier die alte und neue Erscheinung, daß ein spekulatives System wider Vermeinen nur das Band, der zufällige Zusammenhalt, keineswegs aber der herrschende Mittelpunkt ist für Richtungen und Kräfte, die auch ohne sein Zuthun vorhanden wären.

Diese späteste Philosophensekte des Alterthums zeigt, wie vor Allem bemerkt werden muß, durchaus keinen Fortschritt nach der Seite des Monotheismus hin, welcher bei vielen früheren Denkern weit mehr ausgebildet erscheint als in dem „Einen", dem „Einen schlechthin", oder wie sonst die neuen Benennungen der höchsten Gottheit oder des Urwesens lauten, das zwar bewußt, aber in pantheistischer Weise der Welt innewohnend gedacht wurde. Daneben

nahm man den ganzen Polytheismus in das System herein in Gestalt des Glaubens an die Dämonen, welche als Untergötter den einzelnen Ländern, der Natur, den Lebensbeziehungen vorstehen sollten. Sie sind von jeher in der griechischen Religion vorhanden, aber in sehr schwankender Gestalt, bald mehr, bald weniger von den Göttern unterschieden und frühe schon von der Philosophie nicht ohne Willkür in theologische Systeme verwoben. Später gibt ihnen der Volksglaube in der Regel eine unheimliche, gespenstische Gestalt, und betrachtet sie wohl hie und da als Rächer des Bösen und als Beschützer, doch vorherrschend als Sender von Krankheiten. Die neuplatonische Philosophie faßte sie, wie wir sehen werden, als demiurgische Mittelwesen auf.

Die alten Götter waren auf diese Weise überflüssig, wenn sie nicht geradezu selber in diese Reihe eintraten und sich dämonisirten. Von der vulgären Mythologie ließ sich natürlich jetzt kein Gebrauch mehr machen, und so wurden die Mythen sinnbildlich ausgedeutet, als Hüllen physischer, religiöser und sittlicher Wahrheiten, wobei bisweilen die verschrobensten Erklärungen zu Tage kamen, gerade wie beim Euhemerismus, wovon diese Tendenz die Kehrseite bildet. In der Lehre von der Menschenseele, so hoch dieselbe auch als göttliche Emanation gestellt wird, reicht das System nicht bis zur ewigen Seligkeit, sondern nur bis zur Seelenwanderung, die sich allerdings bei den Besten zu einer Versetzung in bestimmte Gestirne modificirt; wir sahen, daß die Ueberlebenden bisweilen das betreffende Sternbild zu errathen meinten. Ja, schon hienieden wurden den Eingeweihten bisweilen, doch gerade den Früheren und Besseren nur höchst selten, Augenblicke der Seligkeit zu Theil, da sie Gott zu schauen glaubten.

Mit der bisherigen Darstellung des Heidenthumes gedenken wir bloß die wesentlichen Richtungen des damaligen

Glaubens bezeichnet zu haben. Wenn alle Spuren im Einzelnen aufgeführt werden sollten, wenn alle abweichenden Auffassungen der Götterwelt überhaupt, wenn sogar aller einzelne Amuletdienst und Symboldienst hergezählt werden könnte, in einem Jahrhundert, da sich Mancher mit der Anbetung eines einzigen Schlängleins als Agathodämon begnügte und weiter an Nichts glaubte — dann würden vielleicht die dreihundert Sekten, die der Philosoph Themistius kannte, wenigstens hypothetisch nachzuweisen seyn. Mit diesem „vielgötterischen Wahnsinn" sollte nun das Christenthum noch einmal in einen entscheidenden Kampf treten. Dieser hatte zum Glück auch eine literarische Seite. Die rationellen Vertheidiger des Christenthums in dieser Zeit der Krisis, der schon oft angeführte Arnobius und Lactantius, haben für uns einen noch höheren Werth durch ihre Darstellung des sinkenden Heidenthumes. Zwar stehen sie auf den Schultern ihrer Vorgänger, namentlich des Klemens von Alexandrien, allein sie bringen auch viel Neues, für das Jahrzehnd der Verfolgung und die damaligen Stimmungen wahrhaft Bezeichnendes. Das höchst achtungswerthe Buch des Lactantius gibt sich als das Resultat tiefer und vielseitiger Studien zu erkennen; die Schrift des Arnobius ist als rasch hineingeworfener Erguß des düsteren, glühenden Unwillens eines Neubekehrten der unmittelbarste Zeuge des Momentes. Das durchgehende leidenschaftliche Mißverständniß des Heidenthumes in Betreff seines Ursprunges und seiner Entwickelungen stört den jetzigen Leser nicht mehr; er weiß, was von dem Euhemerismus dieser Kirchenschriftsteller zu halten ist und nimmt die kostbaren Aufschlüsse aller Art, welche neben diesem Irrthum liegen, mit Begierde an.

Ziehen wir die letzten Resultate aus dem Bisherigen, so findet sich, daß nicht nur die Zersetzung des Heidenthumes als solche dem Christenthum im Allgemeinen günstig war, sondern daß die einzelnen Symptome

derselben mannigfach eine Vorahnung des Christenthums, eine Annäherung an dasselbe enthielten. Vor Allem war die Göttermischung an sich ganz geeignet, einer neuen Religion den Boden zu ebnen. Sie entnationalisirte das Göttliche und machte es universell; sie brach den Stolz des Griechen und Römers auf seinen alten einheimischen Kultus; das Vorurtheil zu Gunsten alles Orientalischen mußte nach langem Herumirren im bunten Gebiete des Wahnes am Ende auch zu Gunsten des Christenthums durchschlagen. Sodann war der wesentliche Inhalt der spätheidnischen Anschauungen dem Christenthum geradezu analog; der Zweck des Daseyns wird nicht mehr auf das Erdenleben, seine Genüsse und Schicksale allein beschränkt, sondern auf ein Jenseits, ja, auf eine Vereinigung mit der Gottheit ausgedehnt. Durch geheime Weihen hoffen die Einen sich der Unsterblichkeit zu versichern; die Anderen wollen sich durch tiefe Versenkung in die höchsten Dinge oder auch durch magischen Zwang der Gottheit aufdringen; Alle aber huldigen dem wesentlich neuen Begriff der bewußten Moralität, die sich sogar bis zur Kasteiung steigert und wo sie nicht im Leben durchgeführt wird, doch wenigstens als theoretisches Ideal gilt. Die Spiegelung hievon findet sich wieder in dem philosophischen Wegschaffen und Umdeuten der griechischen Mythen, welche zu jenem Standpunkt nicht paßten. Dem Monotheismus nähert sich das sinkende Heidenthum wenigstens stellenweise durch merkwürdige Aufschwünge, mochten dieselben sich auch bald in den Netzen des Dämonenglaubens verfangen. Ob die Heiden sogar bis zu einem Bewußtseyn der Sünde durchdrangen, mag sehr zweifelhaft bleiben; die Voraussetzungen dazu sind aber deutlich vorhanden in der neuplatonischen Lehre, welche das Eintreten der Seele in's irdische Leben als einen Fall, ihren Austritt als eine Art von Erlösung bezeichnet.

Das Christenthum mußte auf die Länge siegen, weil es alle diesen Fragen, um deren Lösung sich jene gährende Zeit so sehr bemühte, ohne allen Vergleich einfacher und

in einem großartigen, einleuchtenden Zusammenhang beantwortete.

Die Christenverfolgung.

Mitten in klaren, historisch genau bekannten Verhältnissen taucht bisweilen eine Thatsache von erster Wichtigkeit auf, deren tiefere Gründe sich dem betrachtenden Auge beharrlich entziehen. Ein solches Ereigniß ist die große diocletianische Christenverfolgung, der letzte Vertilgungskrieg des Heidenthums gegen das Christenthum. Auf den ersten Blick ist nichts Befremdliches dabei; Diocletian hatte nur allzuviele Vorgänger auf dem Throne der Welt, welche ebenfalls die Christen hatten ausrotten wollen, und von einem so eifrigen, altgesinnten Heiden wie er war, sollte man kaum etwas Anderes erwarten. Allein die Frage gewinnt eine ganz andere Gestalt, wenn man die näheren Umstände in Betracht zieht. Seit Gallienus, d. h. seit mehr als vierzig Jahren, waren die Christen unangefochten geblieben, und zu dieser Zeit gehören noch die achtzehn ersten Regierungsjahre Diocletians selber. Nachdem er bereits die Manichäer mit Scheiterhaufen zu bestrafen befohlen, ließ er die Christen noch sieben Jahre in Ruhe. Ja, er duldete um seine geheiligte Person herum christliche Kammerherren und Pagen, denen er wie ein Vater zugethan war; die Hofleute durften mit Weib und Kind unter seinen Augen der christlichen Andacht pflegen; Christen, die er als Statthalter in die Provinzen sandte, wurden von den mit dieser Stellung verbundenen feierlichen Opfern in Gnaden dispensirt. Die christliche Gemeinde, in dem Gefühl totaler Sicherheit, verstärkte sich außerordentlich, so daß nirgend mehr die alten Versammlungsorte genügten. Ueberall mußte neu gebaut werden; in den großen Städten erhoben sich ungescheut sehr prachtvolle Kirchen. — Wenn die Regierung irgend einen Gedanken künftiger Verfolgung hatte, so durfte sie die Christen nicht so ohne Widerstand zur Macht im Staate anschwellen

lassen. Man könnte sagen, sie sey es eben erst spät und allmählig inne geworden, daß das Christenthum bei absoluter Duldung nach dem Uebergewicht streben würde, allein so gedankenlos war Diocletian nicht. Die Beurtheilung dieses Gegenstandes muß überhaupt davon ausgehen, daß man es mit einem der größten römischen Imperatoren, mit einem Retter des Reiches und der Civilisation, mit dem scharfsichtigsten Beurtheiler seiner Zeit zu thun hat, dessen politisches Andenken ganz anders da stände, wenn er im Jahre 302 gestorben wäre. Es handelt sich nun darum, zu erforschen, ob Das, was dieses Andenken verdunkelt, ein bloßer Ausbruch angeborener Grausamkeit und Brutalität war, oder eine Folge des oben geschilderten Aberglaubens, oder eine elende Nachgiebigkeit gegen Mitregenten, die tief unter ihm standen, oder ob nicht endlich für den Geschichtsforscher hier die Pflicht vorliegt, nach einem Auswege zu suchen, der neben dem geschriebenen Buchstaben vorbeiführt. Die Christen haben den Namen Diocletians mit Fluch völlig zugeschüttet; die Heiden von römisch-griechischer Bildung konnten ihm ebenfalls nicht hold seyn, weil er den Orientalismus in das politische und gesellige Leben einführte; die einzigen Geschichtschreiber aber, die möglicher Weise den wahren Zusammenhang der Dinge darstellten, sind verstümmelt, und zwar vielleicht eben deshalb. Unter solchen Umständen ist es ganz überflüssig, aus den vorhandenen Quellen das Wesentliche und Entscheidende direkt ermitteln zu wollen.

Der gewöhnlich zu Grunde gelegte Bericht, nämlich die Schrift „von den Todesarten der Verfolger", beginnt gleich mit einer erweislichen Unwahrheit. Eine wichtige Eingeweideschau in Gegenwart des Kaisers wird dadurch gestört, daß die anwesenden christlichen Hofleute das Kreuz schlagen und damit die Dämonen vertreiben; vergebens wird das Opfer mehrmals wiederholt, bis der Vorsteher der Haruspices die Ursache ahnt und ausspricht. Darauf soll Diocletian in vollem Zorn von allen Hofleuten das Götzen-

opfer verlangt und dies Gebot sogar auf die Armee ausgedehnt haben, unter Androhung des Abschieds, wobei es einstweilen sein Bewenden hatte.

Bekanntlich trugen sich die Römer im ersten und zweiten Jahrhundert mit Gerüchten von greulichen Ausschweifungen, welche beim Gottesdienst der Christen Statt finden sollten. Allein dies kömmt hier gar nicht in Betracht; diese Gerüchte waren längst völlig verstummt und Diocletian selber, der eine Menge von Christen an seinem Hofe täglich vor sich sah, kann vollends solchen Nachreden nicht den mindesten Glauben geschenkt haben.

Anders verhält es sich scheinbar mit den Klagen des Euseb über den inneren Zerfall der christlichen Gemeinde unmittelbar vor der Verfolgung, da eine große Menge von Unwürdigen sich in die Kirche sowohl als namentlich auf die Bischofsstühle gedrängt hatte. Er erwähnt unter diesen Uebeln vor Allem den bitteren Hader zwischen Bischöfen und zwischen den einzelnen Gemeinden, die Heuchelei und Verstellung, den fast atheistischen Unglauben, die Uebelthaten (κακίας), dann nochmals Zank, Neid, Haß und Gewaltherrschaft der Geistlichen.

Dies sind Alles noch keine Unsittlichkeiten von der Art, wie sie der Staat Moralitäts halber glaubte verfolgen zu müssen, und wie er sie jedenfalls bei den Heiden in größerem Maßstab vorfand. Allein merkwürdiger Weise scheint eines der wenigen erhaltenen Aktenstücke von heidnischer Seite, das Revokationsedikt des Galerius vom Jahre 311, wirklich die schwere und vielfache Spaltung unter den Christen selbst als den Hauptgrund ihrer Verfolgung bezeichnen zu wollen. Sie seyen von dem Glauben ihrer Vorfahren abgefallen und hätten Sekten gebildet; darauf habe man ihnen befohlen, zu den Einrichtungen der Alten zurückzukehren u. s. w. Freilich ist hier jedes Wort so geflissentlich schief und zweideutig, daß die meisten Erklärer unter den „Vorfahren" und „Alten" ebensogut die Heiden verstehen konnten, allein mehrere Ausdrücke scheinen doch eher den

Christen den Abfall von ihrem eigenen Princip zum Vorwurf zu machen. Es heißt weiterhin: „Wir sahen, daß sie weder den Göttern die schuldige Verehrung erwiesen, noch den Gott der Christen ehrten". Dies würde etwa an die Principien der katholischen Partei im dreißigjährigen Kriege erinnern, welche nur mit den Lutheranern auf einem Rechtsboden zu stehen glaubte, die Calvinisten dagegen als Nebensekte perhorrescirte.

Nun behalte man wohl im Auge, wie die Verfolgung anfing. Auf Befehl Diocletians wurden einige Zeit vor den großen allgemeinen Maßregeln die Christen aus der Armee gestoßen. Es findet im Jahre 298 eine Musterung Statt, bei welcher den christlichen Soldaten die Wahl gelassen wird, ob sie Heiden werden und ihren Dienst behalten oder denselben verlieren wollen, worauf die Meisten ohne Besinnen das Letztere vorziehen. — Es leuchtet ein, daß man zu einem solchen Schritte sich nur ungern und gezwungen verstand, indem gute Soldaten und Offiziere damals der höchste Besitz des Reiches waren. Ferner möchten wir den Schluß wagen, daß diese Säuberung des Heeres keine religiöse!, sondern eine politische Grundursache gehabt habe, indem sonst eben so gut bei allen anderen Ständen hätte begonnen werden können, z. B. mit einer plötzlichen Verhaftung aller Bischöfe, wie sie dann später wirklich eintrat. Die Kaiser fühlen sich entweder unter christlichen Truppen nicht mehr persönlich sicher, oder sie glauben sich auf deren Gehorsam im Kriege wie im Frieden nicht mehr verlassen zu können. Die Weigerung des heidnischen Opferns, wo sie als Grund der Verabschiedung angegeben wurde, konnte nichts als ein Vorwand seyn, nachdem anderthalb Jahrzehnde hindurch der Kriegsdienst der Christen sich durchaus von selbst verstanden hatte. Man könnte zwar sagen, die Kaiser hätten aus teuflischer Bosheit das Heer epurirt, um es bei der bevorstehenden Verfolgung ohne Widerrede gegen die Christen brauchen zu können.

Endlich erschien ein kaiserliches Edikt zur Degradation

der Christen, wodurch man sie zum Uebertritt bewegen wollte. Ihre gottesdienstlichen Versammlungen sollten verboten seyn, ihre Kirchen niedergerissen, ihre heiligen Schriften verbrannt werden; Diejenigen, welche Ehrenstellen und Würden besäßen, sollten dieselben verlieren; gegen alle Christen sollte bei gerichtlichen Untersuchungen die Folter angewandt werden dürfen; die Christen von niedrigerem Privatstande sollten des Genusses ihrer Rechte als Bürger und freie Männer beraubt seyn; die christlichen Sklaven aber, so lange sie Christen blieben, nie frei gelassen werden können. Das waren die Vorschriften, welche den 24. Februar des Jahres 303 zunächst in Nicomedien, der damaligen Residenz des Diocletian und des Galerius, und dann im ganzen Reiche durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht wurden.

Schon am vorhergehenden Tage, auf welchen das Fest der Terminalien fiel, hatte in Nicomedien selbst die Verfolgung begonnen, indem der Gardepräfekt in Begleitung von Offizieren und Beamten die große Kirche durch seine Prätorianer plündern und demoliren ließ.

Nach der Publikation des Ediktes fiel als erstes Opfer ein angesehener Christ, der dasselbe abriß und zerfetzte, mit dem spöttischen Bemerken, es seyen wieder einmal Gothen- und Sarmatensiege angeschlagen gewesen. Er wurde verbrannt. Ein solcher Trotz wäre übrigens ganz sinnlos, wenn man nicht annehmen will, daß noch in jenem kritischen Augenblicke eine geheime Hoffnung auf allgemeinen Widerstand vorhanden war.

Das Nächste, was erwähnt wird, ist die grausame Tortur und Hinrichtung mehrerer Palastbeamten und Pagen, von welchen Petrus, Dorotheus und Gorgonius mit Namen genannt werden. Euseb sagt zwar nur ganz kurz, sie hätten um ihrer Frömmigkeit willen gelitten, allein von dieser Seite hätte sich das Gesetz mit ihrer Degradation begnügt. Woher nun diese Grausamkeit gegen Solche, die bisher trotz ihres bekannten Christenthums von den Kaisern

„wie Kinder des Hauses“ waren behandelt worden? Sehr wahrscheinlich litten auch sie nicht bloß um der Religion willen. Die Kaiser glaubten offenbar einem Christenkomplott auf der Spur zu seyn.

Darauf kömmt zweimal im Palast zu Nicomedien Feuer aus. Nach dem falschen Lactantius hätte Galerius es anlegen lassen, um die Schuld auf die Christen zu schieben, welche diese Missethat mit den Eunuchen des Hofes abgeredet haben sollten, und Diocletian, der sich immer so klug dünkte, hätte wirklich den wahren Sachverhalt nicht gemerkt, sondern sich sogleich einer grenzenlosen Wuth gegen die Christen überlassen. Hierüber ist mit einem Tendenzschriftsteller unmöglich zu rechten; wer aber die Geschichte Diocletians studirt, wird ihm den Verstand zutrauen, vorkommenden Falls einen so plumpen Betrug zu durchblicken. Ueberdies hat Galerius lange nach seinem Tode einen Entlastungszeugen gefunden, auf welchen er schwerlich rechnete. Konstantin der Große, der zur Zeit des Brandes als Jüngling am Hofe zu Nicomedien verweilte, erklärte später bei einem feierlichen Anlaß (oder vielmehr der Koncipient der Rede erklärt es in seinem Namen), ein Blitzstrahl sey es gewesen, der den Palast traf — ob beide Male, wird nicht näher angegeben. Auch wir wollen es, um Niemandem Unrecht zu thun, hiebei bewenden lassen und nicht die Christen in Anspruch nehmen für Ereignisse, die von der Nachlässigkeit jedes Hausbedienten herrühren konnten, wenn der Blitzstrahl nicht genügte. — Die beiden Herrscher waren freilich von der Schuld der Christen überzeugt und die Kriminaluntersuchung im Palaste nahm einen sehr blutigen Gang. „Da wurden auch die mächtigsten Eunuchen getödtet, die einst den Palast und den Kaiser beherrscht hatten“.

Bald darauf erfolgten die schon erwähnten christlichen Aufstände im Orient, welche das zweite Edikt, den Verhaftsbefehl gegen alle Vorsteher der Gemeinden, hervorriefen.

Es ist nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes, den schrecklichen Hergang im Einzelnen zu verfolgen. Von den Mitregenten ging der Augustus Maximian mit Eifer auf die Verfolgung ein, während der milde, monotheistische Cäsar Constantius Chlorus in seinen Ländern Gallien, Britannien und Spanien sich mit der Schleifung der Kirchen begnügt haben soll. Aus den vielen Foltern und Martern erhellt, daß die Untersuchung zum Theil in die schlechtesten Hände gefallen war, doch kann man sich auch des Gedankens nicht erwehren, daß die Richter einen politischen Prozeß vor sich zu haben glaubten, bei welchem es auf Erpressung von Geständnissen ankam. Uebrigens war das Benehmen der Beamten sehr verschieden. In Afrika, wo der politische Verdacht vielleicht ganz wegfiel, und wo es sich also wesentlich nur um die Auslieferung der heiligen Schriften handelte, gab man den Christen mehrfach zu verstehen, daß es auch damit nicht so ernstlich gemeint sey. Aber Viele erklärten nun absichtlich, sie hätten heilige Schriften in Verwahrung, die sie nie ausliefern würden, und erlitten dieses Trotzes wegen den Tod; Andere lieferten auf das allgemeine Gebot hin sogleich aus, was sie hatten und wurden später mit dem Namen Traditores, Auslieferer, gebrandmarkt. Ueberhaupt offenbarten sich die verschiedensten Sinnesarten, von der feigsten Schwäche bis zur schwärmerischen Herausforderung, und in der Mitte fehlten auch nicht herrliche Beispiele ruhiger, besonnener Standhaftigkeit. Wir lernen hier auch die unteren Schichten der christlichen Gemeinde kennen; da gab es Leute, welche mit Verbrechen beladen waren und diese durch einen christlichen Martertod abbüßen wollten, ganz im Sinne jener Tausende von Räubern und Mördern, welche den ersten Kreuzzug mitmachten; Andere waren dem Staat unerschwingliche Steuern schuldig oder hatten große Privatschulden, und suchten sich diesem Elend durch den Tod zu entziehen; oder sie hofften durch ihr Dulden auf der Folter und in der Gefangenschaft reiche Christen zur Beihülfe zu rühren; endlich fanden sich ganz

arme, verkommene Leute, die im Kerker ein besseres Leben hatten als draußen, weil die Christen ihre gefangenen Mitbrüder ganz furchtlos mit mehr als dem Nothwendigen zu versehen pflegten. Solchen Mißbräuchen gegenüber hatte der Bischof Mensurius von Karthago den Muth und die Konsequenz, zu verlangen, daß solche, die sich zum Märtyrium ohne Noth gedrängt, nicht als Märtyrer verehrt werden dürften.

Inzwischen hatte sich der Prozeß in nicht viel mehr als einem Jahre zu einer wirklichen allgemeinen Christenverfolgung verschärft. Vom zweiten Edikt, welches die Verhaftung der Geistlichen befahl, war man zu einem dritten fortgeschritten, wonach die Gefangenen, wenn sie opferten, freigelassen, sonst aber auf alle Weise zum Opfern gezwungen werden sollten; noch im Jahre 304 folgte ein viertes Edikt, welches das letztere Gebot auf alle Christen überhaupt ausdehnte und faktisch ein Todesurtheil in sich begriff. In dieser Strenge dauerte die Verfolgung vier Jahre fort, und dann mit Schwankungen noch weitere fünf Jahre.

Die Kirchengeschichte hat es von jeher als eine heilige Pflicht betrachtet, das Andenken an die schönsten und erbaulichsten unter den Martyrien dieser blutigen Zeit aufrecht zu halten. Wir müssen uns begnügen, für das Einzelne auf Euseb und auf die Legendensammlungen zu verweisen. Was auch die historische Kritik an den einzelnen Umständen und ganz besonders an den hinzugefügten Wundern mit Recht aussetzen möge, es bleibt immerhin ein historisches Schauspiel erster Größe, diese neue Gesellschaft mit ihrer neuen Religion und Weltanschauung gegen den gewaltigsten aller Staaten mit seinem Heidenthum und seiner tausendjährigen Kultur kämpfen und durch den Untergang siegen zu sehen.

Wahrscheinlich demoralisirten sich die Verfolger erst dann völlig, als Diocletian und sein Mitkaiser ihre Würde niederlegten, Galerius neben Constantius zum Augustustitel vorrückte und Severus und der rohe

Maximinus Daza als Cäsaren an ihre Stelle traten. Von da an verwildert der Kampf namentlich in den Gebieten des Letzteren — dem Südosten des Reiches — zu einem wahren Vertilgungskriege, dessen über die Maßen scheußliche Henkerscenen dem Leser erspart bleiben mögen.

Wir wenden uns zu der politischen Geschichte zurück, die gleichzeitig den wichtigsten Entwickelungen entgegenging.

Noch bei der Feier der Vicennalien in Rom hatte Diocletian die ihm eigene Sinnesweise an den Tag gelegt: bei allem Ceremoniell doch Verachtung des äußeren Pompes, so daß er dem Konsulatsantritt mißgestimmt aus dem Wege ging; bei einer sehr soliden Prachtliebe, die z. B. der Stadt Rom die größten Thermen schenkte, doch die genaueste Sparsamkeit in Betreff des momentanen Luxus, so daß die Römer in ihrer Erwartung prächtiger Feste sich sehr getäuscht fanden. Auf der Winterreise nach Nicomedien schwer erkrankt, ließ er sich bis zur Abdikation kaum mehr öffentlich sehen. Von dieser großen Ceremonie selbst gibt der falsche Lactantius eine umständliche Schilderung, die nur den einen Mangel einer wesentlichen Unzuverläßigkeit an sich trägt. Der Hügel, dreitausend Schritte vor Nicomedien, der Pfeiler mit dem Standbilde Jupiters, die Thränen des alten Imperators bei seiner Anrede an die Soldaten, der Reisewagen, der schon für ihn bereit stand, — dies Alles wird seine Richtigkeit haben; daß aber Jedermann statt des Severus oder Maximin die Erhebung des anwesenden Konstantin erwartete und daß das plötzliche Hervortreten des bisher ganz unbekannten Maximin das höchste Erstaunen erregt habe, ja, daß es ausdrücklich auf die Ueberraschung der Soldaten abgesehen gewesen, wagen wir zu bezweifeln. Konstantin, als bloßer Tribun des ersten Ranges, konnte schwerlich eine so allgemeine Popularität erworben haben, am wenigsten unter den Augen eines Galerius. Dagegen war ihm der alte Diocletian von

den Feldzügen her offenbar gewogen, was ihm Konstantin später durch geringschätzige Reden und tückische Nachstellungen vergolten hat.

Die Motive der Abdikation haben wir oben in's rechte Licht zu stellen gesucht. Wenn wir nicht geirrt haben, so sollte das Kaiserthum überhaupt auf die feste Amtsdauer von zwanzig Jahren beschränkt werden, um die wunderbare Dynastie ohne Erbrecht nach Kräften zu regularisiren und eine ruhige, geräuschlose Folge von Adoptionen möglich zu machen. Es ist wahrscheinlich, daß die Superstition auch in diese Sache ihr Wort geredet hat, wenigstens in Betreff des einen Punktes, daß Diocletian so fest auf die Folgsamkeit der Mitregenten baute. Hier ließe sich wohl nichts Anderes denken, als daß er durch geheime fatalische Gründe alle Nachfolger von der Nothwendigkeit der Maßregel zu überzeugen hoffte.

„Satt an Schicksalen", wie ein griechischer Geschichtsschreiber ihm in den Mund legte hatte Diocletian nach zwanzigjährigem Kaisertraum die Herrschaft niedergelegt und grub und pflanzte in seinem Gemüsegarten mit eigener Hand. Man wird in diesem merkwürdigen Menschen ewig vergebens ausscheiden wollen, was dem gewöhnlichen Ehrgeiz, was dem Schicksalsglauben, und was dem Drange des politischen Genius angehört. Er kannte das Mittel, dem römischen Reiche, was es zur Rettung bedurfte, nämlich die Stätigkeit der Herrschaft zu verleihen; unwiderstehlich muß es ihn zum Throne getrieben haben, um seinen Gedanken zu verwirklichen. Seine Aufgabe war jetzt gelöst und Diocletian trat in die Stille zurück.

Die Thermopylen*).

(Vom Herausgeber.)

Der Begriff von groß und klein ist kein absoluter; er setzt allemal den Vergleich voraus. Wenn der Eskimo seine Winterhütte betrachtet, so kann sie ihm groß erscheinen; doch winzig würde sie ihm vorkommen, sähe er den Palast eines Fürsten. Ein Bauer kann die Milbe in seinem Käse für das Kleinste alles Lebendigen halten; doch wird sie zum Elephanten, verglichen mit den Geschöpfen der Infusorienwelt, in der unser mit dem Mikroskop bewaffnetes Auge alle Tage neue Entdeckungen macht. Wir staunen den Schiffer an, der die Erde umfährt und messen verwundert die Länge seines Wegs durch die Oceane von Zone zu Zone: doch wie klein ist seine Reise, verglichen mit der des Strahls, welcher von der Sonne zur Erde dringt. Wir sind betroffen von der Geschwindigkeit des Adlerflugs, verblüfft von der Schnelligkeit des elektrischen Stromes, der unsere Gedanken auf den Flügeln des Blitzes an den metallenen Drähten in die weitesten Entfernungen trägt: doch was ist diese Schnelligkeit gegen die Bewegung des Lichts, welches im Weltraume fast drei Millionen geographische Meilen in einer Minute durchläuft? Wir gerathen in Staunen über das Alter der Pyramiden, die Werke vergangener Jahrtausende; wo schwinden sie aber hin, wenn wir bedenken, daß der schwache Schimmer des fernsten, uns sichtbaren Nebelflecks über achtzig Millionen Jahre braucht, um unser Auge zu erreichen? — Nennen wir nicht Alle unsere Welt, die Erde, groß? Und was ist diese Erde im Sternenkreise, dem sie angehört: — im Ringe der Milchstraße, des Ster=

*) Mit einer Ansicht.

nengürtels, welcher zwanzig Millionen Sonnen zählt? Und was ist selbst diese Milchstraße unter den Myriaden von Milchstraßen, deren Gesammtheit eins der Weltsysteme ausmacht, welche, ungezählt und unzählbar, sich in dem unendlichen Weltraume bewegen? — Wir beugen unser Haupt vor einem Menschen, der auf einem Bröckchen jener Erde, jenes Stäubchens im Aether, das Recht des Stärkeren übt; wir sinken nieder vor einem andern, der sich ausgibt als der Statthalter Gottes, und sich heilig und unfehlbar nennen läßt; und was ist die Milbe, — man nenne sie Kaiser oder Papst, — gegen Den, welcher in der Republik des Weltalls der Freiheit ewige Gesetze geschrieben hat? — Wahrlich, ich sage Euch, es ist nur Eins groß, das Eine, in dem alle Begriffe von absoluter Größe, von Dauer, Raum und Kraft, von Ewigkeit, Unendlichkeit und Allmächtigkeit zusammen fließen: — Gott — des Weltals schaffender, belebender, ordnender Geist! — Da hört aller Vergleich auf, da steht alle Betrachtung still, da hat der Gedanke seine Schranke; und wer sie überschreitet, der verirrt sich, wie der Schiffer ohne Kompaß im Ocean. —

Vom Himmel zur Erde niedersteigend, ist es uns gestattet, an Das, was wir groß nennen, einen bescheideneren Maßstab anzulegen. Mit Recht nennen wir groß Männer und Thaten, an denen das Geschlecht sich erwärmen kann und erheben in allen Zeiten. In Hellas, in Palästina und in Italien, wo noch der Garten der Erde zur Stunde blüht, da haben von jeher die heiligen Symbole, Freiheit und Tugend, in Helden ihre Träger gefunden; dort wuchsen die hohen Lebensbäume der Menschheit auf, die über die Zeiten ragen; dort war die Heimath der Götter, der Heroen, der Bildner des Geschlechts, wie sie die Wiege jenes Wunderkindes gewesen, welches Hirten und Könige verehrten; von dort her sind die Engel ausgezogen mit dem ethischen Flammenschwert zur Rache gegen Trug, Mißbrauch und Entartung. — In jenen Sonnenländern wurde auch das griechische Leben geboren und entwickelt,

in welchem alle späteren Humanitätsbestrebungen des Abendlandes ihre Quelle haben. An der Geschichte des kleinen Griechenvolks, an den hellenischen Geschicken ist der Welt klar geworden, daß im Menschheitsleben etwas Anderes wirkt und schafft, als die Materie, welche dem eisernen Zügel der Nothwendigkeit blind gehorcht: jene höhere Willenskraft meine ich, welche die freien Geister regiert und keine andere als eine freiwillige Unterwerfung will. Frei ist die Wahl unter den Elementen des Glücks der Geisterwelt gegeben. Mögen sie nun nach eigener Willkür zum Göttlichen sich bestimmen, oder zum Abfall und zur Erniedrigung, sie werden letzteres doch nicht anders zu thun vermögen, als auf die Gefahr hin, im Nichtigen sich zu verlieren, dem Alles anheimfällt, was sich lossagt von den unwandelbaren Geboten der Tugend und der Pflicht. Bei den griechischen Helden, welche aus freiem Entschluß sich jener ethischen Leitung hingaben, die im Gewissen vernehmlich spricht, sehen wir ihren Willen mit dem der Gottheit, als dem Ursprung ihres Wesens, in Eins zusammenfließen und deshalb wirken sie mit einer Kraft, Stärke und Dauer im Geisterreiche fort, gegen welche das Wirken der großen Menschen späterer Zeiten oft unbedeutend erscheint. — Zeiträume des Verfalls liegen zwischen der Gegenwart und den Tagen, da die Heroen in die Schattenwelt hinunterstiegen; wir kennen ein ganzes Jahrtausend, in welchem das kranke Geschlecht in Siechheit sich hingeschleppt; wir kennen Jahrhunderte, in welchen die Schatten des Todes und der Verwüstung umgegangen und das Leben der Völker sich in Mühsal und Elend aufgelöst: aber nicht das zeitweilige Taumeln aus den lichten Ideen des griechischen Lebens in die Finsterniß der leeren Scheinwelt; nicht die Nacht, die mit tödtendem Frost auf den Menschen lag; nicht die Eigensucht, in welcher alles Lebendige erstarrte; nicht die Zeiten, da die alte Welt in ihren eigenen, fressenden Feuerflammen sich verzehrte, und allgemeine Fäulniß im Staat und Volksleben war; nicht jene

Mitternachtsstunden der Vergangenheit, da die Hölle selbst aus dem Abgrund zur Erde aufgestiegen schien, um alles Menschliche und alle Bildung auszutilgen, hat die ewige Kraft des griechischen Heldenthums auszutilgen vermocht. Todt und begraben war das verrottete Alterthum, Hellas und Italien, die blühenden Gärten der Menschheit, waren zertreten und bis zum Grund zerstört: aber die Saat ihrer Gesittung, die nicht mehr aufgehen konnte im Boden der Heimath, trugen die Winde über die ganze Erde. Fort und fort haben die Großthaten der hellenischen Geister aus dem Tode das Leben geboren, nach jedem Sterben haben sie ihre Keime im Schooß der Zeiten geborgen: — ja, sind sie die Arche gewesen, in welche die Menschheit ihr Bestes rettete nach jeder Sündfluth! Selbst das Christenthum konnte sich nur an dem griechischen Feuer erwärmen und in der griechischen Bildung Boden finden, zu dem Riesenbaume aufzuwachsen, in dessen Schatten die Menschheit neu erblüht. Was ist geworden aus dem Uebrigen, was die alte Welt als groß gepriesen? Was wurde aus den Giganten am Euphrat? Wer kennt noch die Stätte von den Tempeln des Moloch? Als bleiche Schatten wandeln die Geister des Nillands; erstorben ist Indiens Gluth, Mediens Blüthe ist spurlos vergangen; die Feuerflammen auf Persiens Feldern sind erloschen: — Griechenlands ewige Sonne allein glänzt noch goldig vom Olymp herüber und über ihr in reinem, ungetrübtem, verklärtem Himmelsglanz Sion. —

Doch zu unserem Bilde! — Was wir heute das Königreich Griechenland nennen, wird im Norden durch einen langen Gebirgsrücken von dem türkischen Thessalien geschieden. Im östlichen Vordrängen nach der Küste steigt derselbe schroff zum hohen Oeta empor und stürzt von da steil, zerrissen, baumlos, in abenteuerlichen Formen zum Meere herab. An dieser Stelle, auf die Weglänge von einer Stunde, sind die Felswände durch einen schmalen, kaum zwanzig bis sechzig Schritt breiten Raum von dem Meer geschieden, und dieser Paß hat stets als das stärkste

Thor des eigentlichen Griechenlands gegolten. Seinen Namen „Thermopylen" entlehnt er von den heißen Quellen (Thermen), welche an dem östlichen Fuße des Oeta entspringen und, dem Herkules geweiht, schon in der griechischen Sagenzeit als Bäder benutzt wurden. — Der Thermopylenpaß wurde, bald nach der Kolonisirung von Hellas, zum Schutz gegen die Einfälle der nördlichen Barbaren befestigt, und in späteren Zeiten sind diese Befestigungen erneuert und oft erweitert worden. Obschon meistens im Schutt des Gebirges begraben, kann man sie doch noch an verschiedenen Stellen erkennen, und manche verengern den Paß so sehr, daß er kaum einem Wagen die Passage gestattet. In den Perserkriegen führten die Phocier eine doppelte Mauer vom Fuße des Oeta bis an's Meer hin und verschlossen sie mit doppelten Thoren; diese sind jedoch, wie die Werke, welche die Genuesen in späteren Zeiten aufgeführt haben, jetzt bis auf geringe Spuren verschwunden. Die Landschaft bei den Thermopylen gewährt heutzutage ein trostloses Bild der Oede und Unfruchtbarkeit, und zudem ist sie wegen ihrer Ungesundheit eben so berüchtigt, als wegen ihrer Unsicherheit; denn das rauhe zerklüftete Gebirg ist der Zufluchtsort der Räuber, welche die Grenzen zwischen dem türkischen und griechischen Gebiete beständig heimsuchen und plündern. Die sonst so berühmten Thermen sind längst eingegangen; die heißen Quellen haben sich zwischen Schutt und Ruinen ein tiefes Bett gegraben, und schleichen als dampfende Bäche zu dem Gestade hin, welches sie versumpfen.

Die Geschichte, bis auf unsere Tage herab, weiß von zahlreichen Kämpfen an diesem Thore Griechenlands zu erzählen; aber keiner glänzt und leuchtet herrlicher aus der Nacht der Zeiten herauf, als der Spartaner Heldenkampf und Opfertod unter ihrem Könige Leonidas. Es war im Juli 480 vor christlicher Zeitrechnung, — als das kleine Volk der Griechen zur Vertheidigung seiner heiligsten Gü-

ter, Freiheit und Unabhängigkeit, den Kampf mit der Weltmacht der Perser aufgenommen hatte — daß Xerxes Griechenland mit einer Flotte und einem Heere zu gleicher Zeit angriff. Flotte und Heer waren zahlreicher, als sie je die Welt gesehen. Auf Athen lastete die Vertheidigung zur See; der Schutz der Landesgrenze lag den übrigen Staaten ob. Die Besetzung und Vertheidigung des Thermopylenpasses wurde dem tapfersten Feldherrn der Griechen, Leonidas, dem Spartanerkönig, übertragen. Das kleine Sparta konnte nur 300 Bürger und 1000 Heloten stellen; zu ihnen stießen die Kontingente der Lokrier, der Phocier, Arkadier, Thebaner und das von Korinth. Der Griechen an den Thermopylen vereinigte Macht belief sich auf höchstens 10,000 Mann. Gegen dieses kleine Heer hatte Xerxes seine Hunderttausende herangeführt, er selbst hatte den Oberbefehl übernommen.

Langsam wälzte sich durch die Gefilde Thessaliens der Zug der Perser. Sechzigtausend Wagen, hunderttausend Saumthiere, Kameele und Elephanten schleppten das Heergeräthe und Speisen für Roß und Mann; denn das durchzogene Land selbst hatte die Mittel zur Ernährung solcher Armeen nicht. Jede Nacht flammten Berge und Thäler von den unzähligen Feuern der Perser, jeden Morgen dröhnte die Erde von den Tritten der Thiere und Menschen, von dem Rasseln der Wagen und Kriegsmaschinen stärker und erschrekkender. Als die griechischen Vorposten endlich der Perser endlose Kolonnen heran kommen sahen im funkelnden Waffenschmuck, da sank vielen der Muth und sie meinten, es sey Thorheit, daß Einer streite gegen Hunderte, und kostbares Blut in fruchtloser Vertheidigung vergossen werde. Die peloponnesischen Heerführer stimmten dafür, man möge alles griechische Land bis zum Isthmus von Korinth, weil es nicht mit Erfolg zu vertheidigen sey, preisgeben, am Isthmus selbst aber eine unüberwindliche Stellung einnehmen. Gegen diese Meinung traten die Thespier und Phocier auf, deren

Gebiete dem Einfall der Perser zunächst ausgesetzt waren. — Der Zwiespalt der Meinungen wurde heftig; er schürte die keimende Entmuthigung und bedrohte das griechische Heer mit schmählicher Auflösung Angesichts der größten Gefahr. Da erhob sich im Kriegsrath König Leonidas und, nach einem begeisternden Aufruf an das Ehrgefühl der Führer, erklärte er, sein Entschluß sey, hier, an der Pforte des Vaterlandes, mit den Seinen zu siegen oder zu sterben. Fortgerissen von dem Hochsinn ihres Königs, schwuren die meisten, mit ihm in den Tod zu gehen. Nur die Peloponnesier zogen sich zurück. Viertausend Mann blieben um Leonidas.

Nach ihrer Weise bereiteten sich die Spartaner feierlich zur Schlacht. Sie schmückten sich wie zum Feste. Grüne Reiser zierten ihre Helme. Festspiele wurden angeordnet und den siegverleihenden Göttern feierliche Opfer dargebracht. Leonidas vertheilte hierauf sein kleines Heer an die zur Vertheidigung geschicktesten Stellen des Passes. Er ließ die Verschanzungen verstärken und die Zugänge unwegsam machen. Als dies geschehen war, stellte er sich in den vordersten Befestigungen auf, den Anprall der Perser erwartend.

Xerxes war von der Stärke der Griechen und ihren Anstalten gut unterrichtet. Er hielt es für unmöglich, daß es dem Häuflein mit dem Entschluß zum Widerstand Ernst sey. Er wollte großmüthig erscheinen und den Griechen Zeit zur Besinnung gönnen. In dieser Absicht sendete er Boten an sie, welche sie von der Zahl seiner Krieger, von den furchtbaren Mitteln, die seinen Angriff unwiderstehlich machten, unterrichteten Er gab ihnen Zeit zum Rückzug. Vier ganze Tage lagerte er Angesichts der Thermopylen. Sein Heer murrte und die Griechen ihrerseits machten keine Anstalt zum Abzug. Nun schickte Xerxes einen Sendboten an Leonidas mit der herrischen Aufforderung: seine Krieger in die Heimath zu entlassen und die Waffen abzuliefern. Der Spartanerkönig aber antwortete: „Xerxes komme und hole sie!" Da entbrannte der Zorn des Gewaltigen; er be=

fahl seinen Feldherren, am nächsten Morgen die Thermopylen zu erstürmen. Der Angriff geschah mit Tagesanbruch. In dichten Kolonnen drängten die Perser gegen die Verschanzungen; voran das leichte Fußvolk, wohl an 100,000, deren Pfeile die Sonne verdunkelten, ihm nach die schwerbewaffneten Schaaren — zuletzt die Leibwache des Königs selbst, 10,000, die sogenannte Schaar der Unsterblichen. Aber an der eisernen Tapferkeit der Griechen brach sich der Muth und Ungestüm der Feinde, wie am Fels eine Woge. Jeder Sturm wurde abgeschlagen, jeder Angriff für die Angreifenden in eine Niederlage verwandelt. Den ganzen Tag währte das Schlachten. Als das Dunkel der Nacht und die beiderseitige Erschöpfung dem Kampfe ein Ende gemacht hatten, sah man um die Schanzen der Griechen im weiten Halbkreise einen Wall aus den Leichen der Erschlagenen. Xerxes hatte von einem Hügel herab, sitzend auf einem goldenen Thron, der Schlacht zugeschaut. Der Fehlerfolg — den er für unmöglich gehalten hatte, — erfüllte ihn mit Wuth und Schrecken. In dieser Lage erbot sich ein Melier, Ephialtes, einen persischen Heerhaufen auf verborgenen, nur ihm bekannten Pfaden während der Nacht durch die Schluchten des Oetagebirges in den Rücken der Griechen zu führen. Xerxes folgte dem Rath und 20,000 auserwählte Truppen der Perser brachen auf unter Anführung des Hydarnes, eines erprobten Feldherrn, um die Stellung des Leonidas zu umgehen. Noch vor Anbruch des Tages hatten sie die Höhen erstiegen. Dort überraschten sie eine Schaar von 1000 Phociern, welche zwar muthig kämpften, sich aber bald vor der Uebermacht zurückziehen mußten. Leonidas hatte inzwischen vom Verrath des Meliers Kunde erhalten, und mit derselben schwand die letzte Hoffnung auf siegreichen Widerstand, welche der glänzende Erfolg des vorhergegangenen Tages in ihm geweckt hatte. Es war ein großer Moment und er offenbarte des Königs ganze Heldennatur. Eingedenk seines Gelöbnisses, seine Pflicht und den Ruhm seines Vaterlandes im Auge, voll des Gedankens, daß das Grie=

chenvolk eines großen Beispiels zu rettender Begeisterung und Einigkeit bedürfe, eines Beispiels für alle Zeiten, rief er seine Spartaner um sich, setzte ihnen mit wenigen Worten die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage und die Größe des Opfers, welche das Vaterland forderte, auseinander und stellte die Frage: ob sie bereit seyen, mit ihm in Vertheidigung der Thermopylen zu sterben. Alle — es waren ihrer 300, welche vom Würgen des vorigen Tages übrig waren — riefen, wie aus einem Munde: „Mit dir wollen wir streiten und sterben!" Von den übrigen Griechen blieben noch 700 Thespier bei Leonidas, die den Spartanern den Ruhm des Heldentodes nicht allein lassen wollten. Die übrigen Kontingente entließ der König, „auf daß ihre Tapferkeit dem Vaterlande für künftige Schlachten bewahrt bliebe"; und dann bereitete sich die kleine Schaar durch ein feierliches Gebet zum Tode. Es war nahe am Tagen. Eben verschwanden die letzten Sterne am Firmamente, der herrlichste Morgen brach an, Phöbos entstieg seinem Purpurbette in der östlichen Fluth und vergoldete die Felsspitzen des heiligen Oeta. „Seht", rief Leonidas aus: „Apoll lächelt uns Beifall, und die Götter bereiten sich, uns zu empfangen. Kommt, laßt uns ihnen Dankopfer bringen und dann laßt uns das Frühmahl genießen, froh und heiter, weil eingedenk, daß wir das Abendmahl zusammen im Hades einnehmen werden!" — Auch Xerxes bereitete sich feierlich zur Schlacht vor. Er hatte im Angesicht seines ganzen Heeres bei Anbruch des Tages der aufgehenden Sonne Brandopfer gespendet und dann seine Kolonnen in Schlachtordnung gestellt. Doch die Erneuerung des Angriffs geschah nicht. Vergeblich harrte Leonidas den ganzen Vormittag. Es war nämlich zwischen Xerxes und Hydarnes verabredet worden, daß man nicht eher angreifen wolle, bis der entsendete Heerhaufen im Rücken der Griechen Stellung genommen hatte. Erst gegen Mittag erhielt Xerxes Botschaft, daß dies geschehen sey, und nun befahl er zu stürmen. Leonidas mit den Seinen, alle dem gewissen Tode geweiht, kämpften nicht

wie Menschen, sondern wie Götter. In jedem Arm steckte die Kraft eines Herkules. Die Perser, verblüfft ob der unbesiegbaren Tapferkeit und übermenschlichen Stärke der Gegner, wankten, nachdem ihrer viele Tausende erschlagen waren, rückwärts. Da befahl der König, die Weichenden mit Lanzenstichen und Geißelhieben zu empfangen und wieder gegen die Verschanzungen zu treiben, welche Leonidas am Eingang des Passes vertheidigte. In demselben Augenblicke aber stürzte an der Spitze der Seinen Leonidas über die Hügel der erschlagenen Feinde hinab den Persern entgegen. Wie Würgengel des Todes wütheten sie mit breitem kurzem Schwert in den Reihen des Xerxes. Tausende wurden erschlagen, andere Tausende stürzten sich, entsetzt, in's Meer und ertranken; noch Tausende wurden von den eigenen Reiterschaaren zertreten: denn der Griechen Angriff brachte das ganze persische Heer in Verwirrung. Jede Minute aber schmolz die Heldenschaar, — und ehe der Abend kam, bluteten ihre Letzten aus unzähligen Wunden.

Unter ihnen auch Leonidas. Auf einer Anhöhe, mitten im wildesten Getümmel, ragte die hohe Heldengestalt; da sank die Sonne hinter des Oeta kahles Haupt, und mit ihr sank der König, getroffen von einem feindlichen Speer. Der letzte Kampf raste nur noch um seinen Leichnam. Zusammengedrängt um den Hügel, auf den Leonidas gefallen war, wurden die wenigen noch übrigen Spartaner und Thespier zuletzt von den Feinden erdrückt und als sie sämmtlich getödtet waren, trugen die erbitterten Perser Steine herbei und thürmten über ihre Leichname einen Felshügel auf. Kein Einziger der ganzen Schaar blieb am Leben; Alle starben, wie sie gelobt hatten, den Heldentod für's Vaterland.

Sie waren nicht umsonst gestorben. Als die Kunde der Großthat sich über Griechenland verbreitete, durchdrang Opfermuth und heilige Begeisterung das ganze Volk. Jeder hatte nur noch einen Sinn: es den Männern von Thermopylä gleichzuthun. Von diesem Augenblicke an war Griechenland unüberwindlich. Die Tage von

Salamis und Marathon zerbrachen der Perser Macht, sie retteten Griechenlands Freiheit und Unabhängigkeit, sie retteten den Kulturgang der Menschheit, der in der Entwickelung des griechischen Lebens seinen Ausgangspunkt gefunden hat. Die Dichter aller Zeiten haben darum die That des Leonidas und der Seinigen als eine göttliche gepriesen und an ihrem Feuer wärmten und wärmen, erhoben und erheben sich die Geister der Menschen in allen Zeiten, die da waren, die da sind, die da seyn werden. —

Drei Inschriften meißelte das dankbare Griechenvolk den Felsen in's Angesicht, welche der Großthat Zeuge waren. Vor zwei Jahrhunderten war noch die Eine zu lesen. Sie lautete:

Daß wir, ihrem Gesetz getreu, hier liegen, verkünde
Du, o Wanderer! — dort den Lacedämoniern.

Die Türken vor Wien 1683.

In Frankreich hatte, im langen Streite des ebenbürtigen Adels mit der fürstlichen Macht, des Vasallenthums mit dem Königthum, das letztere durch einen vollständigen Sieg an Kraft gewonnen. Mit der anerkannten Einheit war ihm die Macht gekommen, während in Deutschland nach dem Siege des Vasallenthums über die kaiserliche Gewalt mit der Vielheit die Ohnmacht einzog. Als daher ein ehrgeiziger, ruhmsüchtiger, eroberungslustiger, gewissenloser Monarch in Ludwig XIV. den französischen Thron bestiegen hatte, war es kein Wunder, daß die französische

Politik die lockende Gelegenheit benutzte, Frankreich auf Kosten des schwächeren deutschen Nachbars zu vergrößern und auf die Demüthigung des Hauses Oesterreich zu denken, das den französischen Plänen im Wege stand. Sobald daher Ludwig XIV. die Invasion abgewendet, über seine Feinde triumphirt und seine unumschränkte Alleinherrschaft befestigt hatte, wendete er mit schreiender Mißachtung bestehender Verträge und der Traditionen des Völkerrechts seine Anschläge auf Deutschland. — Offen verrieth seine Handelsweise den Plan, noch einmal auf Frankreichs Haupt die dreifache Krone Karls des Großen, die durch die Theilung des Reiches zerbrochen war, zu vereinigen. Es wurde von da ab Frankreichs von Ludwig XIV. verfolgte und von diesem auf seine Nachfolger vererbte Politik, Deutschland durch List und Gewalt der französischen Herrschaft zu unterwerfen, und um den Hauptdamm dieses Strebens, das Kaiserhaus Oesterreich, zu schwächen, dieses Deutschland zu entfremden und weiter nach Osten in die Länder des Slaventhums zu drängen. So lange dieser Plan besteht — er hat bis auf die Gegenwart und unter allen Staatsformen fortbestanden, — hat das Kriegsgetümmel in beiden Ländern nur in Intervallen geschwiegen; es hat zwei Jahrhunderte lang Deutschland mit Raub und Blut erfüllt und an seinem Leben und seinem Glücke beständig genagt und gefressen. Eine deutsche Provinz ist nach der anderen an das Franzosenreich verloren gegangen, und wenn sich zu Zeiten der Leu, der allzulanger Mißhandlung müde, von der Bärenhaut aufgerafft hat, so hat er den zeitweiligen Wiedererwerb des Verlorenen mit Strömen Blutes erkaufen müssen. Immer aber hat er es bei halber Arbeit gelassen und die besten Gelegenheiten, sich in den ganzen Wiederbesitz seiner Habe zu bringen, niemals in vollem Maße benutzt. Der **Furor teutonicus**, dessen Gewalt Alles vermag, war nie von langem Athem; stets machte er der langmüthigen Einfalt und Trägheit nur zu schnell wieder Platz.

Das Jahr **1681** hat ein Hauptstück französischer Verschlagenheit und Untreue gegen Deutschland aufgezeichnet. Es ist die über alle Maßen schmähliche Gewaltthat, daß der französische König Ludwig XIV. mitten im tiefsten Frieden das Reich überfiel und die Reichsstadt Straßburg im Elsaß wegnahm. Der Kaiser Leopold I. war entschlossen, dieses Hauptbollwerk zurückzuerobern. Er berief die Stände; aber statt mit Ernst und Nachdruck die Sache anzugreifen, stritten sich die Gesandten der deutschen Fürsten mit leeren Förmlichkeiten der Rangordnung umher, und bald zeigte es sich, daß sie weder Lust noch Muth hatten, Land und Ehre des deutschen Reichs gegen den Erbfeind zu schützen. Zur selben Zeit zog sich ein mächtig drohendes Ungewitter im Osten zusammen. Eben jener König Ludwig XIV., der sich den allerchristlichsten nannte, hatte alle Mittel angewendet, um die Osmanen gegen den Kaiser und seine Länder aufzuhetzen. Der erkaufte Großvezier Kara Mustafa vereinte seine Stimme mit der des französischen Botschafters in Konstantinopel. Dazu kam, daß in Ungarn viele Mißvergnügte waren, die sich offen den Türken in die Arme warfen. Für einen Krieg gegen den Kaiser schienen den Bekennern des Islam die Umstände günstiger als je zuvor.

Der kaiserliche Hof schwankte lange hin und her in seinen Entschlüssen. Einsichtsvolle Männer riethen, kein Mittel zu scheuen, um mit den Türken den Frieden zu erhalten; denn ein Feldzug weniger Wochen gegen die Uebermacht derselben würde mehr kosten, als die bedeutendsten Summen zur Bestechung der Rathgeber des Sultans. Dagegen müsse man mit Waffengewalt den Franzosen entgegentreten, da man sich ja doch nicht in Unterhandlungen mit einem Könige einlassen könne, bei dem das Halten oder Nichthalten der Verträge nicht von Eiden, sondern nur von seinem jedesmaligen Belieben abhinge. Beide Kriege gleichzeitig zu führen, sey aber unmöglich. — Doch bald zeigte es sich in Konstantinopel, daß auf einen Frieden dort nicht mehr zu hoffen sey: alle Macht mußte ostwärts gekehrt werden,

und durch den Abschluß eines zwanzigjährigen Waffenstillstands mit Ludwig XIV. blieb der Raub in der gierigen Hand dieses gewissenlosen Tyrannen. So traurig diese Wendung der Dinge für die Deutschen damals seyn mochte, so fragt es sich doch für uns, die wir von unserer Zeit aus mit ruhigerem Blicke die Lage der Dinge erwägen können, ob nicht dieses Geschick nicht bloß für Oesterreich, sondern auch für Deutschland, ja für die ganze abendländische Christenheit und ihre Kultur heilsam und ersprießlich war. Denn die Macht der Türken bedrohte damals mit dem gewaltigsten Anlauf den ganzen Westen und ohne den vernichtenden Schlag, den sie damals vor Wien empfing, und von dem sie sich niemals wieder ganz erholen konnte, wäre vielleicht doch später die christliche Gesittung viel furchtbarer gefährdet worden.

Der Kaiser suchte sich nun Bundesgenossen zu erwerben in den Polen, deren König Johannes Sobiesky in gleicher Gefahr gern und willig sich zur Hülfe erbot. Beide Fürsten schlossen einen Vertrag, demgemäß der Kaiser 60,000 und die Polen 40,000 Mann aufstellen sollten, und dazu erbot sich Leopold zur Zahlung einer bedeutenden Summe. Aber Johannes Sobiesky vermochte Nichts ohne den Reichstag, auf welchem eine einzige widersprechende Stimme den ganzen Beschluß vereiteln konnte, und wenigstens eine solche hofften sich die Franzosen unter den Landboten gesichert zu haben. Der Tag erschien; aber vor dem rauschenden Beifallsjubel der Mehrheit und ihren Drohungen vermochte die kleine französische Partei ihre Stimme nicht zu erheben: der polnische Reichstag genehmigte den Vertrag.

Am selben Tage, an dem Kaiser Leopold und König Johannes Sobiesky den Vertrag unterzeichneten, den 30. März 1683, begann sich der Türkenschwarm, 200,000 Mann stark, von Adrianopel aus heranzuwälzen. Der Großvezier Kara Mustafa führte sie und sprach seinen Befehlshabern gegen die Meinung derselben seinen Willen aus, geradezu auf Wien selber zu marschiren. Langsam kam diese Menschenmenge näher; aber trotz der Entschlossenheit der

Polen zum Kriege gingen ihre Rüstungen noch viel langsamer von Statten, und desgleichen geschah in den ersten Monaten zu Wien so viel wie Nichts. Der österreichische Feldherr Karl von Lothringen hatte sich eine Stellung unweit Raab gewählt, um diese Stadt zu unterstützen, weil er nicht glaubte, daß die Türken diese starke Festung im Rücken lassen würden: dennoch geschah es, und Karl von Lothringen zog sich nun eilig und nicht ohne Verlust zurück. In Wien brachte die Nachricht von dem eiligen Herannahen der Türken im Anfange Juli entsetzliche Bestürzung hervor. Leopolds Rathgeber waren nicht zweifelhaft darüber, daß der Kaiser flüchten müsse: es fragte sich nur wohin, da man nach allen Seiten hin streifende Türkenhaufen anzutreffen fürchtete. Aber Eile that Noth: deshalb fuhr am 7. Juli Abends 8 Uhr der Kaiser mit dem ganzen Hofe zum Burgthor hinaus nach Kronenburg zu. Hinter sich schauend gewahrten die Fliehenden durch die halb dunkele Sommernacht die Flammen des Kamaldulenserklosters auf dem Kahlenberge, das ein streifender Tartarenhaufe angezündet hatte. Solcher Mahnung bedurfte es für die Wiener nicht: auf die Flucht der kaiserlichen Familie suchten die meisten Derer, denen ihre Stellung im Leben das erlaubte, sich ebenso zu retten, und in der einen Nacht vom 7. auf den 8. Juli wälzten sich 60,000 Flüchtlinge durch die Leopoldstadt und über die Donaubrücke nach Norden.

Desto kräftiger war in den Zurückbleibenden der Muth und die Begeisterung zur standhaften Vertheidigung. Lastete auf den Behörden, wie auf den Einzelnen der schwere Vorwurf, daß sie fast ein halbes Jahr hatten verstreichen lassen, ohne etwas Wirksames zum Schutze der Stadt zu thun: so ward diese Versäumniß durch doppelten und dreifachen Eifer nun wieder gut gemacht. Ein wunderbares Verhängniß, denn also dürfen wir es nennen, kam ihnen dabei zu Statten. Wie im ersten Kreuzzuge das Heer der Christen vor Antiochia nur dadurch gerettet ward, daß der seldschukische Feldherr Korboga über alles Erwarten ohne

Grund verzog, so daß die Christen sich während der dadurch erlangten achttägigen Frist der festen Stadt Antiochia bemächtigen und von hier aus der Uebermacht Trotz bieten konnten: so blieb auch Kara Mustafa mit unbegreiflicher Langsamkeit vierzehn Tage länger aus, als man ihn nach seinem bis dahin eingeschlagenen Marsche und nach den Vorboten seiner Schaaren vor den Mauern Wiens erwarten durfte. Der Aufschub dieser vierzehn Tage gewährte den muthigen Wienern die Möglichkeit des Widerstandes und der Rettung der abendländischen Civilisation.

Noch am Tage der Flucht des Kaisers sah es um die Vertheidigungsmittel der Stadt höchst traurig aus und, als Leopold die Flammen des Kamaldulenserklosters in seinem Rücken hoch auflodern sah, mochte er wohl mit bangem Herzen an die Zukunft denken und sich fragen, ob es ihm auch beschieden sey, wiedereinzukehren in seine Kaiserstadt. Beim Beginn des Jahres war festgesetzt, daß der Adel und die Geistlichkeit den hundertsten Pfennig als Kriegssteuer entrichten sollten; jedem Einwohner der Stadt war geheißen, sich auf ein Jahr mit Lebensmitteln zu versorgen und im Falle des Unvermögens die Stadt zu räumen; es sollten Erdarbeiten gemacht, 30,000 Pallisadenhölzer geschlagen und aufgesteckt werden; aber von Allem diesem war so viel wie Nichts geschehen. Nur die Kriegssteuer war eingekommen; aber sie sowohl, wie eine Million, die aus Rom zur Hülfe beigesteuert war, fanden sich in den Kassen nicht mehr vor. Bei der Abreise des Kaisers bestand die Besatzung der Stadt aus der gewöhnlichen Stadtgarde und 1000 Mann vom Regimente Kaiserstein, kaum 10 Kanonen lagen auf den Wällen und keine Pallisade wehrte den Zugang zu den Befestigungen.

Aber wie mit einem Schlage änderte sich die Sache. Schon am 8. Juli erklang lustig in den Ohren der Bürger die Kriegsmusik von 14,000 Mann einziehender Truppen, und mit raschem Eifer legten nun Alle Hand an's Werk, um das Unglaubliche zu vollbringen. Nach acht Tagen lagen 200 Kanonen auf den Wällen. Die Bürgerwache bestand

aus 8 Fahnen, jede zu etwa 300 Mann; aber außer diesen traten die einzelnen Zünfte in's Gewehr.

Die Bäcker stellten trotz ihrer unabläßigen Beschäftigung eine Kompagnie von 236 Mann, die Metzger und Bierbrauer traten mit 230 Mann zusammen, die Schuhmacher mit 400 Mann. Die vornehmeren Kaufleute bildeten eine Schaar von 256 Mann, sämmtlich mit Büchsen bewaffnet. Die Künstler, Krämer, die kaiserlichen Hofbedienten, angefeuert durch einen 77jährigen Mann, und andere bildeten 4 Kompagnien, jede zu 240 Mann. Die Universität blieb nicht zurück und die Studenten machten mit den zu ihren Instituten gehörenden Gewerbsleuten 3 Kompagnien aus, zu je 240 Mann. Die ganze kriegsfähige Besatzung belief sich auf beinahe 22,000 Mann.

Aber wichtiger und wirksamer als die Zahl war der Gemeingeist, der Alle beseelte. Hierin stand der Anführer Graf Starhemberg Allen voran und kaum hätte Leopold eine günstigere Wahl des Oberkommandanten treffen können. Weder Wunden, noch Krankheit vermochten die geistige Kraft dieses Mannes zu brechen, der mit seiner Umsicht und unabläßigen Wachsamkeit auch persönlichen Muth in solchem Grade verband, daß er einmal unter mehreren eingedrungenen Türken zwei selber tödtete. Neben ihm ragte als ein milderes Bild vor Allen hervor ein Geistlicher, Graf Leopold Kolonitsch. Er war anfangs Maltheserritter gewesen und hatte sich als solcher in dem Kriege auf Kandia den Türken furchtbar gemacht. Mehrmals hatte er Roßschweife erobert und ungeduldig darüber, daß er seine Tapferkeit im Kampfe der Menge gegen Menge nicht genugsam zeigen könne, hatte er öfters Türken zum Zweikampfe gefordert und sie so erlegt. Dann aber war er des weltlichen Lebens und Treibens müde, gänzlich in den geistlichen Stand getreten und zum Bischof von Neustadt ernannt. Bei dem Herannahen der Türken begab er sich freiwillig in die bedrängte Hauptstadt, um dort zu rathen, zu helfen und zu trösten. Er übernahm die Aufsicht über die Spitäler,

sorgte für die Verwundeten und tröstete die Sterbenden. Waffenlos drang er in das Gewühl des Kampfes, um den Pflichten seines Amtes obzuliegen; aber keine Kugel traf, kein Schwert verletzte ihn. Hatte er hier den Pflichten seines Amtes obgelegen, so riefen ihn seine freiwillig übernommenen Geschäfte wieder nach einer anderen Seite; denn er stand auch an der Spitze der Löschanstalten und wußte Alle, die nicht unmittelbar mit den Waffen in der Hand ihrer Vaterstadt nützen konnten, Greise, Weiber und Knaben dahin zu stellen, wo ein Jeder nach Maßgabe seiner Kräfte dem Gemeinwohl zu dienen vermochte. Auf Starhembergs umsichtiger Leitung beruhte die Kraft der äußeren Vertheidigung, dem Bischof Kolonitsch war der schöne Theil zugefallen, durch sein Beispiel des Entsagens und der Barmherzigkeit die edleren Kräfte der menschlichen Seele in steter Spannung zu erhalten.

Unter der Führung solcher Vorbilder leistete die Bevölkerung Wiens Außerordentliches und kaum Einer schloß sich aus von dem allgemeinen Eifer. Es war geboten, daß jedes Haus einen Mann zur Schanzarbeit zu stellen habe, und Jeder stellte sich selbst. Der Bürgermeister Liebenberg schob den ersten Karren voll Erde hinweg, ihm folgten die Anderen; die Ordensgeistlichen verließen ihre Zellen und nahmen statt des Breviers den Spaten und die Schaufel zur Hand: es war kein Unterschied zwischen Vornehm und Gering. Aber solche Arbeit that auch Noth; denn nicht bloß die Festungswerke mußten in Stand gesetzt werden, vor allen Dingen hatte man bei der wohlbekannten Belagerungsweise der Türken das Bau- und Brennholz vor der Stadt in dieselbe hineinzuschaffen, leicht feuerfangende Gegenstände innerhalb derselben mußten beseitigt, Pulvervorräthe in die Stadt gebracht und die Aufbewahrungsorte derselben wohl geschützt und vermauert werden. Jeder Bürger mußte sein Haus mit genügendem Wasser versehen, die Löschanstalten selbst, deren Vereinigungsort der Judenplatz war, mußten auf zuverlässige Weise in Stand gesetzt werden.

Wichtiger noch war die Sorge für genügende Lebensmittel. Unablässig kamen zu allen Thoren die Vorräthe herein und es wurden solche Massen aufgehäuft, daß im Anfange der Belagerung der Preis der nothwendigen Nahrung nach Maßgabe der Umstände ein wohlfeiler genannt werden konnte. Eine Semmel für einen Kreuzer mußte reichlich 8 Loth wiegen, das Pfund Rindfleisch galt 6 Kreuzer, ein Laib Brod von 3 Pfund 4 und 6 Kreuzer, ein Pfund Speck 12—14 Kreuzer, ein Maß Wein von der geringsten Art 3 Kreuzer, von der mittleren 6, von der besten 8—10 Kreuzer, eine Metze Hafer 26 Kreuzer, ein Bund Stroh 4 Kreuzer und in anderen Dingen nach demselben Verhältniß. Zum Mahlen des Getreides wurden 20 Handmühlen und 6 Roßmühlen errichtet und in dieser Beziehung schien man vollständig gesichert zu seyn.

Allnächtlich sah man in der Ferne das Feuer auflodern, welches streifende Türkenhaufen in die verlassenen Dörfer und Wohnungen warfen; aber auch die Menschen entgingen nicht immer dem grausen Geschick. Selbst in Wäldern und Schluchten vermochten die Türken, unter denen die Tartaren durch diese Weise der Kriegführung ein besonderes schauerliches Andenken hinterließen, die wehrlosen Flüchtlinge aufzufinden; denn sie führten große Spürhunde mit sich, welche die verborgensten Schlupfwinkel durchstöberten. Gemeiniglich fielen dann die Männer unter dem Schwerte, die Weiber und Kinder wurden in die Sklaverei hinweggeschleppt. Unter diesen Grausamkeiten ragt die an den Bewohnern von Petersdorf begangene besonders hervor. Als ihre Wohnungen in Flammen aufgingen, rettete sich ein großer Theil der Bürger mit Weib und Kind und ihrer kostbarsten Habe in die Kirche und den festen Thurm. Dort hielten sie sich 3 Tage, dann unterhandelten sie mit den Türken über freien Abzug. Für 4000 Gulden ward er ihnen gewährt, das Geld wurde auf drei Schüsseln überreicht und dann zogen die Eingeschlossenen hervor. Eine Jungfrau mit dem Kranze auf dem Haupte, eine Fahne in der Hand

führte sie an. Als sie alle hinausgekommen waren, umringten die Türken sie von allen Seiten und das Morden der Wehrlosen begann. 3800 sollen so gefallen seyn. Noch jährlich wird am 17. Juli eine Seelenmesse für die also Gefallenen gelesen.

Während die streifenden Türkenschaaren täglich sich mehrten, ließ Graf Starhemberg den Bewohnern der Vorstädte befehlen, ihre beste Habe zu flüchten und dann Feuer an diese Stadttheile legen. Noch war die Asche nicht völlig verglimmt, als man am Morgen des 24. Juli 1683 von den Thürmen Wiens aus die weite Ebene im Süden der Stadt erfüllt sah mit den Schaaren der 200,000 Türken. Sie zerstörten sofort, was etwa die Christen selber noch vor der Stadt übrig gelassen hatten, und das Schicksal schien ihnen dabei zum weiteren Verderben dieser hülfreich zu seyn. Ein heftiger Wind trieb von der Roßau aus Schindeln und andere brennende Gegenstände in die Stadt. Sofort loderten die Flammen auf und bald standen der Traunische, der Auerspergische und Palffysche Palast in heller Gluth; doch schlimmer als dieses war die Nähe des Zeughauses, in welchem 1800 Tonnen Pulver lagen. Nur das Haus zu den drei Haken, das jetzt der römische Kaiser heißt, trennte die Allen gefahrbringende Stelle von dem Feuerheerde, und ein hölzerner Gang, der unmittelbar mit dem Zeughause in Verbindung stand, begann schon zu brennen. Aber die Vertheidiger verloren den Muth und die Ruhe nicht. Unter der Leitung des Bürgermeisters Liebenberg rissen die Arbeiter den hölzernen Gang ein, der Neffe des Grafen Starhemberg zwang mit gezogenem Degen einige Maurer, die Fenster des Zeughauses, deren Rahmen schon heiß wurden, im Angesicht der herüberzüngelnden Flammen zu vermauern. Es gelang und während dessen wurde die Löschmannschaft des Feuers Herr.

In seinem Grimme über das Feuer hielt das Volk dasselbe für angelegt, wie es bei großen Bränden ja gemeiniglich der Fall ist, und ermordete einige Personen, die so un-

glücklich waren, entfernte Anlässe zum Verdacht zu geben. Unter diesen war ein junger Mensch von 16 Jahren, der, wie sich nachher ergab, wahrscheinlich zum Zwecke eines Liebesabenteuers sich in Frauenkleider vermummt hatte. Man hielt ihn für einen Spion, er wurde hinweggeschleppt und augenblicklich in Stücke zerrissen. Ein Offizier, der in unmittelbarer Nähe des Feuers wohnte, suchte seine Habe zu retten, unter der sich einige Stöcke befanden. Das Volk hielt sie für Raketenstöcke, der Eigenthümer wurde ergriffen, doch brachte man ihn in's Gefängniß und dadurch entkam er dem drohenden Geschick.

Unterdessen schlugen die Türken von Osten, Süden und Westen 25,000 Zelte um die Stadt. Im Norden fließt in mehreren Armen die Donau und dort hielt sich in den ersten Tagen noch der General Schulz mit einer Abtheilung. Aber die Türken zwangen ihn zum Weichen, so daß sie nun auch auf den Trümmern der Leopoldstadt ihre Zelte aufschlugen und dadurch die Stadt von allen Seiten zugleich einschlossen. Dann wurden die Batterien aufgeworfen und es begann der Donner der Geschütze, der sieben Wochen lang unablässig in die Ohren der Wiener hallte. Die ersten Bomben freilich thaten nicht viel Schaden. Die erste wurde von einem dreijährigen Kinde gelöscht, die zweite erstickte im aufgewühlten Sande vor dem Zeughause, die dritte fiel in einen Mörser auf der Burgbastei. Gleich nachher kam eine herangeflogen, die auf dieser Bastei zersprang. Man sammelte die Stücke, weihte sie und schoß sie dann dem Feinde wieder zu.

Aber es war weniger die Absicht der Türken, die Stadt zu beschießen und zu bombardiren, als sich durch Minen einen Eingang in dieselbe zu bahnen. Dies Verfahren war in diesem Falle um so geeigneter, da die Türken sich darin besonders auszeichneten, während in der Stadt kaum ein Einziger etwas von dieser Art der Kriegführung verstand. Dennoch war die Bildung eines solchen Mineurcorps äußerst nothwendig. Der Freiherr von Kielmansegge, mit be-

deutenden Kenntnissen in der Mathematik ausgerüstet, trat an die Spitze und zu ihm gesellten sich mehre praktisch erfahrene Männer: ein Niederländer, ein Lothringer, der Stadthauptmann Hafner, und ein Schweizer aus Graubündten. Alle diese entwickelten eine bedeutende Thätigkeit und gelangten auch dahin, viele Minen der Türken durch Gegenminen zu vereiteln; doch blieb die Ueberlegenheit der Feinde in dieser Kampfesweise immer sichtlich genug. Sie wühlten ihre Laufgräben bis zur Tiefe von zwei Mannslängen ein, so daß sie fast sicher darin einhergehen konnten. Anfangs wußten die Belagerten dennoch Handgranaten in sie hineinzuwerfen; aber die Türken verdeckten sie mit schweren Dielen und Sandsäcken, so daß ihnen nicht leicht beizukommen war. Ja, sie wühlten ihren Paschas unterirdische Löcher aus, belegten sie mit viereckigen Steinen und verzierten sie mit Teppichen, so daß jene bei ihrer Aufsicht über die Arbeitenden zugleich Sicherheit und Bequemlichkeit genossen.

Die Erfolge des Minirens, welches hauptsächlich gegen die Burg- und die Loibelbastei gerichtet war, wurden in der Stadt bald bemerklich. Insbesondere litt das Ravelin zwischen den beiden Basteien, und ein Stück nach dem anderen wurde zertrümmert. Oft legten die ängstlichen Bürger in ihren Kellern das Ohr an den Boden, und horchten, ob sie das Pochen und Wühlen vernähmen; denn bei der grausigen Geschicklichkeit der Türken glaubte man fürchten zu müssen, sie eines Tages mitten in der Stadt aus dem Boden hervorsteigen zu sehen. Wer auch konnte wissen, ob nicht unter seinen Füßen ein Vulkan bereitet werde, der in der nächsten Stunde ihn mit den Seinigen in die Luft sprengen werde? — Dennoch blieb die Mannschaft in der Hoffnung eines baldigen Entsatzes heiter und guten Muthes. Einmal ereignete es sich, daß eine auffliegende Mine drei Soldaten mit aufsprengte, aber sie blieben unverletzt und kehrten auf ihren Platz zurück. Als man sie fragte, ob sie nicht Schaden erlitten hätten, klagten sie über großen Durst.

Ja, die Todesverachtung zeigte sich selbst auf eine lustige Weise. Während eines Angriffes der Türken trat ein Student auf die Mauer ihnen entgegen und trank aus einer kupfernen Flasche. Ein Pfeil flog herüber, durchbohrte die Flasche an seinem Munde, blieb jedoch in derselben stecken. Der Student hob die Flasche mit dem Pfeile empor, lachte die Türken aus und ging an seinen Ort zurück.

Allein auf jede der Minen, die fast täglich sprangen, folgte ein Ansturm der Türken und fast jedes Mal rückten sie ein wenig vor. Sehnend schauten die Belagerten bald nach den ersten Tagen der Belagerung von den Thürmen aus nach der Gegend, von woher der Entsatz kommen sollte; aber Tag auf Tag und Woche auf Woche verging, ohne daß man seiner gewahrte. Dennoch hatte man durch die Kundschafter begründete Hoffnung. In den ersten Tagen des Augustmonats wagte es ein Kürassier aus dem Heere des Herzogs von Lothringen über alle Arme der Donau zu schwimmen und kam glücklich an die Stadt. Er trug ein Schreiben in Wachs am Halse und verkündete Nachrichten über das Sammeln des Heeres. Starhemberg entließ ihn wieder mit einem in Chiffern geschriebenen Briefe, in welchem er die ungünstige Lage der Dinge auseinandersetzte. Allein diesmal fiel der Kürassier in die Hände der Türken und rettete sich vor Kara Mustafa durch eine übertriebene Schilderung der verzweifelten Lage der Stadt. Der Großvezier ließ den Brief in Chiffern mit einem lateinischen Schreiben dazu in die Stadt zurückschießen, mit der Nachricht, es sey nicht nöthig, die Lage der Stadt in Chiffern darzustellen; denn Jedermann kenne ihre Noth.

Besser als dem Kürassier gelang dem Polen Kolschinsky seine Sendung. Er war bei der orientalischen Kompagnie Dolmetscher gewesen und deshalb der türkischen Sprache vollkommen mächtig. Am 13. August des Abends um 10 Uhr entließ man ihn und seinen Diener, beide in türkischer Kleidung, durch ein Ausfallspförtchen neben dem Rothenthurm. Sie gingen gerade aus auf das türkische

Lager zu, setzten sich zwischen zwei Zelten nieder und erwarteten unter heftig strömendem Regen das Morgenroth. Mit dem Anbruch des Tages sahen sie Zelte rings um sich her und waren ungewiß, welchen Weg sie einschlagen sollten, um hindurch zu kommen; aber es galt hier nicht langes Besinnen, deshalb gingen sie ruhig ihres Weges und sangen ein türkisches Lied. Ein Aga saß in der Morgenfrühe vor seinem Zelte, er rief Kolschinsky an und fragte ihn, wohin er wolle. Dieser erwiederte, daß er hinausgehe, um Beeren und Früchte zu sammeln. Der Aga bedauerte ihn, daß er vom Regen so völlig durchnäßt sey, und reichte ihm einen Trunk von seinem Kaffee. Er warnte ihn, sich nicht zu weit zu wagen, da er in die Hände der Christen fallen könne, und Kolschinsky nahm die Warnung dankbar an. Dann ging er durch die Weingärten auf den Kahlenberg zu und gelangte ohne Unfall bis in die Gegend des Klosters Neuburg. Immer die Ufer der Donau entlang gehend, bemerkte er auf einer buschreichen Insel im Flusse einige Menschen. Es waren Christen, auch sie wurden seiner gewahr und begrüßten ihn mit Flintenschüssen, bis er durch seine deutsche Anrede sie überzeugte, wer er sey und daß er von Wien käme. Sie holten ihn und seinen Diener in einem Nachen ab. Es war der Richter des Ortes Nußdorf, der sich mit seinen Nachbaren dahin geflüchtet hatte. Unter ihrem Geleite kam Kolschinsky sicher an die Vorposten des österreichischen Heeres und von da in das Lager des Herzogs von Lothringen, der an der March zwischen Anger und Stillfried stand.

Kolschinsky überreichte seine Schreiben und empfing die Antwort; aber erst nach vielen Ueberredungen erklärte er sich bereit, auch die gefährliche Rückreise nach Wien anzutreten. Am 16. August langte er in derselben Gegend, wo er vorhin übergeschifft war, wieder an. Die Nußdorfer brachten ihn auch dies Mal hinüber bis an ihr Dorf, von wo sie häufig bei Nacht ihre Lebensmittel und ihre Habe hinwegzuholen wagten. Unter dem Schutze eines strömen=

den Regens machte sich Kolschinsky von da aus weiter auf den Weg. Es begegneten ihnen fünf Türken, die verwundert auf die beiden unbekannten Gesichter blickten; aber beide führten ihre Unterredung in türkischer Sprache so laut, daß der Verdacht der Türken schwand. So kamen sie durch die Roßau bis an die Alstergasse und suchten sich hier in dem Keller eines abgebrannten Hauses den Tag über zu verbergen. Müde von den Anstrengungen schlief Kolschinsky ein, als ein Türke die Stufen niederstieg. Der Diener weckte seinen Herrn und beide riefen den Türken in seiner Sprache an; aber dieser war nicht minder erschrocken als jene und eilte davon. Längeres Verweilen war nicht rathsam, also machten sich Kolschinsky und sein Diener wieder auf, gelangten glücklich durch die türkischen Vorposten und klopften am 17. August in der Morgenfrühe an das Schottenthor. Kolschinsky ward sogleich zu Starhemberg geführt. Seine Botschaft lautete, daß die kaiserliche Armee, durch bayerische, sächsische, fränkische und polnische Hülfsvölker verstärkt, bereits auf Krems zöge. Der König Johann Sobiesky von Polen, die beiden Kurfürsten von Bayern und Sachsen wären selber zugegen und betrieben die gemeinsame Sache gegen den Feind des christlichen Glaubens mit allem Eifer. Dennoch müßten noch einige Tage vergehen, bis die ganze Macht des Heeres beisammen wäre, und daher sey es der sehnliche Wunsch und die inständige Bitte der Feldherren, daß Wien nur noch bis zu Ende des Augustmonates sich halten möge. Der Herzog von Lothringen bat den Grafen Starhemberg, diese Nachricht allen Wienern öffentlich bekannt machen zu lassen. Dies geschah und erfüllte die Gemüther mit hoher Freude. Auch that eine solche Aufmunterung sehr Noth; denn bei der bedeutenden Menschenmenge schwanden die Lebensmittel rasch und stiegen nach und nach zu dem Vierfachen des anfänglichen Preises. Dazu brachen allerlei Krankheiten aus, insbesondere richtete die Ruhr große Verheerungen an.

Die gefahrvollste Bedrängniß aber war und blieb der

Feind selbst, dessen allmähliges Herannahen keinem Auge verborgen bleiben konnte. Die Türken selber hatten sich die Einnahme der Stadt viel leichter gedacht, als sie nun zu seyn schien. In den ersten Wochen der Belagerung war ein Bote vom Sultan gekommen, dem Großvezier einen prächtigen Reiherbusch mit Edelsteinen und einen kostbaren Säbel zu überbringen. Kara Mustafa hatte diesen Tschausch, wie man den Boten des Sultans nannte, einige Tage bei sich behalten, damit er aus eigener Anschauung seinem Herrn den Fall Wiens berichten könne; aber es dauerte dem Tschausch zu lange und er kehrte wieder um. Auch die Janitscharen hatten nicht erwartet, daß ihnen die Einnahme einer bis dahin fast unbewehrten Stadt noch so viele Mühe machen würde. Als nun aber Woche auf Woche verrann, begannen sie zu murren, daß sie nur zu vierzig Tagen Kriegsdienst verpflichtet wären, welche längst verflossen seyen. Kaum gelang es Kara Mustafa, sie zum Dableiben zu bewegen. Das Alles erfuhren auch die Wiener, und wenn es ihnen unmittelbar auch nicht vielen Nutzen brachte, so diente es doch dazu, die Gemüther in der Hoffnung hinzuhalten, bis der ersehnte Tag des Entsatzes käme.

Aber der Monat August ging zu Ende, es wurde September und wiederum verging ein Tag nach dem anderen, ohne daß die vom Stephansthurme aus spähenden beiden Jesuiten eine befreundete Fahne gewahren konnten. Das Ravelin zwischen der Burg- und der Loibelbastei war nun völlig zersprengt; es schien, daß dem Feinde bald der Eingang in die Stadt offen stehen müsse. Aber die Wiener wußten, was in solchem Falle ihrer wartete: Keiner sprach von Uebergabe und Starhembergs Maßregeln, durch die dem Feinde auch in der etwa schon betretenen Stadt jeder Schritt streitig gemacht werden sollte, entsprachen der Stimmung aller Vertheidiger. Die einzelnen Straßen wurden abgegraben, mit Ketten versperrt und verrammelt und zeitig Alles in's Werk gerichtet, daß jedes Haus und jede Gasse den Türken wie eine neue Festung zu erstürmen

sey. Am 4. September schien der unheilbringende Tag gekommen; denn nach einem heftigen Kanonenfeuer sprang um 3 Uhr Nachmittags unter der Burgbastei eine Mine mit so entsetzlichem Krachen, daß die halbe Stadt davon erbebte. Fünf Klafter von der Mauer waren eingestürzt und über diese hinweg liefen die Türken mit furchterregendem Geschrei zum Sturme an. Vier ihrer Roßschweife wehten schon auf der Bastei. Aber mit derselben Eile und noch größerem Muthe rollten und warfen die Belagerten gefüllte Tonnen und Sandsäcke in die Bresche, bildeten statt der steinernen Mauer aus ihren Reihen eine lebendige und warfen die schon eingedrungenen Türken wieder zurück. Nach dem heißen Tage stiegen am Abend von dem Stephansthurme die Raketen auf, um durch die Nacht die Kunde zu geben von der wachsenden Bedrängniß der Stadt.

Zwei Tage nachher ward derselbe Versuch an der Loibelbastei gemacht; aber hier sprang die Mine minder glücklich für die Türken und der Eingang war schwierig. Dennoch liefen sie auch hier mit gleicher Kühnheit zum Sturm und es bedurfte der höchsten Anstrengung der Belagerten, sie zurückzuwerfen. Allabendlich leuchteten nun die Raketen weit hinaus in's Land; aber noch immer spähte man vergebens nach einem ähnlichen Zeichen der Antwort. Am Nachmittage des 8. September sprang wieder eine Mine, die jedoch ihren Zweck verfehlte. Gleich nachher sah man eine unruhige Bewegung im türkischen Lager. Pferde wurden gesattelt, Wagen und Kameele beladen, es war nicht zweifelhaft, daß wenigstens ein Theil von ihnen abziehen wollte und dies war ein Beweis, daß das Entsatzheer nicht mehr fern seyn konnte. Am Morgen des folgenden Tages wurde ein gefangener Türke eingebracht, der diese Vermuthung bestätigte und hinzufügte, daß dieses Heer über die Erwartung der Türken stark sey. Um Mittag sah man sie in großen Massen weiter nordwestlich rücken, selbst die Zelte wurden abgebrochen und dort wieder aufgeschlagen; es war kein Zweifel mehr, daß die Rettung nahe sey. Wie aber dessen

ungeachtet die Türken nicht nachließen in dem Wühlen ihrer Minen, so verdoppelten auch die Belagerten ihre Sorgfalt, um nicht in der letzten Stunde lässig erfunden zu werden und im Angesichte des Hafens zu scheitern.

Langsam hatten nach und nach die Kontingente der Reichsarmee und die polnischen Schaaren sich mit dem österreichischen Heere vereinigt und die ganze Macht bestand nun aus 85,000 Mann, die Reiterei betrug mehr als die Hälfte und die für jene Zeit sehr bedeutende Artillerie führte 186 Kanonen. Als Johann Sobiesky seine Truppen mit denjenigen Karls von Lothringen vereinigte, schwebte lange Zeit ein mächtiger Adler vor dem Heere und dies galt für ein gutes Zeichen. Der Kaiser Leopold hatte anfangs die Absicht, sich selber an die Spitze des Heeres zu stellen; aber als bei der Tafel die Rede darauf kam, gab Sobiesky durch Schweigen seine Verstimmung kund und äußerte sich nachher gegen seine Begleiter, daß dann die Ehre des Sieges dem Kaiser allein zufallen würde. Leopold gab nach und blieb zurück. Dem Vertrage gemäß gebührte nun Sobiesky die Oberleitung und der Herzog Karl von Lothringen bot sie ihm an; allein der Pole erwiederte, daß er nur als Soldat gekommen sey und dem Feldherrn Folge leisten werde. So rühmlich diese Bescheidenheit war, so bewies doch Sobiesky thatsächlich sein Uebergewicht.

Auch dem Entsatzheere ward es bald kund, daß Kara Mustafa die Macht desselben unterschätzt hatte. Weder bei Krems, noch bei Tuln, wo es am ersten möglich war, ward ihnen der Uebergang über die Donau verwehrt; es fand sich dort nicht einmal ein Beobachtungs-Corps. Also langte das christliche Heer am 10. September ungehindert am westlichen Abhange des Kahlenberges an. Auch dort noch hätten die Türken in den Gebirgsschluchten dem weiteren Vordringen mißliche Hindernisse in den Weg legen können: auch dies unterblieb und langsam ansteigend gelangte das Heer auf den Kamm des Gebirgsrückens. Am Abend des 11. Septem-

der war er ganz mit dem Heere bedeckt. Die eigentlichen Oesterreicher lagerten auf dem Leopoldsberge, die Sachsen, Bayern und die übrigen Reichsvölker auf dem Kahlenberge, der rechte Flügel, die Polen, erstreckte sich über den Hermannskogel bei Waidling und über den Sauberg. Vom Leopoldsberge herab wallte eine große rothe Fahne mit einem weißen Kreuze darin, als das heilbringende Zeichen für die Wiener, daß die Stunde der Erlösung nahe sey. Jubelnd eilten die Wiener auf die Wälle; denn Jeder wollte mit eigenen Augen die Wahrheit des Gerüchts erkunden, das in wenigen Minuten die ganze Stadt durcheilt hatte. Andere wieder strömten in die Kirchen, um Gott Lob und Dank darzubringen für die endliche Erhörung ihrer Gebete. Die streitfähige Mannschaft aber bereitete sich auf den nächsten Morgen, um im Zusammentreffen beider Heere durch einen Ausfall mitzuwirken. Im Dunkel des Abends schwamm ein Bote mit einem Schreiben Starhembergs aus der Stadt über die Donau, eilte am linken Ufer derselben aufwärts, bis er sicher wieder auf die rechte Seite gelangen konnte. Starhembergs Zettel an Karl von Lothringen enthielt die bedeutungsvollen Worte: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädiger Herr, ja keine Zeit mehr verlieren!“ Zugleich stiegen vom Stephansthurme wieder die Raketen auf; aber dies Mal harrten die ängstlich gespannten Gemüther nicht vergebens auf Antwort; denn eben so viele Feuerstreifen erglimmten vom Hermannskogel aus als die Erwiederung der Freunde.

Aber auch die Türken rathschlagten über die Lage der Dinge. Einer der Paschas rieth: man solle die unmittelbare Belagerung aufgeben, das Lager mit Verhauen (aus den Wäldern) verschanzen und dahinter den Angriff der Christen ruhig abwarten. Wenn er mißlinge, so müsse auch die Stadt sich ergeben. Der Rath schien sicher, aber wenig ehrebringend für das türkische Heer, das die doppelte Zahl der Streiter des christlichen zählte. Deshalb entschied Kara Mustafa für die angebotene Schlacht. Doch verging noch

der folgende Tag ohne Gefecht und der Morgen des 13. September brach an. Noch im Grauen desselben las ein alter Kapuziner, Markus Avianus, der beim Volke im Rufe der Heiligkeit stand, in der Kapelle der Leopoldsburg die Messe und Johannes Sobiesky diente ihm als Ministrant. Unter den Andächtigen sah man mehr als dreißig Fürsten, und unter diesen den Prinzen Eugenius von Savoyen, welchen das Geschick bestimmte, den mit diesem Tage begonnenen Anfang 14 Jahre später am selben Tage des Jahres bei Zenta zu vollenden. Nach der Messe sprach Markus Avianus den Segen über das versammelte Heer, Jakob, der Sohn des Königs von Polen, sank in die Knie und empfing von seinem Vater den Ritterschlag zum Gedächtniß dieses Tages.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchteten die nach Osten des Gebirges hinab vorrückende Schlachtordnung des christlichen Heeres. Die Stellung war im Wesentlichen dieselbe geblieben. Johannes Sobiesky führte den rechten Flügel, Karl von Lothringen die Mitte, auf dem linken Flügel standen die Reichstruppen. Diesen gegenüber führte Osman Oglu Pascha den rechten Flügel der Türken bei Nußdorf, in der Mitte hielt Kara Mustafa selber, der linke Flügel bei Hernals und Vornbach stand unter Ibrahim, dem Pascha von Großwardein. Doch blieben bedeutende Schaaren der Türken in den Laufgräben und den Verschanzungen vor der Stadt, um diese in Furcht zu halten und etwaige Ausfälle zu hindern. Bei Nußdorf nahe an der Donau begann zuerst der Kampf und wogte hartnäckig hin und her, bis zuletzt die Sachsen ihre Gegner eine Viertelmeile über Nußdorf hinaus bis gen Döbling zurückwarfen. Der linke Flügel drang vor, trennte sich aber dadurch von der Mitte, so daß es den Türken gelang, rasch sich dazwischen zu schieben und die Sachsen völlig abzuschneiden. Die Lage der Dinge schien ungünstig, aber der türkische Pascha benutzte seinen Vortheil nicht, die Sachsen stellten

durch einen muthigen Angriff ihre Verbindung mit dem Hauptheere wieder her und setzten sich nun in Nußdorf fest.

Unterdessen war es Mittag geworden und die anderen Heeresabtheilungen standen nur noch drohend einander gegenüber. Erst um zwei Uhr kam Johannes Sobiesky mit dem linken Flügel der Türken in's Gefecht; aber Kara Mustafa wendete schnell größere Heeresmassen nach der bedrohten Stelle und die Polen mußten mit Verlust wieder zurückweichen. Bei dieser bedrängten Lage ließ Karl von Lothringen den ganzen linken Flügel vorgehen und stützte ihn mit der ebenfalls langsam vorrückenden Mitte. Die Reichstruppen nahmen die Batterie der Türken bei Döbling und wendeten die Kanonen derselben gegen sie. Auch Sobiesky hatte unterdessen die nachfolgenden Türken mit Hülfe von vier deutschen Regimentern zurückgeschlagen und drang nun ebenfalls mit dem rechten Flügel vor. Dies gab die Entscheidung; denn dem stürmenden Muthe Sobiesky's hielten die Türken nicht Stand und auch dem blödesten Auge ward bald klar, daß die Christen, insbesondere Sobiesky, im entschiedenen Vortheil waren. Bei dieser Lage der Dinge berieth Karl von Lothringen mit dem sächsischen Feldmarschall Götz, ob man sich für den Tag mit dem erlangten Gewinne begnügen und am folgenden Morgen das Treffen fortsetzen solle. Allein Götz entgegnete: „Ich bin ein alter Mann, ich möchte noch heute gerne in Wien ausruhen!" Das Vorrücken der christlichen Truppen wurde immer unaufhaltsamer und eine Linie der Türken nach der anderen wurde durchbrochen. Im Laufe des Nachmittags vermochten badische Dragoner unter dem Markgrafen Ludwig bis an das Schottenthor vorzudringen und der Freudenschall ihrer Trompeten rief Starhemberg hervor. Er versprach auszufallen, sobald er es vermöchte; aber die Türken in den Laufgräben und hinter den Verschanzungen schossen noch ausdauernd auf die Stadt. Unterdessen ging das Vorrücken der Christen und der Rückzug der Türken immer schneller und zuletzt zerstäubten diese in wilder Flucht. Noch vor Un=

tergang der Sonne war der Sieg völlig entschieden. Wien, diesmal die Vormauer der Christenheit und der abendländischen Civilisation, war gerettet, das türkische Heer vernichtet. Erst widerstanden noch die Türken in den Laufgräben der Stadt, aber auch sie wurden bald verscheucht und zerstreuten sich wie die Uebrigen. Die Nacht hindurch blieb das Heer der Christen in Waffen, wenn etwa der Feind sich wieder sammeln würde; am anderen Morgen ergossen sich die Schaaren zum Plündern über das türkische Lager.

Welchen Eindruck der Sieg machte, sieht man am besten aus dem Briefe, den der König Johannes Sobiesky am folgenden Tage an seine Gemahlin schrieb. Es heißt darin also: „Unser Herr und Gott sey hochgelobet in Ewigkeit, der unserer Nation einen solchen Sieg und Ruhm verliehen, desgleichen in vorigen Zeiten niemals erhört worden ist. Das ganze feindliche Lager sammt der Artillerie und einem unschätzbaren Reichthum ist in unsere Hände gekommen und der Feind nunmehr in völliger Verwirrung auf der Flucht begriffen. Die Laufgräben, das Lager, die offenen Felder sind mit den Leichen bedeckt, die Kameele und Maulthiere, die Rinder und Schafe wurden heute von den Unserigen zur Beute gemacht und die gefangenen Türken hordenweise fortgetrieben. Dieser Erfolg ist uns Allen fast wie ein Wunder vorgekommen, also, daß wir erst nicht anders meinten, als die Feinde sammelten sich wieder und kämen gegen uns zurück. Doch sie sind völlig zerstreut. Was sie allein an Pulver und Munition haben stehen lassen, ist für eine Million nicht zu bezahlen. Die Troßbuben haben zwar muthwillig einen Theil desselben angezündet, daß es mit entsetzlichem Krachen aufgeflogen ist; doch hat es nicht einen weiteren Schaden gethan. Der Großvezier hat sich mit Hinterlassung alles seines Reichthumes nur mit einem Rocke angethan kümmerlich auf einem Pferde gerettet. Sein Erbe und Nachfolger in seinen Schätzen bin ich geworden; denn als ich in das Lager drang, um ihm nachzusetzen, ergab sich mir einer seiner Kämmerlinge und zeigte mir das

Zelt seines Herrn, dessen Umfang mit den dazu gehörenden Zelten so groß seyn mag, als Warschau oder Lemberg innerhalb ihrer Mauern sind. Das Feldzeichen, welches dem Großvezier unter besonderen Feierlichkeiten vorgetragen zu werden pflegt, ist mir gleichfalls zu Theil geworden und mit demselben die Fahne des Muhamed, welche ich sogleich an den heiligen Vater nach Rom abgeschickt habe. Eben so gehören mir alle Kostbarkeiten des Großveziers, denen meine frühere Beute von Mozim durchaus nicht gleich kommt. Einige Köcher allein, mit Rubinen und Smaragden besetzt, sind tausende von Dukaten werth, also daß ich jetzt von Ew. Liebden wohl nicht werde hören dürfen, was die tartarischen Weiber zu ihren Männern zu sagen pflegen, wenn diese keine Beute mitbringen: Du bist kein hurtiger Kriegsmann. Bei unserer Armee sind die schönsten, in Gold eingefaßten Säbel und andere seltene türkische Rüstungen in Menge zu sehen. Aus den Zelten nimmt ein jeder Ueberwinder, was ihm beliebt, auch die Bürger aus der Stadt laufen hervor und holen nach Gefallen hinweg: ich glaube, daß sie wohl acht Tage lang mit Beutemachen werden hinbringen können. Auf der Flucht hat der Feind viele gefangene Leute, besonders Weiber, niedergehauen; doch sind unter ihnen noch mehrere, die wieder geheilt werden können. Gestern wurde ich eines schönen Knäbleins ansichtig, dem das Haupt bis an den Mund gespalten war. Kurzweiliger ist, daß der Großvezier einen Strauß von Schönheiten, wie er sie nirgendswo in einem kaiserlichen Palast hätte bekommen können, alle hat niedersäbeln lassen, nur aus Neid, damit sie nicht in unsere Hände fallen sollten. Es wäre mir zu weitläufig, seine verschiedenen anderen Ergötzlichkeiten zu beschreiben, besonders seine Badestuben und Gärten, die Springbrunnen mit den daran umherlaufenden Meerkatzen, Kaninchen und dergleichen. Auch flatterte dabei ein Papagei umher, den man jedoch nicht hat fangen können".

„Heute Morgen bin ich in der Stadt gewesen und habe gesehen, daß dieselbe sich nicht fünf Tage mehr hätte halten

können. Niemals ist so große, in kurzer Zeit gefertigte Arbeit mit Menschenaugen gesehen worden, wie hier in der Ausgrabung der Minen, die durch gewaltige Stein- und Felsenmassen hindurch gebrochen sind und andere solche über den Haufen geworfen haben. Die kaiserliche Burg ist von den Stückkugeln ganz und gar durchlöchert und verdorben".

„Nachdem ich auf dem rechten Flügel lange hatte fechten müssen und der Feind endlich floh, kamen der Kurfürst von Bayern, der Fürst von Waldeck und andere Reichsfürsten auf mich zu, umhalseten und küßten mich. Die Generale faßten mich bei den Händen und Füßen, die Obersten und andere Offiziere mit ihren Regimentern riefen mir zu: „Unser braver König!" Heute früh kamen der Kurfürst von Sachsen und der Herzog von Lothringen zu mir, auch der Gouverneur von Wien, Graf Starhemberg, ging mir mit einem großen Gefolge vornehmen und geringen Standes entgegen: Jedermann wollte mich herzen und küssen und nannte mich seinen Erlöser. Hierauf habe ich zwei Kirchen besucht, wo ich desgleichen nicht wenige Menschen antraf, die sich alle bemühten, mir die Hände, ja Kleider und Füße zu küssen; die meisten mußten zufrieden seyn, daß sie nur meinen Rock berühren konnten. Allda hörte man schreien und rufen: „Ach lasset uns herzu, daß wir die streitbare Hand küssen". Sie erhoben ein Jubelgeschrei, ich bat die deutschen Offiziere, daß sie Solches verhindern möchten; dessen ungeachtet aber rief der Haufe unabläßig fort: **Vivat rex, vivat rex!** Zu Mittag speiste ich bei dem Gouverneur und ritt nach aufgehobener Tafel wieder in's Lager hinaus, wo mich denn das Volk von Wien mit emporgehobenen Händen bis an's Thor begleitete. Der Kapuziner Markus Avianus hat sich mit Küssen und Herzen an mir nicht ersättigen können. Er sagt, daß er während des Treffens eine weiße Taube über unserem Heere schwebend gesehen hat. Heute geht nun der Marsch auf Ungarn, die Kurfürsten wollen von mir nicht lassen und mich überall hinbegleiten. Unser Sohn Jakob ist frisch und gesund, er hat einen uner-

schrockenen Muth und ist im Treffen nicht einen Schritt von meiner Seite gewichen. Unsere Heeresmacht scheint nun gleich derjenigen zu seyn, mit welcher einst Gottfried von Bouillon zum Streite nach dem heiligen Lande gezogen ist. Dessen erfreue sich die Christenheit und danke Gott dem Herrn, daß er den Ungläubigen nicht hat zugelassen, uns Hohn zu sprechen und zu fragen: wo ist nun euer Gott?" —

Die Beute war ungeheuer. 370 Kanonen, unzählige Standarten und Roßschweife, 15,000 Zelte, wo in vielen noch die Speisen auf dem Tische standen, 10,000 Büffel und Ochsen, 5000 Kameele, 10,000 Schafe, 100,000 Metzen Korn und allerlei andere Lebensbedürfnisse in großen Vorräthen. Man fand so viel Kaffee, daß der Gebrauch desselben von da an in Wien häufiger ward. Als Alle hinauseilten, um Beute zu machen, wollte auch der Bischof Kolonitsch, der Mann des Evangeliums, nicht zurückbleiben; denn er hoffte auch wohl Etwas zu finden, das für ihn sich eignete. Seine Hoffnung täuschte ihn nicht; er fand 450 verlassene Christenkinder, vater- und mutterlose Waisen, die im türkischen Lager für die Sklaverei aufbewahrt waren. Diesen köstlichsten Antheil an der Beute sammelte Kolonitsch um sich und kehrte als der Vater und Versorger ihrer Aller mit ihnen heim in die Stadt.

Kara Mustafa floh unaufhaltsam. Als er zu Ofen ankam, gab er dem dortigen Statthalter der Pforte, Ibrahim Pascha, die Schuld der aufgegebenen Belagerung und ließ den alten Mann hinrichten. Nach der Weise der Türken schickte ihm der Sultan auf seinen Bericht zur Erkenntlichkeit für die Bestrafung des Verraths und zum Danke für die Erhaltung des Heeres ein Dankschreiben und einen mit Juwelen besetzten Säbel: vielleicht wußte der Sultan damals noch nicht die wirkliche Lage der Dinge. Aber gleich nach der Ankunft Kara Mustafa's in Belgrad trat ein anderer Bote des Sultans zu ihm und überreichte ihm die seidene Schnur. Um Mitternacht desselben Tages ließ

Kara Mustafa dort das Leben und erhielt sein Grab in der Moschee. Bald nachher ward Belgrad erobert und die Moschee in eine Jesuitenkirche verwandelt. In einer Nacht stahlen sich sieben Soldaten in die Kirche, um die mit dem Großvezier begrabenen Gewänder zu rauben. Zwei Jesuiten hörten den Lärm und kamen herzu; aber die Soldaten setzten ihre Arbeit fort und schenkten den Jesuiten den Kopf des vor wenigen Monaten noch so sehr gefürchteten Mannes. Es war bekannt, daß Kara Mustafa vor Wien geschworen hatte, er wolle dem Bischof Kolonitsch vor seinen Augen den Kopf abschlagen lassen: deshalb schickten die Jesuiten nun das Haupt Kara Mustafa's nach Wien an den Bischof. Dieser schenkte ihn der Stadt Wien, wo er noch heute im bürgerlichen Zeughause zu sehen ist.

Carnot.

(Skizze von Lord Brougham.)

Die französische Revolution, so reich an großen und glänzenden Namen, kannte keine edleren und reineren als Lafayette und Carnot. Carnot war mit den größesten Verstandeseigenschaften begabt, hatte dieselben mit einem Fleiße gebildet, der bei gewöhnlichen Fähigkeiten durchaus nothwendig ist, nud den ein höherer, nach großen Thaten aufstrebender Geist nicht verachten kann; er hat seine Gaben während eines langen Lebens nur auf die würdigsten Zwecke verwandt, und dabei jeden äußeren Vortheil verachtet, der die Augen des Pöbels blendet. Nie hat sich Carnot zu der Ausübung von Künsten herabgewürdigt, welche die Leiter des Menschengeschlechts in Stand setzen,

die Massen zu lenken; er strebte ausschließlich nach dem Einfluß über Anderer Geist, den ihm Handlungen, seinem eigenen Geiste möglich, erwerben konnten. Somit bietet er der Bewunderung späterer Zeiten, wie seiner eigenen, ein seltenes Beispiel des Sieges der rein geistigen Trefflichkeit, ohne eine einzige hinzugekommene Hülfe, die ihm Stellung, Reichthum oder die Anziehung oberflächlicher und schmückender Eigenschaften oder günstige Glückszufälle verliehen. Bei jedem seiner Schritte erblicken wir, wie sein hoher, innerer Werth die entsprechende Wirkung ohne äußere Hülfe irgend einer Art bewirkte; wir sehen, wie er zu jeder Höhe, die er, eine nach der anderen, erreichte, durch Verdienst sich allein emporschwang; in jedem seiner Kämpfe mit Unglück und Unterdrückung, mit Schwierigkeiten jeder Art und Größe, bisweilen sogar beinahe im Kampfe mit der Natur, bemerken wir das Ringen seiner geistigen Ueberlegenheit; die hervorragende Stellung, die er hierdurch einnahm, bewahrte er sich durch dieselben Mittel, und wich nicht um eine Haar-Breite von der erhabenen Höhe, wozu er stets emporgeklommen, aber nie gekrochen war.

Dies ist in einem Staate, wo die Geschäfte ihren Gang gehen, ein wunderbares Verdienst; in einem Zustande der Veränderung, Ungewißheit und Revolution ist dies noch unvergleichlich seltener und verdient um so größere Bewunderung, bietet jedoch noch nicht den höchsten Anspruch auf die Achtung, welche dieser große Mann erheischt. Sein Geist war groß, ward aber von seiner Tugend übertroffen. Eine vollkommene Selbstverleugnung bei allen Umständen, wo menschliche Leidenschaft die meiste Herrschaft über gewöhnliche Seelen ausübt; eine unbeugsame Tapferkeit in allen Lagen, wo menschliche Schwäche zur Nachgiebigkeit geneigt ist; ein Muth jeder Art, vom höchsten bis zum gemeinsten, vom Muthe des Staatsmannes bis zu dem des Grenadiers; der handelnde Muth beim Trotzen der Gefahr, und die Ruhe, welche jede Eigenschaft der Seele inmitten der äußersten Gefahren beherrscht; eine vollkommene Hingebung zur

Aufrechthaltung seiner Grundsätze, wie jedes persönliche Opfer und jedes Wagniß; ein enthusiastischer Eifer, seinem Vaterlande und der Menschheit zu dienen; Alles dies, durch eine Bescheidenheit verschönt, wodurch er sogar den Ruhm seiner Thaten als eine Bürde empfand: diese seltenen Eigenschaften konnten zur Nachahmung und zur Vervollkommnung entarteter Zeiten erwecken.

Carnots Fähigkeit und Neigung für die Angelegenheiten des Krieges offenbarte sich schon während seiner Kindheit in auffallender Weise. Als er zum ersten Mal in ein Theater mitgenommen ward, wo eine Belagerung oder eine andere kriegerische Operation dargestellt wurde, setzte er das Publikum durch eine Unterbrechung in Erstaunen, womit er sich über die Art und Weise, wie der General Truppen und Kanonen aufgestellt hatte, beklagte. Er rief demselben nämlich mit lauter Stimme zu: „Falsch, General! ändern Sie die Position!“ Es waren die Truppen wirklich in der Art aufgestellt, daß eine Batterie dieselben beherrschte. — Die mathematischen Wissenschaften nahmen mehrere Jahre lang seine Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch, und sein berühmtes Theorem über das Maß verlorener Kräfte bewies, mit welchem Erfolge er seine Studien betrieben hatte.

Bald aber folgten Ereignisse, welche geeignet waren, seine wissenschaftlichen Beschäftigungen zu unterbrechen und seine politische Kraft zu erhöhen. Bei Beginn der Revolution war Carnot einer der ersten, die sich ihr angeschlossen. Damals war er noch Ingenieur-Lieutenant. Bald ward er zum Deputirten in die legislative Versammlung durch St. Omer gewählt. Er nahm als Mitglied des Konvents am Prozeß des Königs Theil und stimmte für dessen Tod.

Im April 1793 ward der berühmte Sicherheitsausschuß gebildet, jener Staatskörper, welcher die Welt mit dem Ruhm seiner größten Thaten, mit dem Schrecken seines Namens und mit der Schmach seiner Verbrechen erfüllte. Damals war Frankreich mit einer Invasion auf allen Punkten be-

droht, ein Marsch auf Paris der offen eingestandene Zweck der Alliirten; Plane zu Aufständen, von Fremden in jedem Theile unterstützt, wurden entworfen: eine große Provinz war in offener Empörung begriffen, Paris mit Parteien gefüllt, welche die revolutionäre Regierung zu stürzen und die alte wieder herzustellen entschlossen waren: — da erschuf ein allgemeines Gefühl für starke, koncentrirte, vereinigte, exekutive Gewalt, so wie für Anwendung der Nationalkraft zur Vertheidigung des Staates gegen fremde und innere Feinde jenen berühmten Ausschuß des Konventes, der sogleich mit eisernem Scepter regierte und mit dem Schwerte von Millionen kämpfte. Carnot, damals noch immer Ingenieur-Lieutenant, ward zum Mitglied dieses Ausschusses, als derselbe zwei Monate existirt hatte, ernannt. Das ganze Departement des Krieges, die Organisation der Militärmacht eben so wohl, wie die Operationen im Felde, wurden Carnot zugetheilt. Diejenigen, von welchen die Welt am meisten hörte, welche sie am meisten fürchtete und mit Recht verabscheute, waren die fünf, denen die Oberaufsicht der Polizei ertheilt ward, Robespierre, Couthon, Billaud Varennes, St. Just und Collot d'Herbois. Nur die Annalen der alten Tyrannen bieten grausenhaftere Scenen als die Schreckensregierung; denn die Metzeleien der Valois in der St. Bartholomäus-Nacht, und die der irischen Papisten im Jahre 1641 haben zwar mehr Blut vergossen, waren jedoch nur durch das augenblickliche Aufbrausen religiöser Wuth bewirkt, und nicht wie bei der Guillotine mit dem Hohn der Gerechtigkeit unter schmählich entstellter Form bei dem geheiligten Namen derselben ausgeführt.

Carnots Feinde haben sich bemüht, seinen Namen mit diesen furchtbaren Scenen in Verbindung zu bringen. Wir besitzen jedoch ein Zeugniß, wodurch Carnot von allen Verbrechen jener Tage freigesprochen wird, und kennen ferner Umstände in seiner Geschichte, welche seine Beweggründe darlegen, daß er die Leitung der Militär-

Operationen zu jener Zeit behielt, wo Robespierre die innere Politik des Staates lenkte. Die Einrichtung des Ausschusses nach Departements, welche bereits erwähnt ist, wird durch den schriftlichen Protest bewiesen, den Robert Lindet zu seiner Rechtfertigung vorher entworfen hatte. Daß Carnots Name, ohne daß er es wußte, als bloße Form unter die Listen gesetzt wurde, scheint sich aus dem zufälligen Umstande zu ergeben, daß er den Verhaftsbefehl seines vertrauten Sekretärs unterzeichnet hatte, den Robespierre in derjenigen Woche erließ, wo die Sache des Unterzeichnens gerade bei Carnot war. Bei mehreren Gelegenheiten war er bei den Polizeisitzungen des Ausschusses gegenwärtig und hat dort, wie die Royalisten selbst gestehen, mehr Leben gerettet, als seine Kollegen opferten. Der Haß seiner Kollegen und ihre beständigen Drohungen der Rache sind bekannt genug. Weil er von allen blutigen Orgien ihrer Berathungen sich fern hielt, ihr Verfahren öffentlich mißbilligte und besonders die Vernichtung der Girondisten mit Kühnheit tadelte, beschuldigte ihn St. Just des Moderatismus und bestand darauf, er solle wegen dieses Verbrechens verklagt werden; Robespierre aber beklagte sich über die Nothwendigkeit, Carnot im Ausschuß zu behalten, weil er selbst Militär-Angelegenheiten durchaus nicht verstand, und nannte ihn mit unaussprechlicher Erbitterung l'odieux Carnot. Wir haben von Carnot selbst vernommen, daß Robespierre auf die immerwährenden Forderungen, Carnot hinzurichten, folgende Worte zur Antwort gab: „In diesem Augenblicke kann man ihn nicht entbehren, wartet aber nur, bis er uns nicht mehr unersetzlich ist, oder bis unsere Armeen irgend eine Niederlage erlitten haben, dann wird sein Kopf fallen, ich stehe dafür".

Es scheint gerecht, daß wir auch das übrige Verfahren Carnots betrachten, um einen Prüfstein für die Reinheit seiner Absichten während der größten Gefahr des Staates zu erhalten. Nicht allein entschlug er sich stets einer jeden Partei oder der Erwerbung persönlichen Einflusses; nicht

allein weigerte er sich fortwährend, selbst mit Gefahr seines Lebens, die Schwelle des Jakobiner-Klubbs oder eines anderen zu betreten; sondern wir wissen auch, daß er stets voll Muth seine Pflicht vollbrachte und durchaus gleichgültig hinsichtlich der Folgen blieb, so lange dieselben ihn nur selbst betrafen. Im Juni 1792 setzte er sich der wüthenden Rache des Heeres aus, da er in seinem Bericht die Ermordung von Dillon und Beaugeand als „Thaten von Kannibalen" betrachtete. So oft irgend eine Angelegenheit seiner Untersuchung übergeben ward, so machte er seinen Bericht, ohne die geringste Rücksicht, ob er dem Volke mißfiel, den Fortschritt seiner Grundsätze verhinderte, oder die Regierung gegen sich erbitterte; wenn er Befehl erhielt, irgend etwas, sogar nur von untergeordneter Wichtigkeit, was er mißbilligte, zu thun, so wagte er furchtlos seinen Kopf durch eine entschiedene Weigerung, z. B. als er ausschlug, einen unpopulären General zu der Zeit verhaften zu lassen, wo er sich als Konvents-Deputirter bei der Nordarmee befand. Ein Mann, welcher solche Thaten des moralischen Muthes aus jener Zeit für sich anführen kann, besitzt ein Recht auf unseren Glauben, daß kein Gefühl der persönlichen Gefahr, oder ein unwürdiger Beweggrund bei ihm bewirkte, daß er den Terroristen während der Zeit ihrer höchsten Macht sich anschloß.

Bei dieser Darstellung ward auf Carnots Privatcharakter, auf seine unbefleckte Reinheit in allen Verhältnissen des häuslichen Lebens, und auf die unverdorbene Rechtschaffenheit seiner öffentlichen Verwaltung hinsichtlich des Geldes, keine Rücksicht genommen. Der Grund dieser Uebergehung liegt auf der Hand. Obgleich das Privatleben einiger Terroristen beinahe eben so befleckt war, wie ihr öffentliches Verfahren, so waren dennoch mehrere, vielleicht die größere Zahl, ohne Zweifel aber Robespierre, in ersterer Hinsicht ohne Tadel. Bestechlichkeit war nur Wenigen oder Keinem vorzuwerfen; auch war die Phrase allgemein verbreitet, sie besäßen jedes Laster mit Ausnahme dieses einzigen. Die Männer, welche ohne Kontrole über die

Einkünfte von ganz Frankreich verfügten, vertheilten monatlich unter sich die Summe von 360 Franken für alle ihre Ausgaben. Als Robespierre enthauptet ward, bestand das ganze, bei ihm gefundene Eigenthum aus 36 Franken, des letzten ihm eingehändigten Gehaltes*). Carnot empfing gleicherweise nie einen Heller aus der Staatskasse für seine amtlichen Dienste. Auch in anderer Hinsicht war seine Uneigennützigkeit höchst auffallend, und ihm ganz allein eigenthümlich; sie bewies augenscheinlich, wie sehr jedes selbstsüchtige Gefühl bei seinem Eifer für den Staatsdienst unterging. Obgleich er an der Spitze aller Militärangelegenheiten stand, erhielt er kein schnelleres Avancement in der Armee, als der niedrigste Subaltern-Offizier ohne Freunde und Empfehlung. Als Lieutenant trat er sein Amt an. Er war bloß Kapitän, als er die Operationen von vierzehn Armeen leitete, und jeden Rang, jedes Kommando seinen Kameraden ertheilte. Erst gegen das Ende des Direktoriums wurde er zum Oberst ernannt, und blieb in diesem Range zu der Zeit, wo er gleichsam ein König des Landes war.

Obgleich stets eine Meinungsverschiedenheit der Parteien über Carnots moralischen Charakter Statt fand, und auch in Zukunft Statt finden wird, so kann dies in Betreff seines Genies für Staatsangelegenheiten niemals der Fall seyn. Die Krise war furchtbar, als er die militärische Leitung der Republik übernahm. Die Trümmer von Dumouriezs Heer wurden von Posten zu Posten getrieben; Valenciennes, Mainz, Condé waren gefallen; zwei spanische Heere griffen die Pyrenäenlinie an, eine andere Invasions-Armee rückte von Piemont auf die Alpen zu; die Vendée war in den Händen der Empörer, welche schon die Hauptstadt der Provinz mit 40,000 bewaffneten Bauern,

*) Diese einfachen Republikaner vertheilten ihr monatliches Gehalt in Rollen von 12 Franken, ihre tägliche Ausgabe; drei Rollen dieser Art lagen noch nicht ausgegeben im Pulte Robespierre's.

ten furchtbarsten Truppen in einem Lande der Art, bedrohten; Marseille und Lyon hatten sich mit Gewalt von der republikanischen Regierung getrennt; eine englische Flotte fuhr in den Hafen von Toulon ein. Jeglicher weiß, wie schnell die Lage der Dinge sich änderte. Der Feind ward auf allen Punkten zurückgetrieben; die Offensiv-Operationen begannen auf's Neue; Grenzländer wurden unterjocht, und die furchtbare Republik erhob sich als Siegerin Europa's, anstatt ihr Schicksal von den Händen ihrer hundert Feinde zu erhalten. In weniger als anderthalb Jahren dieser Regierung sonder Gleichen waren die glänzenden Resultate des Feldzuges 27 Siege, wovon 8 in den größten Schlachten; 120 glückliche Gefechte von geringerer Wichtigkeit, die Einnahme von 116 regelmäßigen Festungen und größeren Städten, wovon 36 belagert waren, die Eroberung von 230 kleineren Forts, 80,000 gefallene Feinde, 91,000 Gefangene, 3800 genommene Kanonen, 70,000 Flinten und 90 Fahnen. Diese Wunder sind der Welt bekannt, und hierauf beruht der Ruhm dieses großen Mannes. Es ist jedoch nicht so allgemein bekannt, daß er allein die ganze Korrespondenz von vierzehn Armeen führte; daß er detaillirte Instruktionen von Paris denjenigen Generalen zusandte, auf die er sich nicht vollkommen verlassen konnte; daß er von Zeit zu Zeit sich auf den Kampfplatz begab, um nachzusehen, ob seine Befehle befolgt würden, oder um sich selbst zu überzeugen, ob dieselben modificirt werden mußten; daß er oft auf einer solchen Inspektionsreise fünf bis sechs Armeen besuchte, und daß er sich endlich, wenn der Ausgang einer Schlacht zugleich das Schicksal der Nation war, wie bei Wattignies, und der Ausgang des Kampfes davon abhing, daß er selbst am Kampfe Theil nahm, in seiner bürgerlichen Kleidung an die Spitze der Truppen stellte, Wunder der Tapferkeit verrichtete, einen entscheidenden Sieg gewann, und die Hauptstadt rettete. In der ganzen Kriegs- und Verwaltungsgeschichte findet sich vielleicht kein Beispiel, welches seinen Instruktionen Pichegru's für den Feldzug 1794 gliche. Kaum wurde eine Schlacht geliefert, ein Platz

gedeckt oder eine Belagerung gebildet, oder ein Corps postirt, wo er nicht vorher seine Befehle gegeben und Anordnungen getroffen hatte. Auch ist die Erzählung dieses siegreichen Feldzuges von den Befehlen, womit er denselben leitete, nur in den Zeiten des Verbums, und in der Hinzufügung von unbekannteren Orten oder von Angelegenheiten geringerer Wichtigkeit verschieden.

Es bleibt uns noch übrig, den strengsten und sicherten Prüfstein auf seine glänzende Laufbahn anzuwenden, den Werth der Leute, die er beförderte und von denen er bedient wurde. Hoche's Verdienst entdeckte er sogleich, als dieser noch Unteroffizier in der Infanterie war, durch einen Operationsplan, den der junge Held eingeliefert hatte. Bonaparte ward von ihm an die Spitze der großen italienischen Armee gestellt, als er noch durch keine größere That und nur durch das Genie bekannt war, welches er in Paris bei seinen militärischen Anordnungen im Kampfe mit den Sektionen gezeigt hatte. Er war damals noch ein junger Mann von 25 Jahren, und hatte in regelmäßigem Kriege kein Talent gezeigt, als in sehr kleinem Maße bei der Belagerung von Toulon. Carnot, als er sein Benehmen in Paris bemerkt hatte, gab ihm den wichtigsten und schwierigsten Oberbefehl gegen die ganze Macht Oesterreichs und Italiens. Später mochte es den Absichten des Kaisers angemessen seyn, die Verpflichtung, die er ihm schuldete, zu vergessen, und eine ärmliche Entschuldigung für seine Undankbarkeit in dem Bemühen zu suchen, seinen ehemaligen Beschützer geringer zu schätzen, wie dieser es verdiente.

Man braucht wohl nicht hinzuzufügen, daß die anderen Generale, welche damals die über Europe triumphirende Fahne trugen, ebenfalls Männer von militärischen Fähigheiten ersten Ranges waren — Massena, Joubert, Lannes, Moreau. Auch darf man nicht vergessen, daß die Hülfsquellen aller anderen Wissenschaften vom Kriegsminister auf die militärische Kunst verwendet wurden; Chemie, Geodäsie, Mechanik, sogar die Aerostatik wurden zum Nutzen des Taktikers in Kontribution gesetzt; vor Allem

ward der Grund zu jenem ausgezeichneten Erziehungssystem gelegt, zur polytechnischen Schule, welche sich als unschätzbar für jedes Departement des Staats erwiesen hat, und eines der glorreichsten Monumente des Geistes der Verbesserung bleibt, die alle Wechselfälle der Revolution und Restauration überlebten.

Als Carnot den Wohlfahrts-Ausschuß Ende 1794 verließ, wurde ihm ein ausgezeichneter Beweis des Zutrauens seiner Landsleute erwiesen. Nicht weniger als 15 Orte ernannten ihn auf einmal zu ihrem Repräsentanten im Rathe der Fünfhundert. Im Jahre 1795 übernahm er die Stelle eines Direktors und die Verwaltung des Kriegs-Departements in einem Augenblick von beinahe eben solchen Unglücksfällen, wie vor zwei Jahren, als er zum ersten Mal in die exekutive Regierung trat. Wäre jemals ein selbstsüchtiges Gefühl in seinem Busen verweilt, hätte persönliche Eitelkeit vor Allem dort gewohnt, so würde er sich bei dieser Krise entfernt gehalten, die Wirkung der neuen Konstitution sich selbst überlassen, und bei der Welt den Glauben erweckt haben, aller militärische Ruhm Frankreichs sey mit seinem Ministerium verknüpft, weil Unglücksfälle dem Siege folgten, sobald er die Regierung verließ. Allein er verschmähte alles persönliche Gefühl; er kannte allein die Beweggründe eines Staatsmannes, empfand allein die Gefühle eines Patrioten und beachtete allein die Ansprüche seines Vaterlandes. Er gehorchte sogleich seinem Rufe und in wenig Wochen war der Sieg wieder an Frankreichs Fahnen gefesselt.

Einer so glänzenden Laufbahn war ein frühzeitiger Schluß beschieden. Die meisten Beobachter glauben, daß die Majorität des französischen Volkes, mit Ausnahme der Hauptstadt, zu jeder Periode der Revolution, republikanischen Grundsätzen abgeneigt war*) und die Wahlen von 1797, die ersten, welche unter der neuen Konstitution gehalten wurden, brachten in den gesetzgebenden Körper eine

*) Bekannt ist das Wort Barrère's: Es gibt eine Republik, aber keine Republikaner.

Mehrheit von Royalisten und Anhängern einer mäßigen Reform. Die ersten Beschlüsse der neuen Repräsentanten zeigten ihre Gesinnung. Ein bekannter Royalist, Pichegru, ward zum Präsidenten der Fünfhundert erwählt; konterevolutionäre Vorschläge werden offen in der Versammlung berathen. Die Mehrheit des Direktoriums faßte schnell einen Entschluß, und entschied sich für einen Gewaltstreich, für den sie eine Präcedentie in der Geschichte Cromwells fanden, welcher das Parlament von allen zweifelhaften Mitgliedern durch eine vor der Thür aufgestellte Militärabtheilung reinigte. Carnot, wie sehr er auch die ungünstigen von der neueren Opposition gebotenen Aussichten beklagen mochte, verweigerte hiezu standhaft seine Einwilligung. Sobald er die Absicht seiner Kollegen kannte, hätte er sie sogleich vernichten und sich selbst in Sicherheit bringen können, indem er ihr Komplot den legislativen Versammlungen anzeigte. Er war jedoch über alle Handlungen erhaben, welche nur den Anschein des Verrathes zeigten, und so ward er das Opfer einer unwandelbaren Rechtschaffenheit. Mit derselben Partei geächtet, der er am meisten abgeneigt war, und nur deshalb geächtet, weil er sich seinen Kollegen nicht anschließen wollte, um das Gesetz zu verletzen und so die Feinde zu vernichten, entging er kaum dem Tode, und führte das Leben eines Verbannten, aus dem Lande entfernt, das er zweimal gerettet, bis er nach einigen Jahren des Unglücks, der Verwirrung und Niederlage, den gewöhnlichen Folgen von der Entfernung Carnots aus der Regierung, durch die Revolution zurückberufen ward, welche das Direktorium stürzte und Napoleon auf den Konsular-Thron setzte.

In dieser Zurückgezogenheit war seine Lieblingswissenschaft seine immerwährende Beschäftigung; die mathematischen Studien, die er niemals aufgegeben hatte, nahm er wieder auf mit allem Eifer der Jugend. Die Frucht dieser würdigen Beschäftigung war die Vollendung jener Werke, die ihm eine so hohe Stelle unter den Mathematikern ein-

räumen. Sogar gegenwärtig, wo die analytische Methode die schöneren, aber weniger kraftvollen Untersuchungen der Geometrie in Schatten gestellt hat, wird sein Werk, **la Géometrie de la Position**, mit Recht wegen der besonderen Eleganz und der unerwarteten Allgemeinheit der Theoreme, so wie auch wegen der Schärfe der allgemeinen Lehren bewundert. Sein Traktat über die Grundsätze der algebraischen Rechnung ist ein meisterhaftes Werk, sowohl wegen seiner Deutlichkeit, wie auch wegen des Scharfsinns und der glücklich gewählten Erläuterungen bewundernswürdig. Noch kann irgend ein Schriftsteller genannt werden, der den Variations-Kalkul so gut beschrieben und erklärt hat. Der große Patriot fand in diesen erhabenen Untersuchungen Trost gegen das Unglück, welches die Unfähigkeit und Ruchlosigkeit seiner früheren Kollegen täglich über Frankreich brachte, so weit ihm irgend eine Beschäftigung Trost gewähren konnte, welche ihm Zeit ließ, über die Ereignisse nachzudenken, als er die Früchte seiner Arbeit, die von ihm gewonnenen Siege seinem Vaterlande entzogen, dessen Unabhängigkeit noch einmal bedroht, den Staat von innerer Zwietracht zerrissen, das Gebiet Frankreichs von kontrerevolutionären Plänen bedroht sah.

Von Napoleons Rückkehr erwartete er die Beendigung dieser Unglücksfälle, und begrüßte, wie alle Freunde der Freiheit, mit patriotischem Entzücken die Erhebung des ersten Konsuls; unter ihm nahm er sein Amt als Kriegsminister wieder an, legte es aber sogleich nieder, als er bemerkte, der erste Konsul hege der Freiheit feindliche Pläne. Seine Anhänglichkeit an die Republik ergab sich aus seiner Abstimmung gegen das lebenslängliche Konsulat und den kaiserlichen Titel. Er blieb im Privatstand und beschäftigte sich allein mit wissenschaftlichen Untersuchungen, bis Napoleons und Frankreichs Unglück alle Hülfe zu erfordern schien, welche jeder gute Bürger leisten konnte. Damals schrieb er jenen merkwürdigen Brief, welcher zugleich seine Anhänglichkeit an sein Vaterland und an die Grundsätze der Freiheit mit wenigen Worten aussprach. Nachdem er

seine Militärdienste in bescheidenen Ausdrücken angeboten, fügt er hinzu: „Sire, für Sie ist es jetzt noch Zeit, einen ruhmvollen Frieden zu erkämpfen, und dahin zu wirken, daß Sie die Liebe Ihres großen Volkes wiedererlangen". Das Anerbieten ward angenommen, und Carnot zur Vertheidigung Antwerpens entsandt, wo sein militärisches Genie noch einmal leuchtete, aber durch seine zarte Aufmerksamkeit gegen die Einwohner noch übertroffen wurde. Bei seiner Abreise sprachen diese den einfachen und rührenden Wunsch aus, in ihrer Kathedrale irgend ein Andenken von einem so sehr geliebten und gerechten Gouverneur zu besitzen.

Die letzten an Carnot gerichteten Worte Napoleons, als derselbe Paris nach der Schlacht von Waterloo verließ, sind bemerkenswerth, und geben eine denkwürdige Lehre den kurzsichtigen und ehrgeizigen Menschen ohne Grundsätze: „Carnot, ich habe Sie zu spät kennen lernen!" Tyrannen und Leute, welche die Tyrannen spielen wollen, sind sicherlich die letzten, die den Werth solcher Männer wie Carnot kennen lernen. Die Sprache der Schmeichelei, der sanfte Ton der Beistimmung und Unterwürfigkeit klingt ihrem Ohre lieblicher, als der strenge, schrille und heisere Ton einer unabhängigen Stimme, die ehrlichen und natürlichen Klänge, welche die gesunde Wahrheit verkünden und mit männlichem Widerstand jeden ruchlosen Plan bedrohen. Wäre Washingtons Tugend in Napoleons Herz verweilt, so wäre der unbeugsame Republikaner, der feste Patriot und der niewankende Freund der Freiheit, der alle seine Siege als Nichts betrachtete, wenn sie die Feinde Frankreichs und der Freiheit nicht unterwarfen, sicherlich der Erste gewesen, den er an seinen Busen gedrückt hätte. Allein Napoleon, der allein seine Siege als Stufen zum Throne schätzte, der seine Lorbeern nie beachtete, wenn sie die verbotene Frucht der willkürlichen Gewalt nicht bedeckten, folgte allein der bösen Richtung seines Charakters, indem er ein Auge, in das er nicht zu schauen wagte, einen Blick, in dem er Vorwürfe las, und einen Arm von sich fern hielt,

dessen Rache, wie ihm sein Gewissen sagte, er mit vollem Rechte verdiente. Der Stoff, woraus er seine Höflinge schuf, war von dem verschieden, woraus Carnot gebildet war.

Die Restauration, welche 1815 nach der zweiten Besetzung von Paris durchgeführt wurde, sandte diesen ausgezeichneten Staatsmann und Krieger zum zweiten Mal und für sein übriges Leben in's Exil, und zwar in ein Exil, das ehrenvoller wie irgend eine Hofgunst war, weil es durch Geschmeidigkeit und jene Nachgiebigkeit verhindert werden konnte, welche Fürsten so theuer ist: wir meinen jenes Aufgeben so lang geliebter Grundsätze und das Opfer tief gewurzelter Meinungen; jene Nachgiebigkeit und jener Verrath, welcher dem Geschmack der Könige um so süßer erscheint, je mehr der Charakter dadurch befleckt wird, ein Verfahren, das Fürsten um so höher schätzen, je berühmter der dadurch entehrte Namen war. Man darf jedoch hiebei nicht vergessen, daß Fürsten von Jugend auf in einer Atmosphäre von Lügen, die ihren Palast umhüllt, mit Falschheit genährt und durch die eigennützigen Naturen, wovon sie umgeben sind, gegen jegliche Sympathie gestählt werden; daß theilweise die mit ihrer Stellung verbundene Furcht, theilweise der ausschließliche Umgang mit fühllosen Geschöpfen, den faktiösen unnatürlichen Kreaturen eines Hofes, sie für Grausamkeit gänzlich verhärtet; daß sie durch die niederträchtige Demuth aller Menschen, womit sie in Berührung kommen, zu Tyrannen aufgezogen werden, daß ein unwiderstehliches Mittelglied, wodurch alle ihre Schritte zur Gewalt und zum Mißbrauch derselben hindurchgeleitet werden, sie dazu verleitet, überall den Herrn zu spielen. Es ist eben so wahr, daß der junge Geier von den alten in einem blutgefleckten Neste gebrütet wird, wie daß der schmarotzende Höfling im Palaste der legitime Vater des Tyrannen ist.

Die Darstellung, die solche Thaten, Tugenden und Opfer, wie bei Carnot erwähnt, und sie mit der Treulosigkeit und Undankbarkeit, die er zum Lohne empfing, in

Kontrast stellt, werde nicht allein zur Unterhaltung einer freien Stunde oder zur Befriedigung der Neugier gelesen, die ein berühmter Name zu erwecken pflegt. Die Darstellung mag eine große moralische Lehre den Fürsten ertheilen, welche die Menschheit quälen, die Welt erschrecken, deren Schwäche und Niederträchtigkeit ihre Natur zum Unheil geneigt macht und sie mit der Gewalt, Unglück anzustiften, bewehrt.

Während keine Entschuldigung oder Beschönigung aus irgend einer Rücksicht auf die Thorheiten oder Laster der Menschen zugestanden werden kann, so ist es dennoch gerecht und nützlich, stets zu erwähnen, wie unausführbar alle Entwürfe der Despoten seyn würden, wenn das Volk sich nicht selbst zum Mitschuldigen bei seiner Unterwerfung machte. Natürlich mußte Napoleon die Unterwerfung Frankreichs für weit leichter halten, als die Eroberung von Aegypten, wenn er bedachte, wie die größten Männer, die jemals zur Wissenschaft geschworen, vor seiner abenteuerlichen Abfahrt nach dem Osten niederträchtig genug waren, eines der erlauchtesten Mitglieder aus der Akademie zu stoßen, weil er den unvergänglichen Ruhm, ein Märtyrer für die Sache des Rechts und der Gesetzlichkeit zu seyn, zu wissenschaftlichen Verdiensten, welche den ihrigen glichen, hinzufügte. Wohl durfte der siegreiche Krieger Frankreich wie ein Land, das mit eiserner Ruthe regiert werden müsse, betrachten, als er ein ganzes Volk vor drei verdorbenen Tyrannen verzagen, und den erlauchten Patrioten, dessen Geist und Tapferkeit es zweimal vor fremder Eroberung gerettet hatte, aus seinem Boden hinweggetrieben sah! Wohl durften die Bourbons jene Worte For's, die schlimmste Revolution sey eine Restauration, zur Ausführung bringen, als das französische Volk ohne Murren den Urheber aller Siege verbannen ließ, die seinen Ruhm auf der ganzen Erde verbreitet hatten, damit der Mann in Armuth und Verbannung stürbe, dessen Geist Frankreichs Fahnen den Sieg über Europa verschafft, und der sich, ohne einen Pfen-

nig zu besitzen, aus der unkontrollirten Vertheilung von Millionen in den Privatstand zurückgezogen hatte. *) Die Völker aller Länder mögen jedoch fest überzeugt seyn, daß sie niemals, so lange sie sich zu willigen Werkzeugen oder zu wahren Mitschuldigen von königlichen Verbrechen **) oder von niedrigen und ruchlosen Mordbrennern hergeben, oder ruhige Zuschauer bei solcher Schuld verbleiben, von dem Fluch des Despoten befreit werden, indem sie sich bald unter den Schlingen einer ererbten Geißel beugen, bald von glänzenden militärischen Räubern vernichtet werden, oder sich von einer Reihe pöbelhafter Tyrannen verrathen, verkaufen und fangen lassen.

---

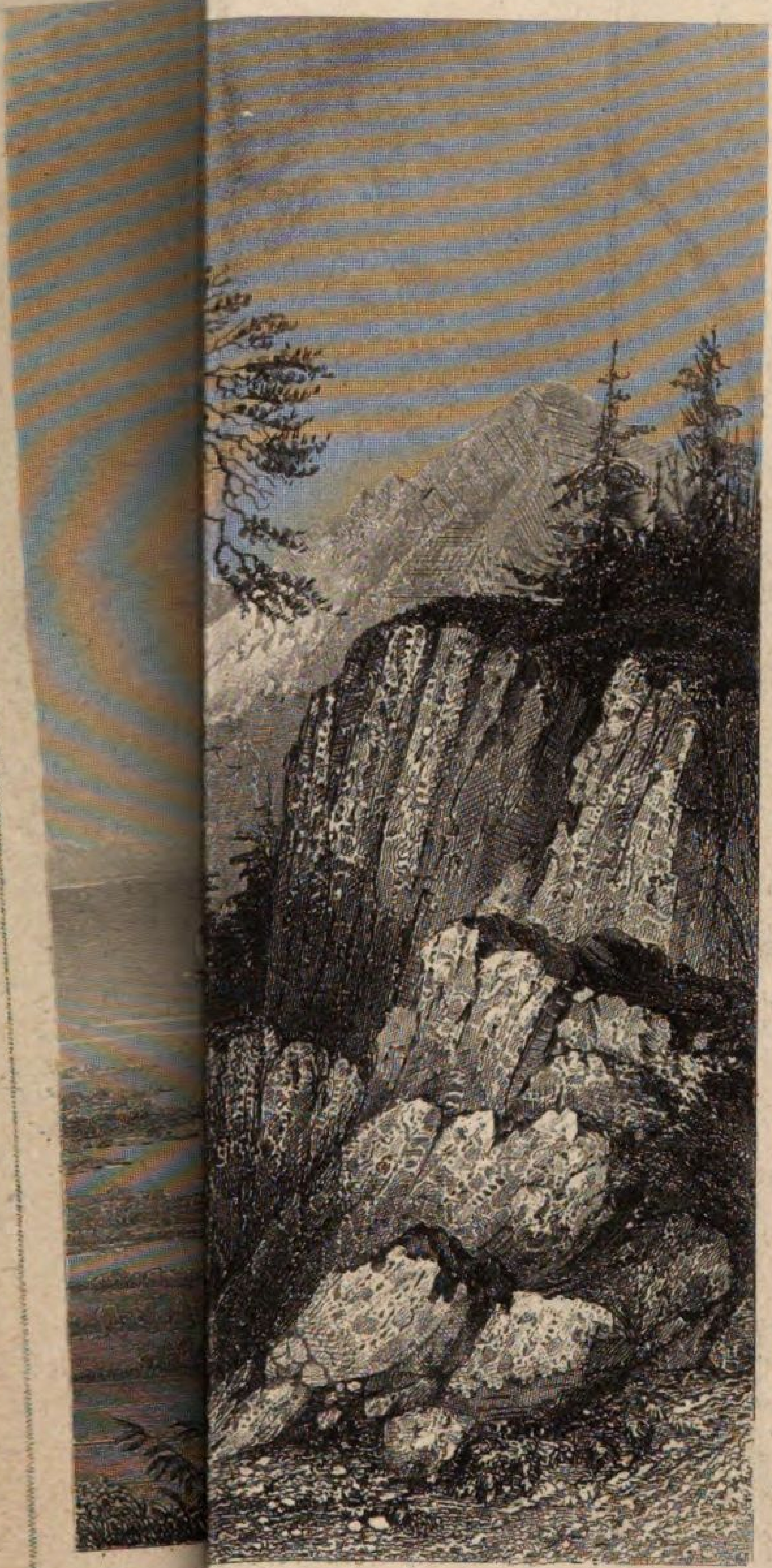
*) Man muß jedoch, um den Franzosen Gerechtigkeit zu erweisen, zugleich bedenken, daß Frankreich damals von fremden Armeen besetzt war, und daß der Artikel der Konvention, welche eine allgemeine Amnestie allen politischen Verbrechern sicherte, in der Person Carnots, Ney's u. s. w. wahrlich nicht zum Ruhme irgend eines Theils, der direkt oder indirekt daran Theil nahm, auf auffallende Weise verletzt ward. Zur Ehre der preußischen Regierung werde es bemerkt, daß ihre Soldaten in Magdeburg, wo der erlauchte Verbannte die letzten Tage seines Lebens zubrachte, Befehl erhielten, ihn militärisch zu begrüßen, so oft er in den Straßen erschien.

**) Eine wahrhaft Ekel erregende Anekdote ist in Lafayette's Memoiren, welche seine Familie herausgab, erwähnt worden. Der Kaiser Alexander gab dem ehrwürdigen Republikaner die bestimmte Versicherung, er habe Alles gethan, um die kontrerevolutionäre Richtung der Restauration zu verhindern und den König dahin zu bringen, daß er das Lieblingsdatum seiner Regierung von 1793 aufgäbe, allein die sklavische Kriecherei des gesetzgebenden Körpers, der Adressen einer vollkommenen Unterwerfung einreichte, habe ihn zum Schweigen gebracht. Diese elenden Deputirten hatten wahrscheinlich erwartet, die Gunst des Kaisers eben so zu erlangen, wie die Ludwigs XVIII. Es mag den Höflingen und Apostaten an der Sache des Volkes zur Warnung dienen, damit sie sehen, wie wenig die Fürsten für ihre erbärmliche Nachgiebigkeit sie achten oder ihnen dankbar sind.

Inhalt.

Seite

Das Leben eines Staatsmanns.. 3
Das sinkende Römerreich unter Diocletian (Schluß). 104
Die Thermopylen.. 173
Die Türken vor Wien 1683.. 183
Carnot.. 208



Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meyer's Geschichts-Bibliothek für allgemeine Kunde des Kultur- und Vö
lkerlebens

Bd.: 4,1

Hildburghausen [ca. 1840]

H.misc. 118 h-4,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738254-5